This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

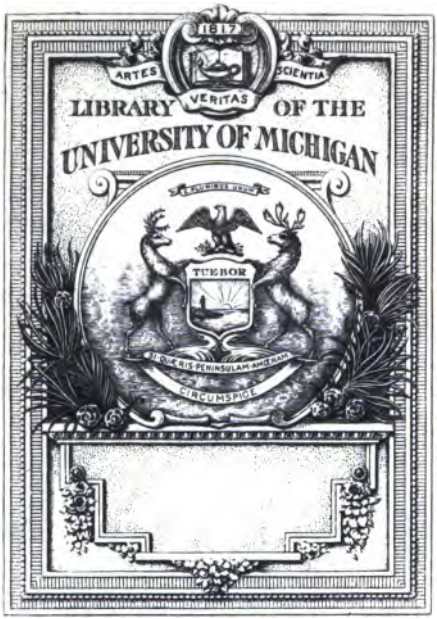
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

848
V94
tE

Französische Classiker.

37223

Vierte Abtheilung:

Voltaire's Werke

in

zeitgemäßer Auswahl.

Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen

von

Adolf Elliſſen.

Vierter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1854.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Was Paliſſot an den vorliegenden Erzählungen, namentlich an der Prinzeſſin von Babylon auszuſetzen hat, daß ſie nämlich größtentheils Dinge enthalten, die der Verfaſſer ſchon in hundert andern Schriften zur Gnüge abgehandelt habe, war für den Herausgeber ein Grund, ſie in eine Auswahl von Voltaire's Werken vorzugsweiſe aufzunehmen. Dem Leſer wird dadurch die Mühe erſpart, aus hundert Schriften zuſammenzuſuchen, was der Verfaſſer ſelbſt am Schluß ſeiner Laufbahn, im hohen Alter, aber bei ungeſchwächter Helle und Schärfe des Geiſtes, als beſonders beherzigenswerth daraus hervorhob und in der gefäl-

ligen Form der Erzählung zusammenstellte. Für die, welchen mit Voltaire's ausführlichern Erörterungen der hier besprochenen Gegenstände gedient ist, sind in den Anmerkungen die betreffenden Stellen in seinen übrigen Schriften allegirt.

Inhalt.

Seite

Die Prinzessin von Babylon 1
Noten zu dieser Erzählung 108
Amabed's Briefe 121
Noten zu Amabed's Briefen 193
Die Ohren des Grafen Chesterfield 202
Noten zu dieser Erzählung 231

Die Prinzessin von Babylon.

(1768.)

Erstes Kapitel.

Der alte Belus[1]), König von Babylon, hielt sich für den größten Mann auf Erden; denn alle seine Hofleute versicherten und seine Geschichtschreiber bewiesen es ihm. Zu einiger Entschuldigung diente dieser Narrheit allerdings der Umstand, daß seine Vorgänger Babylon vor länger als 30,000 Jahren erbaut hatten und es durch ihn selbst zur schönsten Stadt geworden war. Sein Pallast lag einige Parasangen von Babylon entfernt, und der ihn umgebende Park erstreckte sich vom Euphrat bis zum Tigris, deren Wellen diese reizenden Ufer benetzten. Die Vorderseite seines Hauses war 3000 Schritt breit und der Gipfel desselben reichte bis in die Wolken. Der Altan war von einem Säulengange von weißem Marmor und funfzig Fuß Höhe umgeben, und man sah daselbst kolossale Statuen aller Könige und aller großen Männer des Reichs. Dieser Altan, der aus zwei Lagen von Backsteinen bestand, war von einem Ende zum andern mit einer dicken Oberfläche von Blei und hierüber mit einer zwölf Fuß hohen Erdschicht bedeckt. In diesem Erdreich aber hatte

man ganze Wälder von Oel-, Pomeranzen-, Citronen-, Palm-, Gewürznelken-, Cocos- und Zimmetbäumen angelegt und vermittelst derselben Laubengänge gebildet, die kein Sonnenstrahl durchdrang.

Die Gewässer des Euphrat wurden durch ein Röhrenwerk in hundert hohlen Säulen in diese Gärten geleitet, wo sie ungeheure Becken füllten, sodann durch andere Kanäle zurückflossen und im Park Wasserfälle von 6000 Fuß Länge, so wie endlich Springbrunnen bildeten, deren Höhe man kaum mit dem Auge erreichen konnte; von hier wurden sie dann wieder in den Euphrat geleitet, von wo sie ausgegangen waren. Die Gärten der Semiramis, die einige Jahrhunderte später Asien in Erstaunen setzten, waren nur eine schwache Nachahmung dieser alten Wunder; denn zur Zeit der Semiramis hatte schon die Ausartung bei Männern und Weibern und in allen andern Dingen begonnen.

Was aber in Babylon die höchste Bewunderung erregte und alles Uebrige verdunkelte, war des Königs einzige Tochter Formosante. Nach ihren Bildnissen und Statuen entwarf viele Jahrhunderte später Praxiteles seine Aphrodite mit dem Beinamen Kallopygos. Aber o Himmel! wie tief standen alle Nachbildungen unter dem Original! Auch war der alte Belus auf seine Tochter stolzer, als auf sein Reich. Sie war achtzehn Jahre alt, und es galt nun, einen würdigen Gemahl für sie zu suchen; allein wo sollte man ihn finden? Nach der Bestimmung eines alten Orakels war Formosante's Hand dem Manne vorbehalten, der den Bogen Nimrod's spannen würde. Dieser Nimrod, der „gewaltige Jäger vor dem Herrn," hatte einen, sieben babylonische Fuß hohen Bogen von Ebenholz hinter-

laſſen, härter als das Eiſen vom Berge Kaukaſus, das man in den Werkſtätten von Derbent[2]) ſchmiedet; und kein Sterblicher ſeit Nimrod vermochte den wunderbaren Bogen zu ſpannen.

Das Orakel wollte ferner, daß der Arm, der den Bogen geſpannt haben würde, auch den furchtbarſten und gefährlichſten Löwen tödten ſollte, den man in der Arena von Babylon gegen ihn loslaſſen werde. Und auch dies war noch nicht die letzte Bedingung: der Spanner des Bogens, der Ueberwinder des Löwen ſollte ſeinen ſämmtlichen Nebenbuhlern obſiegen, ſollte überdies der geiſtreichſte, freigebigſte und edelſte Mann auf Erden und dabei der Beſitzer der größten Seltenheit in der Welt ſein.

Drei Könige wagten es, um Formoſante zu werben, der Pharao von Aegypten, der Schach von Indien und der Großkan der Scythen. Belus ſetzte den Tag feſt und beſtimmte zum Kampfplatz den weiten Raum am äußerſten Ende ſeines Parks, der von den vereinigten Gewäſſern des Euphrat und Tigris begrenzt wurde. Man errichtete rings um die Schranken ein Amphitheater von Marmor, das 500,000 Zuſchauer faſſen konnte. Dem Amphitheater gegenüber befand ſich der Thron des Königs, der mit Formoſante und ſeinem ganzen Hofe dem Kampfe beiwohnen wollte; zur Rechten und zur Linken endlich zwiſchen dem Throne und dem Amphitheater ſah man andere Throne und niedrigere Sitze für die drei Könige und für alle übrigen Fürſten, die ihre Neugierde, einem ſo merkwürdigen Ereigniſſe zuzuſchauen, hier verſammelte.

Der König von Aegypten erſchien zuerſt. Er ritt auf dem Stier Apis und hielt das Siſtrum der Iſis[3])

in der Hand. Ihm folgten 2000 Prieſter in ſchneeweißen leinenen Talaren, 2000 Eunuchen, 2000 Magier und 2000 Krieger.

Bald nach ihm ſtellte ſich der König von Indien ein in einem Wagen, den zwölf Elephanten zogen, und mit einem noch glänzendern und zahlreichern Gefolge als der Pharao von Aegypten.

Der König der Scythen kam zuletzt und nur in Begleitung einer Schaar auserleſener mit Bogen und Pfeil bewaffneter Krieger. Er ritt auf einem ſtolzen Tiger, den er gezähmt hatte und der dem ſchönſten perſiſchen Roſſe an Größe nichts nachgab. Der Ehrfurcht gebietende, majeſtätiſche Wuchs dieſes Fürſten verdunkelte die äußere Erſcheinung ſeiner Nebenbuhler beträchtlich. Beim Anblick ſeiner nackten, eben ſo nervigen als weißen Arme glaubte man den Bogen Nimrod's ſchon geſpannt zu ſehen.

Die drei Könige verbeugten ſich vor Belus und Formoſante. Der Pharao bot der Prinzeſſin die beiden ſchönſten Nilkrokodille, zwei Flußpferde, zwei Zebras, zwei ägyptiſche Ratten und zwei Mumien, nebſt den Büchern des großen Hermes[4]), die er für die größte Seltenheit auf Erden hielt.

Der König von Indien bot ihr hundert Elephanten, deren jeder einen Thurm von vergoldetem Holze trug, und legte ihr die Wedahs, von Schaka's eigner Hand geſchrieben[5]), zu Füßen.

Der König der Scythen, der weder leſen noch ſchreiben konnte, ließ hundert Schlachtroſſe mit Satteldecken von ſchwarzen Fuchsfellen vorführen.

Formoſante ſchlug vor den Bewerbern die Augen nieder und verneigte ſich mit züchtiger und majeſtätiſcher Anmuth.

Belus ließ die Fürsten auf die für sie bereiteten Throne führen: „Warum hab' ich nicht drei Töchter," sprach er, „denn so könnte ich heute sechs Menschen glücklich machen." Er ließ hierauf das Loos entscheiden, wer zuerst versuchen sollte, den Bogen Nimrod's zu spannen. Man that die Namen der drei Bewerber in einen goldenen Helm. Der des Königs von Aegypten sprang zuerst heraus und nächst ihm der des Inderschachs. Der Scythenkan maß den Bogen und seine Nebenbuhler mit den Augen und gab sich leicht darüber zufrieden, daß er der letzte war.

Während dieser glänzenden Vorbereitungen versorgten **20,000** Pagen und **20,000** junge Mädchen, ohne alle Verwirrung zwischen den Reihen der Sitze auf- und ablaufend, die Zuschauer mit Erfrischungen. Jedermann gestand, daß die Götter die Könige nur eingesetzt hätten, um alle Tage solche Feste zu geben, vorausbedungen, daß sie Mannigfaltigkeit hineinzubringen wüßten; daß das Leben zu kurz sei, um einen andern Gebrauch davon zu machen; daß Prozesse, Ränke, Kriege, Priesterzänkereien, die das Leben so vieler Menschen in Anspruch nehmen, eitel Narrheiten und Gräuel seien; daß der Mensch nur für die Freude geboren sei; daß er das Vergnügen nicht so leidenschaftlich und beharrlich lieben könne, wenn er nicht dazu geschaffen wäre; daß der Genuß endlich die wesentliche Bestimmung der menschlichen Natur und alles Uebrige Thorheit sei. Diese herrliche Moral wurde von jeher durch nichts Andres widerlegt, als durch die Thatsachen.

Als man eben im Begriff stand, mit den Versuchen, die über Formosante's Loos entscheiden sollten, den Anfang zu machen, zeigte sich ein junger Fremdling,

der auf einem Einhorne ritt und den nur ein eben so berittener Diener mit einem großen Vogel auf der Faust begleitete, am Eingange des Kampfplatzes. Die Wachen waren erstaunt, in solchem Aufzuge eine Gestalt erscheinen zu sehen, die sie für eine Gottheit zu halten versucht waren. Es war, wie man später sagte, das Antlitz des Adonis auf dem Körper des Herkules; es war die vollendetste Vereinigung von Hoheit und Anmuth. Seine schwarzen Augenbrauen und seine langen blonden Haare, eine bis dahin in Babylon unerhörte Vereinigung von Schönheiten entzückten die Versammlung. Alle Zuschauer erhoben sich von ihren Sitzen, um ihn besser sehen zu können; alle Hofdamen verschlangen ihn mit den Blicken; Formosante selbst, welche die Augen gesenkt hatte, schlug sie wieder auf und erröthete. Die drei Könige erblaßten. Alle Zuschauer verglichen unwillkürlich Formosante mit dem Unbekannten und riefen aus: „In der ganzen Welt kann nur dieser Jüngling sich an Schönheit der Prinzessin an die Seite stellen."

Die hocherstaunten Thürsteher fragten ihn, ob er ein König sei. Der Fremde erwiderte, er habe nicht die Ehre, sei aber sehr weit hergekommen, da er die Neugierde nicht habe bezwingen können, zu sehen, ob es Könige auf Erden gebe, die Formosante's würdig wären. Man führte ihn hierauf in die erste Reihe des Amphitheaters, wo er sammt seinem Diener, seinen beiden Einhörnern und seinem Vogel Platz nahm. Ehrerbietig begrüßte er vorher Belus und seine Tochter, so wie die drei Könige und die ganze Versammlung. Die beiden Einhörner lagerten sich ihm zu Fü-

ßen, sein Vogel setzte sich auf seine Schulter und sein Diener, der ein Beutelchen trug, an seine Seite.

Die Proben nahmen ihren Anfang. Man nahm den Bogen des Nimrod aus seinem goldnen Behältniß. Der Oberzeremonienmeister, dem funfzig Pagen folgten und zwanzig Trompeter vorausgingen, überreichte ihn dem Könige von Aegypten. Dieser ließ ihn durch seine Priester einsegnen, legte ihn auf den Kopf des Stiers Apis und zweifelte nach diesen Vorbereitungen nicht, den ersten Sieg davon zu tragen. Er begab sich in die Mitte der Arena, begann seine Versuche, bot alle Kraft auf und verdrehte dabei seinen Körper auf eine Weise, die das schallende Gelächter des ganzen Amphitheaters erregte und worüber selbst Formosante ein Lächeln nicht unterdrücken konnte.

Sein Großalmosenier näherte sich ihm. „Möge deine Erhabenheit," sprach er, „auf diese eitle Ehre verzichten, wobei nur die Muskeln und Nerven in Betracht kommen. In allem Uebrigen wirst du triumphiren: du wirst den Löwen besiegen, da du den Säbel des Osiris besitzest. Die Prinzessin von Babylon soll dem geistreichsten Fürsten zu Theil werden, und welche Räthsel hast du nicht errathen! Sie soll sich mit dem Tugendhaftesten vermählen, und das kann wieder kein Anderer sein als du, da dich die ägyptischen Priester erzogen. Sie soll dem Freigebigsten angehören, und du hast ihr die beiden schönsten Krokodille und die beiden herrlichsten Ratten dargeboten, die auf dem ganzen Delta zu finden sind. Du besitzest endlich in dem Stier Apis und den Büchern des Hermes die größten Seltenheiten von der Welt. Kurz, Niemand kann dir Formosante's Besitz streitig machen." — „Du hast Recht,"

sprach der König von Aegypten und setzte sich wieder auf seinen Thron.

Man übergab hierauf den Bogen dem König von Indien. Dieser wurde die Schwielen von seinen unglücklichen Versuchen in den nächsten vierzehn Tagen nicht los, tröstete sich aber einstweilen mit der Voraussetzung, daß der Scythenkönig nicht glücklicher sein werde als er.

An Letzterem war jetzt die Reihe, sein Heil zu versuchen. Er verband Gewandtheit mit großer Kraft, und der Bogen schien wirklich unter seinen Händen einige Biegsamkeit zu gewinnen, aber ihn zu spannen wollte auch ihm, wie er es immer anfangen mochte, nicht gelingen. Die Zuschauer, die das gewinnende Aeußere dieses Fürsten zu seinen Gunsten eingenommen hatte, seufzten über den geringen Erfolg seiner Bemühungen und meinten, jetzt werde die Prinzessin wohl nie einen Gemahl bekommen.

Da schwang sich mit einem Mal der junge Unbekannte mit einem Sprunge in die Arena und wandte sich an den Scythenfürsten mit den Worten: „Es darf deine Hoheit nicht befremden, nicht ganz zum Ziele gelangt zu sein. Diese Ebenholzbogen werden in meiner Heimath verfertigt; um sie mit Leichtigkeit zu handhaben, ist nur ein gewisser Griff nöthig, und es ist dir als ein weit größeres Verdienst anzurechnen, ihn nur etwas gebogen zu haben, als mir, wenn ich ihn wirklich spanne.“ Er nahm hierauf einen Pfeil, legte ihn in die Kerbe, spannte den Bogen Nimrod's und drückte los, daß der Pfeil weit über die Schranken hinflog. Millionen Hände klatschten der Wunderthat Beifall. Ganz Babylon hallte von Freudengeschrei wi-

der, und alle Weiber riefen: „Welch ein Glück, daß ein so wunderschöner Knabe auch so Wunderkraft besitzt!“

Er nahm hierauf aus seiner Tasche ein elfenbeinernes Täfelchen, schrieb darauf mit einer goldenen Nadel, befestigte das Täfelchen an dem Bogen und überreichte Alles zusammen der Prinzessin mit einer Anmuth, die alle Umstehenden bezauberte. Sodann setzte er sich bescheiden wieder an seinen Platz zwischen seinen Vogel und seinen Diener. Ganz Babylon war vor Verwundrung außer sich; die drei Könige machten lange Gesichter und der Unbekannte schien von alle dem gar nichts zu merken.

Formosante's Erstaunen wuchs noch, da sie auf dem an dem Bogen befestigten elfenbeinernen Täfelchen folgende kleine Verse im schönsten Chaldäisch las:

Der Bogen Nimrod's ist dem Krieg geweiht,
Amor's Geschoß dem höchsten Erdenglücke:
Du führst es; ja, durch deine holden Blicke
Beherrscht der Gott die Erde weit und breit,
Wetteifernd deine Neigung zu erringen
Siehst du drei mächt'ge Könige bereit.
Wem wird der Siege glorreichster gelingen?
O! sicher harret sein der Erde Neid!

Die Prinzessin wurde über das kleine Madrigal durchaus nicht böse. Einige alte Herren vom Hofe fällten freilich eine ziemlich scharfe Kritik darüber. Sie behaupteten, in der guten alten Zeit würde man Belus mit der Sonne und Formosante mit dem Monde, ihren Hals mit einem Thurm und ihren Busen mit einem Weizenhaufen verglichen haben[6]). Sie sagten, es fehle dem Fremden an Einbildungskraft und er sündige gegen die Vorschriften der echten Poesie. Sämmtliche Damen dagegen fanden die Verse äußerst zart und verbindlich

und konnten sich nicht genug verwundern, wie ein so geschickter Bogenspanner sich zugleich als einen so geistreichen Kopf bewähren könne. Die Ehrendame der Prinzessin sprach zu ihr: „Wie schade, Gebieterin, daß so schöne Talente doch rein verloren sind! Denn wozu nützt nur dem Jünglinge all sein Geist sammt Nimrod's Bogen?“ — „Bewundrung dadurch zu erwecken,“ entgegnete Formosante. „Ach,“ murmelte die Ehrendame zwischen den Zähnen, „noch ein Madrigal, und ich stehe nicht dafür ein, daß er nicht auch Liebe erweckt.“

Nachdem sich inzwischen Belus mit seinen Magiern berathen hatte, erklärte er, obgleich keiner der drei Könige den Bogen Nimrod's habe spannen können, müsse seine Tochter nichts desto weniger vermählt werden und solle nunmehr demjenigen zu Theil werden, dem es gelingen werde, den ungeheuren Löwen zu Boden zu strecken, den man eigens dazu in seinem Thiergarten aufgezogen hatte. Der König von Aegypten, der, wie gesagt, in aller Weisheit der Priester seines Landes unterwiesen war, fand es höchst lächerlich, einen König den wilden Thieren auszusetzen, um ihn zu vermählen. Er räumte ein, daß der Besitz Formosante's allerdings ein Preis von unschätzbarem Werthe sei, behauptete aber, wenn der Löwe ihm den Hals umdrehe, werde er doch die schöne Babylonierin niemals heirathen können. Der König von Indien theilte völlig die Ansicht des Aegypters. Beide kamen zu dem Schluß, der König von Babylon habe sie zum Besten und es wolle sich nicht anders für sie geziemen, als ihre Kriegsheere gegen ihn ins Feld zu stellen und ihn zu züchtigen. Sie meinten, sie hätten ja Unterthanen genug, die es sich zur

höchsten Ehre schätzen würden, im Dienste ihrer Herren zu sterben, ohne daß es ihren geheiligten Häuptern nur ein Haar kostete; es werde ein wahres Kinderspiel für sie sein, den König von Babylon zu entthronen, und dann könnten sie ja um die schöne Formosante loſen.

Nachdem sie diese Uebereinkunft getroffen hatten, sandten beide Könige, jeder in sein Land, den gemessenen Befehl, sofort ein Kriegsheer von 300,000 Mann auf die Beine zu bringen, um Formosante zu entführen.

Inzwischen begab sich der König der Scythen mit dem Säbel in der Faust allein auf den Kampfplatz. Er war gar nicht so bis zum Sterben in Formosante's Reize vernarrt. Die Liebe zum Ruhm war bisher seine herrschende Leidenschaft und nur sie hatte ihn nach Babylon geführt. Er wollte jetzt zeigen, daß wenn die Könige von Indien und Aegypten klug genug waren, sich nicht mit Löwen in einen Streit einzulassen, worin sie sich möglicher Weise nicht in dem vortheilhaftesten Lichte hätten zeigen können, er selbst dagegen Muth genug hatte, einen solchen Kampf nicht unter seiner Würde zu halten und die Ehre der Krone wieder herzustellen. Seine seltne Tapferkeit ließ ihn sogar den Beistand seines Tigers verschmähen. Ohne Begleitung, leicht bewaffnet, das Haupt mit einem stählernen, goldbesetzten Helm geschützt, den drei schneeweiße Roßschweife überschatteten, betrat er kühnen Muths die Arena.

Man ließ den riesigsten Löwen gegen ihn los, der je aus den Wäldern Antilibanon's hervorging. Seine furchtbaren Klauen schienen fähig, die drei Könige auf einmal in Stücke zu reißen, und sein weiter Rachen sie alle drei zu verschlingen. Von seinem entsetzlichen Gebrüll hallte das Amphitheater wider. In blitzschnellem

Rennen stürzen die beiden stolzen Kämpen auf einander los. Der muthige Scythe stößt sein Schwert dem Löwen in den Rachen, trifft aber mit der Spitze auf einen der dicken Zähne, die kein Stahl durchbrechen kann; laut klirrend springt die Klinge in Stücken, und schon bohrt das Ungeheuer der Wälder, wüthend über seine Wunde, seine blutigen Krallen dem Könige in die Seite.

Da wirft sich plötzlich voll reger Theilnahme bei der Gefahr eines so tapfern Fürsten der junge Unbekannte rascher wie ein Blitzstrahl auf den Kampfplatz und schlägt dem Löwen mit eben so großer Geschicklichkeit den Kopf ab, wie man später bei unsern Ringelrennen unsre geschickten jungen Ritter Mohrenköpfe und Ringe treffen sah.

Er zog hierauf eine kleine Büchse hervor und überreichte sie dem Scythenfürsten mit den Worten: „Deine Hoheit wird in dieser Büchse das echte Diptam[7]) finden, das in meinem Lande wächst. Deine rühmlichen Wunden werden nach der Anwendung desselben augenblicklich vernarbt sein. Nur ein tückischer Zufall vereitelte deinen Sieg über den Löwen und deine Tapferkeit verdient darum nicht weniger Bewundrung.“

Der Scythenkönig, in dessen Seele die Erkenntlichkeit über der Eifersucht die Oberhand behielt, dankte seinem Befreier und begab sich, nachdem er ihn zärtlich umarmt hatte, in seine Herberge, um das Diptam auf seine Wunden zu legen.

Der Unbekannte übergab den Löwenkopf seinem Diener. Dieser wusch ihn erst in dem großen Brunnen unterhalb des Amphitheaters, ließ alles Blut herauslaufen, nahm sodann ein eisernes Werkzeug aus seinem Beutel, brach dem Löwen seine vierzig Zähne aus und setzte vierzig Diamanten an ihre Stelle.

Sein Herr verfügte sich mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit wieder an seinen Platz und übergab hier den Löwenkopf seinem Vogel. „Schöner Vogel," sprach er, „lege diese meine schwache Huldigung zu Formosante's Füßen nieder." Mit der schrecklichen Trophäe in seiner einen Klaue schwingt sich der Vogel in die Luft, läßt sich vor der Prinzessin nieder und bietet ihr mit demüthig zur Erde niedergebeugtem Halse das Ueberbrachte dar. Die vierzig glänzend geschliffenen Diamanten blendeten Aller Augen. Solche Pracht war in dem stolzen Babylon noch unerhört; der Smaragd, der Topas, der Saphir und der Pyrop galten dort noch für die kostbarsten Kleinodien. Belus und der ganze Hof waren von Bewundrung hingerissen. In noch höherm Grade aber, als das Geschenk selbst, erregte der Vogel, der es überbrachte, ihr Erstaunen. Er glich an Gestalt und Größe etwa einem Adler, doch waren seine Augen in eben dem Grade sanft und zärtlich, wie die des Adlers stolz und drohend sind. Sein Schnabel war rosenroth und schien nicht ohne alle Aehnlichkeit mit Formosante's holdem Munde. Auf seinem Halse spielten alle Farben des Regenbogens, aber lebhafter und glänzender; das Gold in tausend Schattirungen funkelte auf seinem Gefieder. Seine Füße schienen eine Mischung von Silber und Purpur, und der Schweif der schönen Vögel, die man später an Juno's Wagen spannte, war nichts im Vergleich mit dem seinen.

Die Aufmerksamkeit, die Neugierde, das Erstaunen, die äußerste Spannung des ganzen Hofs theilte sich zwischen den vierzig Diamanten und dem Vogel. Er hatte sich auf der Balustrade zwischen Belus und seiner Tochter Formosante niedergelassen, sie konnte nicht müde

werden ihn zu ſtreicheln, zu liebkoſen und zu küſſen. Er ſchien ſich alle Liebkoſungen mit einer Miſchung von Vergnügen und Ehrfurcht gefallen zu laſſen. Wenn die Prinzeſſin ihn küßte, gab er ihr die Küſſe zurück und betrachtete ſie dann mit den beredteſten Blicken. Er empfing von ihr Zuckerplätzchen und Piſtazien, die er mit ſeiner ſilberpurpurnen Klaue faßte und mit unausſprechlicher Anmuth zum Schnabel führte.

Belus, der die Diamanten aufmerkſam betrachtet hatte, war der Meinung, daß kaum eine ſeiner Provinzen ein ſo reiches Geſchenk aufwiegen könne. Er befahl für den Unbekannten noch prächtigere Ehrengaben bereit zu halten, als jene, die für die drei Monarchen beſtimmt waren. „Dieſer Jüngling," ſprach er, „iſt ohne Zweifel der Sohn des Kaiſers von China oder er kommt aus jenem Welttheil Europa, wovon ich habe reden hören, oder auch aus Afrika, das an Aegypten grenzen ſoll."

Er ſandte ſofort ſeinen Oberſtallmeiſter ab, um den Unbekannten zu bewillkommnen und ihn zu fragen, ob er der Fürſt eines jener Reiche ſei und warum er, im Beſitz ſo außerordentlicher Schätze, nur mit einem Diener und einem kleinen Beutel hier erſcheine.

Während der Oberſtallmeiſter ſich nach dem Amphitheater begab, um ſich ſeines Auftrags zu entledigen, kam ein andrer Diener auf einem Einhorne an, wandte ſich an den jungen Unbekannten und ſprach: „Dein Vater Omar liegt im Sterben und ich bin gekommen, es dir zu melden." Der Unbekannte blickte zum Himmel empor, vergoß einige Thränen und antwortete nur: „So laßt uns aufbrechen!"

Nachdem der Oberſtallmeiſter die ihm aufgetragenen

Begrüßungen an den Ueberwinder des Löwen, den Geber der vierzig Diamanten und den Herrn des schönen Vogels ausgerichtet hatte, fragte er den Diener, welches Königreich der Vater des jungen Helden beherrsche? Der Diener antwortete: „Sein Vater ist ein alter Schäfer, den Alt und Jung in unserm Bezirke gern hat.“

Während dieser kurzen Unterredung hatte der Unbekannte bereits sein Einhorn bestiegen. „Herr,“ sprach er zum Oberstallmeister, „erzeige mir die Gewogenheit, dem großen Belus und seiner Tochter meine demüthige Huldigung zu überbringen. Ich wage, sie zu bitten, für den Vogel, den ich ihr zurücklasse, große Sorge zu tragen; er ist einzig, wie sie.“ Mit diesen Worten flog er wie der Blitz davon; die beiden Diener folgten ihm, und schnell hatte man sie aus dem Gesicht verloren.

Unwillkürlich schrie Formosante laut auf. Der Vogel wandte sich nach der Seite des Amphitheaters, wo sein Herr gesessen hatte, und schien sehr bekümmert, als er ihn nicht mehr sah. Sodann heftete er einen langen Blick auf die Prinzessin und schien sich, indem er seinen Schnabel sanft auf ihrer schönen Hand rieb, von jetzt an ihrem Dienste zu weihen.

Als Belus, dessen Erstaunen über dies Alles mit jedem Augenblicke wuchs, vernahm, daß der merkwürdige Jüngling der Sohn eines Schäfers sei, konnte er es nicht glauben. Er ließ ihm nachsetzen, doch bald kamen die Verfolger mit der Nachricht zurück, daß es unmöglich sei, die Einhörner, worauf die drei Fremden ritten, einzuholen, und daß sie bei der unglaublichen Schnelligkeit ihres Laufs in einem Tage mindestens 100 Stunden zurücklegen müßten.

Zweites Kapitel.

Jedermann machte über dieſe ſeltſame Begebenheit ſeine Gloſſen und erſchöpfte ſich in leeren Vermuthungen. „Wie kann der Sohn eines Schäfers vierzig ungeheure Diamanten verſchenken? warum reitet er auf einem Einhorn?“ Man wußte weder ein noch aus. Formoſante liebkoſte ihren Vogel und verſank dabei in tiefe Träumereien.

Sie wurde darin von ihrer Muhme, der Prinzeſſin Aldea unterbrochen, einem ſehr wohl gebildeten, ja ihr ſelbſt an Reizen wenig nachſtehenden Mädchen. „Liebe Muhme,“ ſprach dieſelbe, „ich weiß nicht, ob der junge Halbgott wirklich der Sohn eines Schäfers iſt; ſo viel aber ſcheint mir ausgemacht, daß er alle Bedingungen, die an deine Vermählung geknüpft ſind, erfüllt hat. Er hat den Bogen Nimrod's geſpannt und den Löwen überwunden; er hat ſich als einen geiſtreichen Kopf bewährt, da er aus dem Stegreif ein allerliebſtes Gedicht für dich machte. Nach den vierzig großen Diamanten, die er dir gegeben, mußt du ihn als den freigebigſten aller Menſchen anerkennen. In ſeinem Vogel beſitzt er ohne Widerſtreit die größte Seltenheit auf Erden. Seine Tugend hat nicht ihres Gleichen, denn ſo gern er bei dir geblieben wäre, was ihm ja frei ſtand, beſann er ſich doch keinen Augenblick, aufzubrechen, ſobald er erfuhr, daß ſein Vater krank ſei. Kurz, das Orakel iſt in allen Stücken in Erfüllung gegangen, ausgenommen darin, daß er auch ſeine Nebenbuhler überwältigen ſoll. Allein er that ja noch weit mehr: er rettete dem einzigen Mitbewerber, den er allenfalls zu fürchten hatte, das Leben; und wenn es darauf ankommen ſollte, die beiden

andern zu schlagen, so zweifelst du doch gewiß nicht, daß er leicht mit ihnen fertig werden wird."

„Was du da sagst, ist Alles sehr wahr," erwiderte Formosante; „allein ist es nur möglich, daß der größte Mann auf Erden und vielleicht auch der liebenswürdigste der Sohn eines Schäfers ist?"

Die Ehrendame mischte sich jetzt mit der Bemerkung ins Gespräch, daß das Wort Schäfer sehr oft von Königen gebraucht werde; man nenne sie so, weil sie ihre Heerde stark scheeren; jene Angabe sei wahrscheinlich nur ein schlechter Spaß seines Dieners und der junge Held nur darum in so unzureichender Begleitung erschienen, um in desto glänzenderm Lichte zu zeigen, wie sehr sein persönliches Verdienst über allen königlichen Prunk erhaben sei, und um Formosante's Besitz nur sich selbst zu verdanken. — Die Prinzessin antwortete nur durch tausend zärtliche Küsse, die sie ihrem Vogel gab.

Mittlerweile wurde für die drei Könige und alle Fürsten, die sich zum Feste eingefunden hatten, ein glänzendes Mahl zugerichtet. Die Tochter und die Nichte des Königs sollten die Wirthin dabei machen. Man brachte den Königen Geschenke, wie sie der Pracht Babylon's würdig waren.

Während der Zurüstungen zur Tafel versammelte Belus seinen Staatsrath in Betreff der Vermählung Formosante's und ließ sich als weiser Staatsmann folgendermaßen vernehmen:

„Ich bin alt; ich weiß nicht mehr, was ich thun oder wem ich meine Tochter geben soll. Der sie verdiente, ist nur ein gemeiner Schäfer; die Könige von Indien und Aegypten sind Hasenfüße; der König der Scy-

then wäre mir schon ganz Recht, aber er hat doch auch nicht eine einzige der verlangten Bedingungen erfüllt. Ich will noch einmal das Orakel um Rath fragen. Mittlerweile berathet auch ihr euch, und nach dem Ausspruche des Orakels wollen wir dann das Nöthige beschließen; denn ein König muß bei Allem, was er thut, stets nur den ausdrücklichen Befehl der unsterblichen Götter zur Richtschnur nehmen."

Er geht hierauf in seine Kapelle, und das Orakel antwortet wie gewöhnlich in wenigen Worten: „Deine Tochter wirst du nicht eher vermählt sehen, bis sie die Welt durchstreift haben wird." Sehr verwundert kehrt Belus in den Staatsrath zurück und theilt ihm die erhaltene Antwort mit.

Sämmtliche Minister hegten die tiefste Ehrfurcht vor den Orakeln; alle waren überzeugt oder heuchelten wenigstens die Ueberzeugung, daß sie die Grundlage der Religion bildeten; daß die Vernunft vor ihnen schweigen müsse; daß durch sie die Könige über ihre Völker und die Magier über die Könige herrschten; daß ohne Orakel weder Tugend noch Ruhe auf Erden bestehen könnten. Kurz nachdem sie die tiefste Ehrerbietung davor bezeugt hatten, schlossen fast alle einmüthig mit der Versicherung, daß das in Frage stehende Orakel im höchsten Grade ungereimt sei und daß man ihm nicht gehorchen dürfe; daß nichts unanständiger für ein Mädchen und nun gar für die Tochter des großen Königs von Babylon sei, als in die weite Welt zu laufen, ohne zu wissen wohin; daß dies gerade das Mittel sei, nie einen Mann zu bekommen oder, was noch schlimmer, eine heimliche Heirath zu schließen, woraus dann

nichts als Schimpf und Schande entstehe; kurz, daß dies Orakel keinen gesunden Menschenverstand habe.

Nur der jüngste Minister Onodafes, der mehr Geist hatte, als die übrigen, war der Meinung, das Orakel verstehe unter der Weltfahrt ohne Zweifel irgend eine andächtige Wallfahrt, und erbot sich, der Prinzessin selbst als Begleiter zu dienen. Der Staatsrath pflichtete nach und nach dieser Ansicht bei; nun wollte aber jeder Stallmeister sein. Der König entschied, die Prinzessin solle 300 Parasangen weit auf der Straße nach Arabien zu einem Tempel wallfahrten, dessen Heiliger in dem Rufe stand, daß er den Mädchen zu glücklichen Ehen verhelfe, und der Aelteste des Staatsraths solle sie begleiten. Nach dieser Entscheidung begab man sich zur Tafel.

Drittes Kapitel.

Inmitten der königlichen Gärten zwischen zwei Wasserfällen erhob sich ein länglich runder Saal von 300 Fuß im Durchmesser, dessen azurnes Gewölbe, mit goldenen Sternen besäet, alle Sternbilder sammt den Planeten, jeden an seinem wahren Platze darstellte, und dies Gewölbe drehte sich wie der Himmel selbst vermittelst eines Mechanismus, der eben so unsichtbar war, wie jener, der die Weltkörper in Bewegung setzt[8]). Hunderttausend in Cylindern von Bergkrystall eingeschlossene Wachsfackeln erleuchteten den äußern und innern Raum des Speisesaals. Ein Schenktisch mit stufenweisen Erhöhungen trug zwanzigtausend goldene Gefäße und Schüsseln, und ihm gegenüber befand sich ein andres Gerüst für die Musiker. Zwei andere Amphitheater

waren, das eine mit Früchten aus allen Jahreszeiten, das andre mit Kryſtallflaſchen beſetzt, worin alle Weine der Erde funkelten.

Die laut ſchallende Muſik ließ jedem Fürſten volle Freiheit, ſeine Nachbarin zu unterhalten. Das Mahl war eben ſo unterhaltend, als prächtig. Man hatte Formoſante eine Fleiſchſpeiſe vorgeſetzt, die ihres Vaters Leibgericht war. Die Prinzeſſin befahl, man ſolle ſie Sr. Majeſtät bringen. Da faßte augenblicklich der Vogel mit wunderbarer Geſchicklichkeit die Schüſſel und bot ſie dem Könige dar. Nie herrſchte wohl bei einem Gaſtmahl größere Verwunderung. Belus verſchwendete nicht weniger Liebkoſungen an den Vogel, wie ſeine Tochter, zu der jener alsbald zurückflog. Während des Fluges entfaltete er einen ſo ſchönen Schweif, ſeine ausgeſpannten Flügel prangten in ſo brennenden Farben, das Gold ſeines Gefieders warf einen ſo blendenden Glanz, daß alle Augen nur auf ihn gerichtet waren. Selbſt die Muſiker hielten ein und ſaßen unbeweglich. Niemand aß, Niemand ſprach, man hörte nur ein Gemurmel der Bewunderung. Die Prinzeſſin von Babylon hörte während der ganzen Mahlzeit nicht auf, den Vogel zu küſſen, ohne nur daran zu denken, daß es noch Könige in der Welt gebe. Die beiden von Indien und Aegypten wurmte das entſetzlich und ſie nahmen ſich feſt vor, den Marſch ihrer 300,000 Mann und damit den Augenblick der Rache nach Kräften zu beſchleunigen.

Was den König der Scythen betrifft, ſo war er ganz in die Unterhaltung der ſchönen Aldea vertieft. Sein ſtolzes Herz verachtete Formoſante's Unaufmerkſamkeit, ohne daß er ſie ſich irgend zu Gemüth ge-

zogen hätte, und er empfand von Stund' an mehr Gleichgültigkeit als Groll gegen sie. „Sie ist schön," sprach er, „ich räum' es ein; doch scheint sie mir zu den Weibern zu gehören, die nur an ihre Schönheit denken und Wunder meinen, wie tief ihnen das Menschengeschlecht verpflichtet sei, wenn sie geruhen, sich einmal öffentlich blicken zu lassen. Bei mir zu Lande betet man keine Götzenbilder an. Du, Herrin, bist so reizend wie sie und hältst es wenigstens nicht unter deiner Würde, an einen Fremdling ein freundliches Wort zu richten. Ich gestehe dir mit aller Offenherzigkeit eines Scythen, daß du mir hundert Mal lieber bist als deine Base." Er täuschte sich indessen über Formosante's Charakter; sie war durchaus nicht so hochmüthig, wie sie ihm vorkam. Indessen wurde seine Artigkeit von der Prinzessin Aldea sehr wohl aufgenommen. Ihr Gespräch wurde recht anziehend; Beide waren sehr von einander erbaut und schon Jeder des Andern gewiß, als man von Tisch aufstand.

Nach der Mahlzeit lustwandelte man im Gebüsch. Der König der Scythen und Aldea verfehlten nicht eine einsame Laube aufzusuchen, wo Aldea, die gleichfalls die Offenherzigkeit selbst war, ihr ganzes Herz gegen ihn ausschüttete.

„Ich hasse meine Base nicht," sprach sie, „obgleich sie schöner ist als ich und einst den Thron von Babylon besteigen wird. Die Ehre, dir zu gefallen, ist in meinen Augen mehr werth, als alle Reize, und ich ziehe das Land der Scythen, wenn ich an deiner Seite dort weile, der Krone von Babylon ohne dich vor; übrigens gehört diese Krone von Rechtswegen Niemandem als mir, wenn es anders noch Rechte in der Welt

giebt; denn ich bin dem ältern Zweige des Hauses Nimrod entsprossen, während Formosante nur dem jüngern angehört. Ihr Großvater entthronte den meinen und ließ ihn umbringen."

„So viel gilt also die Macht des Bluts in Babylon!" rief der Scythe. „Wie hieß dein Großvater?"

„Er hieß Aldea, wie ich, und mein Vater ebenfalls. Letzterer wurde sammt meiner Mutter ins Innere des Reichs verbannt, und nach ihrem Tode entschloß sich Belus, da er von mir nichts zu fürchten hatte, mich mit seiner Tochter zu erziehen. Doch hat er unwiderruflich festgesetzt, daß ich mich nie vermählen soll."

„Ich will deinen Großvater, deinen Vater und dich selbst rächen," sprach der Scythenkönig. „Ich stehe dir dafür ein, daß du dich vermählen sollst. Uebermorgen in aller Frühe entführe ich dich, denn morgen muß ich noch beim König von Babylon zu Mittag speisen. Bald komme ich dann an der Spitze eines Heers von 300,000 Mann zurück, um deine Rechte geltend zu machen." Die schöne Aldea willigte von Herzen ein, und nachdem sie sich gegenseitig ihr Ehrenwort gegeben hatten, trennten sie sich für diesmal.

Die unvergleichliche Formosante hatte sich schon lange zur Ruhe begeben. Neben ihr Bett hatte sie einen kleinen Pomeranzenbaum in einem silbernen Behältniß setzen lassen und dort ihrem Vogel seine Ruhestätte angewiesen. Ihre Vorhänge waren verschlossen, allein sie hatte keine Lust zu schlafen; ihr Herz und ihre Einbildungskraft waren in zu großer Aufregung. Das Bild des reizenden Unbekannten schwebte ihr beständig vor der Seele; sie sah ihn, wie er von Nimrod's Bogen einen Pfeil abschoß; er stand ihr vor Augen, wie er dem Lö-

wen das Haupt herunter schlug; mit leiser Stimme wiederholte sie sein Madrigal; sie sah ihn endlich, wie er auf seinem Einhorn davonfliegend sich dem Gedränge entzog, und brach in Thränen aus. Laut schluchzend rief sie: „Ich soll ihn also nicht mehr sehen! nie wird er wiederkommen!"

„Er wird wiederkommen, Gebieterin!" erwiderte hier plötzlich der Vogel vom Gipfel seines Pomeranzenbaumes herab; „kann man dich einmal gesehen haben ohne den festen Entschluß, dich wieder zu sehen?"

„O Himmel! o ihr ewigen Mächte, mein Vogel redet das reinste Chaldäisch!" Mit diesen Worten riß sie die Vorhänge auf, streckte die Arme nach ihm aus und warf sich in ihrem Bette auf die Knie. „Bist du ein Gott, der sich auf die Erde herabgelassen? verbirgt sich der große Oromazes[9]) unter diesem glänzenden Gefieder? O wenn du ein Gott bist, so gieb mir den schönen Jüngling wieder!"

„Ich bin nur ein Vogel," erwiderte jener, „allein ich wurde zu einer Zeit geboren, da noch alle Thiere sprachen, und Vögel, Schlangen, Eselinnen, Pferde und Greise sich auf das vertraulichste mit den Menschen unterhielten. Vor den Leuten mochte ich nicht reden, damit deine Ehrendamen mich nicht etwa gar für einen Hexenmeister ansähen. Nur dir will ich mich anvertrauen."

Formosante, die von so vielen Wundern ganz verwirrt und betäubt war und der hundert Fragen zugleich auf den Lippen schwebten, fragte den Vogel zuerst, wie alt er denn sei? „Sieben und zwanzig tausend neunhundert Jahre und sechs Monate, Herrin," erwiderte jener. „Ich bin so alt, wie jene kleine Him-

melsrevolution, die eure Magier das Vorrücken der Nachtgleichen [10]) nennen, und die ungefähr in acht und zwanzig tausend eurer Jahre von Statten geht. Es giebt unendlich viel länger dauernde Revolutionen, und so fehlt es auch nicht an Wesen, die weit älter sind als ich. Vor zwei und zwanzig tausend Jahren lernte ich auf einer meiner Reisen das Chaldäische und behielt immer eine besondere Vorliebe für diese Sprache. Meine Mitgeschöpfe aber, die übrigen Thiere haben es längst schon aufgegeben, unter euren Himmelsstrichen von der Sprache Gebrauch zu machen."

„Und warum dies, göttlicher Vogel?"

„Ach, weil die Menschen leider endlich die Gewohnheit angenommen haben, uns zu verzehren, statt sich mit uns zu unterhalten und im Umgange mit uns zu belehren. Die Barbaren! Mußten sie sich nicht überzeugen, daß wir, mit denselben Sinneswerkzeugen wie sie, mit denselben Empfindungen, denselben Bedürfnissen, denselben Begierden ausgestattet, auch so gut wie sie jenes Etwas, das sie eine Seele nennen, besitzen? daß wir ihre Brüder sind und daß man nur die Bösen kochen und verzehren sollte? Wir sind so ausgemacht eure Brüder, daß das große, ewige, schaffende Wesen, da es einen Vertrag mit den Menschen schloß, uns ausdrücklich in denselben mit inbegriff. Er verbot euch, unser Blut zu trinken, und uns das eure auszusaugen [11]). Die Fabeln eures alten Lokman [12]), die in so viele Sprachen übersetzt sind, werden von dem glücklichen Verkehr, der einst zwischen euch und uns bestand, ewig Zeugniß ablegen. Sie beginnen sämmtlich mit den Worten: Zur Zeit als die Thiere redeten. Freilich giebt es noch viele Weiber unter euch, die bestän-

dig mit ihren Hunden reden, allein sie haben beschlossen, nicht mehr zu antworten, seit man sie mit Peitschenhieben gezwungen, auf die Jagd zu gehen und an dem Morde unserer alten gemeinschaftlichen Freunde, der Hirsche, Hasen und Rebhühner Theil zu nehmen. Ihr habt noch alte Gedichte, worin die Pferde reden[13]), und eure Kutscher richten ja noch alle Tage das Wort an sie, allein so grobe und scheußliche Worte, daß die Pferde, die euch einst so freundlich zugethan waren, euch jetzt verabscheuen. — Das Land, wo dein reizender Unbekannter, der vollkommenste der Menschen, wohnt, blieb das einzige, wo eure Gattung den freundschaftlichen durch die Sprache vermittelten Verkehr mit der unsern zu wahren verstand, und zugleich das einzige, wo die Menschen noch treu und gerecht sind."

„Und wo liegt dies Land meines geliebten Unbekannten? Wie nennt sich dieser Held? Wie heißt sein Reich? denn ich kann ihn so wenig für einen Schäfer halten, wie dich für eine Fledermaus."

„Sein Land, Gebieterin, ist das der Gangariden[14]), eines trefflichen, unüberwindlichen Volks am östlichen Gestade des Ganges. Mein Freund nennt sich Amasan. Er ist kein König, und ich weiß auch nicht, ob er sich je so weit erniedrigen würde, es sein zu wollen. Er liebt seine Landsleute zu sehr und will nichts Andres sein, als ein Schäfer, wie sie. Doch bilde dir nicht etwa ein, daß diese Schäfer den euren gleichen, die nothdürftig, mit elenden Lumpen bedeckt, Schafheerden weiden, die unendlich besser bekleidet sind, als sie selbst, die unter der Last der Armuth seufzen und die Hälfte der erbärmlichen Löhnung, die sie von ihrem Herrn bekommen, einem Steuererheber bezahlen

müſſen. Die Gangariden-Schäfer, von denen keiner durch die Geburt mehr oder weniger iſt, als alle andern, ſind ſelbſt die Herren der zahlloſen Heerden, die ihre ewig blühenden Wieſen bedecken. Man tödtet nie ein Stück davon: am Ganges gilt es für ein entſetzliches Verbrechen, ſeines Gleichen umzubringen und zu verzehren, ihre Wolle, die an Feinheit und Glanz die ſchönſte Seide übertrifft, iſt der vorzüglichſte Gegenſtand des Handels jener öſtlichen Gegend. Außerdem erzeugt das Land der Gangariden Alles, was irgend die Wünſche des Menſchen reizen kann. Jene großen Diamanten, die Amaſan die Ehre hatte dir zu überreichen, hat er aus einem Bergwerke gewonnen, welches ihm angehört. Jenes Einhorn, worauf du ihn reiten ſahſt, iſt das gewöhnliche Reitpferd der Gangariden. Es iſt das ſchönſte, ſtolzeſte, furchtbarſte und doch zugleich ſanfteſte Thier, welches die Erde ziert[15]). Hundert Gangariden und hundert Einhörner würden hinreichen, um zahlloſe Heere aus einander zu ſprengen. Vor etwa 200 Jahren war ein König von Indien thöricht genug, jene Nation unterjochen zu wollen. Er rückte an der Spitze von 10,000 Elephanten und einer Million Krieger ins Land. Die Einhörner durchbohrten die Elephanten, wie ich auf eurer Tafel Lerchen an goldne Stäbchen geſpießt ſah. Die Krieger fielen unter den Säbeln der Gangariden, wie ich Reisärnten unter den Sicheln der öſtlichen Völker niedergemäht ſah. Den König mit mehr als 600,000 Mann nahm man gefangen. Man badete ihn in dem heilſamen Waſſer des Ganges und nöthigte ihn zu der Lebensweiſe des Landes, die darin beſteht, ſich nur mit den von der Natur für Alles, was da lebt und athmet,

reichlich gespendeten Pflanzenspeisen zu nähren. Die Menschen, die Fleisch und starke Getränke zu sich nehmen, haben sämmtlich ein scharfes und hitziges Blut, wodurch sie in hunderterlei verschiedene Arten von Raserei verfallen. Ihr Hauptwahnsinn besteht in der Sucht, das Blut ihrer Brüder zu vergießen und fruchtbare Gefilde zu verheeren, um über Kirchhöfe zu herrschen. Man verwandte sechs volle Monat darauf, den König der Indier von seiner Krankheit zu heilen. Als die Aerzte endlich die Ueberzeugung gewonnen hatten, daß sein Puls ruhiger geworden sei und sein Geist sich gesammelt habe, stellten sie ihm darüber beim Volksrath der Gangariden ein Zeugniß aus. Nachdem dieser Rath sich auch mit den Einhörnern darüber verständigt hatte, schickte man den König von Indien sammt seinem einfältigen Hofe und seinen blödsinnigen Kriegern ohne alle Feindseligkeit in ihr Land zurück. Diese Lehre machte sie klug, und seitdem hegten die Indier eine eben so achtungsvolle Scheu vor den Gangariden, wie bei euch das unwissende Volk, das sich gern belehren möchte, vor den chaldäischen Weisen, deren unerreichbare Ueberlegenheit es fühlt.

„Sage mir doch, theurer Vogel," fragte die Prinzessin, „haben die Gangariden auch eine Religion?"

„Welche Frage! Wir versammeln uns in den Tagen des Vollmonds, um Gott zu danken und zwar, um etwaigen Zerstreuungen vorzubeugen, Männer und Frauen getrennt, in großen Tempeln von Cedernholz; die Vögel in einem Gebüsch und die vierfüßigen Thiere auf einem schönen Rasenplatze. Wir danken Gott für alles Gute, was er uns erwiesen, und rühmen uns namentlich einiger Papageien, die ganz herr-

lich predigen. — So iſt das Vaterland meines lieben Amaſan beſchaffen; dort wohnt er. Meine Freundſchaft für ihn iſt eben ſo groß wie die Liebe, die er dir eingeflößt hat, und wenn mein Rath dir etwas gilt, ſo laß uns zuſammen aufbrechen, damit du ihm ſeinen Beſuch erwiderſt."

„Nun, das muß ich ſagen, mein reizender Vogel, du treibſt da ein allerliebſtes Gewerbe," entgegnete lächelnd die Prinzeſſin, die vor Begierde brannte, dieſe Reiſe anzutreten, und es doch nicht einzugeſtehen wagte.

„Ich diene meinem Freunde," ſprach der Vogel; „und nächſt dem Glücke, dich zu lieben, giebt es kein größeres, als deiner Liebe zur Erreichung ihres Zwecks behülflich zu ſein."

Formoſante wußte nicht mehr, wie ſie mit allen dieſen Wundern daran war, ſie glaubte ſich in überirdiſche Regionen verſetzt. Alles, was ſie dieſen Tag über geſehen hatte, Alles, was ſie noch ſah und hörte, und vor Allem, was ſie im innerſten Herzen empfand, verſenkte ſie in ein Meer weit größeren Entzückens, als jenes, welches heut zu Tage die glückſeligen Moslemen empfinden, wenn ſie, aller Erdenbande ledig, im neunten Himmel, in den Armen ihrer Huri's ſich in dem Ocean himmliſcher Wonne und Herrlichkeit berauſchen.

Viertes Kapitel.

Die ganze Nacht hindurch ſprach ſie von Amaſan. Sie nannte ihn nicht anders mehr als ihren Schäfer, und ſeit dieſer Zeit eben ſind die Wörter Schäfer und Geliebter bei einigen Nationen gleichbedeutend geblieben.

Bald fragte ſie den Vogel, ob Amaſan ſchon andere Weiber geliebt habe, und war vor Freuden außer ſich, als er es verneinte. Bald wollte ſie wiſſen, wie er ſein Leben hinbringe, und erfuhr mit Entzücken, daß er nur damit beſchäftigt ſei, Gutes zu thun, der Künſte zu pflegen, die Geheimniſſe der Natur zu erforſchen und ſein eignes Weſen zu vervollkommnen. Bald wollte ſie wiſſen, ob die Seele ihres Vogels von gleicher Beſchaffenheit ſei, wie die ihres Geliebten; warum jener ſchon beinahe 28,000 Jahre gelebt habe, während dieſer erſt achtzehn oder neunzehn Jahre alt ſei. Dieſe und noch hundert ähnliche Fragen richtete ſie an den Vogel, der ſie mit einer ihre Neugier noch immer mehr reizenden Umſicht und Behutſamkeit beantwortete. Endlich ſchloß der Schlummer ihre Augenlider und überließ Formoſante der ſüßen Täuſchung der von den Göttern geſandten Träume, die bisweilen die Wirklichkeit übertreffen und deren Erklärung der Weisheit der Chaldäer ſo viele Noth macht.

Formoſante erwachte erſt ſehr ſpät. Sie rieb ſich noch die Augen, als der König, ihr Vater, in ihre Kammer trat. Der Vogel empfing Se. Majeſtät mit ehrfurchtsvoller Höflichkeit, ſchlug mit den Flügeln, machte einen langen Hals und ſetzte ſich dann wieder auf ſeinen Pomeranzenbaum. Der König ſetzte ſich auf das Bett ſeiner Tochter, deren Schönheit ihre Träume noch erhöht hatten. Er näherte ſich mit ſeinem langen Barte ihrem ſchönen Geſichte, gab ihr zwei zärtliche Küſſe und ſprach dann folgendermaßen:

„Geliebte Tochter, es hat ſich geſtern kein Gemahl für dich gefunden, wie ich es hoffte. Du mußt dich aber nothwendig vermählen; das Wohl meines Reichs verlangt es einmal. Ich habe das Orakel befragt, das,

wie du weißt, nie lügt und mir mein ganzes Thun und Lassen vorschreibt. Dies Orakel nun hat mir befohlen, dich in die weite Welt zu schicken; du mußt demnach sofort abreisen."

„Ach ja nach dem Lande der Gangariden!" sprach die Prinzessin und merkte erst, als ihr das Wort entschlüpft war, daß sie eine Dummheit gesagt hatte. Der König, dessen geographische Kenntnisse nicht weit her waren, fragte, was sie damit meine? Sie fand leicht eine Ausflucht, und der König bedeutete ihr jetzt, sie solle eine Wallfahrt antreten, und zu den Personen ihres Gefolges habe er bereits den ältesten Staatsrath, den Großalmosenier, eine Ehrendame, einen Arzt, einen Apotheker und ihren Vogel, nebst der nöthigen Dienerschaft, ausersehen.

Formosante, die nie aus dem Pallast ihres Vaters gekommen war, und bis auf den Tag, der die drei Könige und Amasan zu ihren Füßen versammelte, in steifem Prunk und dem traurigen Scheinvergnügen der Hoffeste ein höchst langweiliges Leben geführt hatte, war vor Freude außer sich, daß sie jetzt eine Wallfahrt antreten sollte. „Wer weiß," sprach sie in ihrem Herzen, „ob die Götter nicht meinem geliebten Gangariden dieselbe Lust einflößen, nach demselben Heiligthume zu wallfahrten, und ob ich nicht so glücklich sein werde, ihn als Pilger dort wieder zu sehen?" Sie dankte ihrem Vater zärtlich und versicherte dabei, sie sei dem Heiligen, zu dem er sie sende, im Stillen immer mit besonderer Andacht zugethan gewesen.

Belus gab seinen Gästen noch ein glänzendes Bankett, woran diesmal nur Männer Theil nahmen, und zwar lauter Leute, die schlecht für einander paßten.

Könige, Fürsten, Minister, Priester, von denen jeder alle andern mit scheelen Augen ansah, von denen jeder seine Worte auf die Goldwage legte, da keiner seinem Nachbar traute. Es herrschte eine verdrossene Stimmung bei der Mahlzeit, obgleich man es am Trinken nicht fehlen ließ.

Die Prinzessinnen blieben in ihren Gemächern, wo jede die Vorbereitungen zu ihrer Abreise betrieb und deshalb für sich allein speiste. Formosante lustwandelte darauf mit ihrem geliebten Vogel in den königlichen Gärten, wo jener, um ihr die Zeit zu vertreiben, von Baum zu Baum flog und dabei seinen prächtigen Schweif und sein göttliches Gefieder in vollem Glanz entfaltete.

Der König von Aegypten, der vom Wein erhitzt, um nicht zu sagen betrunken, war, ließ sich mittlerweile von einem seiner Pagen Bogen und Pfeile geben. Dieser Fürst war freilich der ungeschickteste Schütz in seinem ganzen Reiche. Wenn er schoß, so war man nirgend sichrer, als an dem Ort, wohin er zielte; allein der schöne Vogel, der selbst mit der Schnelligkeit des Pfeils vorüberflog, bot sich freiwillig dem Schusse dar und stürzte blutend in Formosante's Arme. Der Aegypter lachte einfältig über seine Heldenthat und zog sich in sein Quartier zurück. Die Prinzessin erhob ein durchdringendes Geschrei, zerfloß in Thränen und kratzte sich Wangen und Busen blutig. Der Vogel aber flüsterte ihr mit sterbender Stimme zu: „Verbrenne mich und säume nicht, meine Asche nach dem glücklichen Arabien zu bringen. Dort im Osten der alten Stadt Aden errichte einen kleinen Scheiterhaufen von Gewürznelken und Zimmt und setze sie auf ihm den Strah-

len der Sonne aus.“ Nachdem er dies geſagt hatte, gab er den Geiſt auf.

Formoſante blieb eine Zeit lang ohnmächtig liegen und erwachte nur wieder zum Bewußtſein, um aufs Neue in Thränen auszubrechen. Ihr Vater theilte ihren Schmerz; er verwünſchte den König von Aegypten und zweifelte nicht, daß dieſe Begebenheit eine unheilvolle Zukunft verkünde. Er ſäumte nicht, das Orakel in ſeiner Kapelle aufs Neue zu befragen. Es antwortete: „Miſchung in Allem; Tod und Leben, Untreue und Beſtändigkeit, Verluſt und Gewinn, Elend und Glück.“ Weder er, noch ſein Staatsrath konnten herausbringen, was dies heißen ſollte; allein er beruhigte ſich damit, daß er doch den Pflichten der Andacht genügt habe.

Während er das Orakel befragte, ließ ſeine in Thränen ſchwimmende Tochter dem Vogel die letzte Ehre erweiſen, wie er ſterbend verlangt hatte, und beſchloß, ihn, wenn es ſein müßte, mit Gefahr ihres Lebens nach Arabien zu bringen. In unverbrennliches Leinen gehüllt wurde er ſammt dem Pomeranzenbaum, worauf er geſchlafen hatte, verbrannt, und ſie ſammelte die Aſche in einem kleinen goldenen Gefäß, das mit Karfunkeln und jenen Diamanten aus dem Löwenrachen beſetzt war. Warum konnte ſie doch nicht, ſtatt dieſe traurige Pflicht zu erfüllen, den abſcheulichen König von Aegypten lebendig verbrennen! Das war ihr größter Wunſch. In ihrem Zorne ließ ſie ſeine beiden Krokodille ſammt den beiden Nilpferden, den Zebras und den Ratten abſchlachten und die beiden Mumien in den Euphrat werfen; und hätte ſie nur an den

Stier Apis kommen können, sie würde ihn gewiß nicht verschont haben.

Außer sich vor Wuth über diesen Schimpf reiste der König von Aegypten auf der Stelle ab, um den Marsch seiner 300,000 Mann zu beschleunigen.

Als der König von Indien seinen Bundesgenossen aufbrechen sah, trat er gleichfalls noch denselben Tag seine Rückreise an, fest entschlossen, seine 300,000 Indier zum ägyptischen Heere stoßen zu lassen. Der König der Scythen machte sich in der Nacht mit der Prinzessin Aldea davon, gleichfalls fest entschlossen, an der Spitze von 300,000 Scythen wieder zu kommen und für sie die Herrschaft Babylons zu erkämpfen, die ihr als rechtmäßiges Erbe zukam, da sie von der ältern Linie abstammte.

Die schöne Formosante setzte sich ihrerseits um 3 Uhr Morgens mit ihrer Pilgerkarawane in Bewegung, wobei sie sich mit der Hoffnung schmeichelte, die Gerechtigkeit der unsterblichen Götter werde ihr vielleicht nicht blos vergönnen, in Arabien den letzten Willen ihres Vogels zu erfüllen, sondern sie dort auch wieder mit ihrem geliebten Amasan zusammenführen, ohne den sie nicht mehr leben konnte.

So fand der König von Babylon bei seinem Erwachen Niemanden mehr vor. „Welch ein Ende doch die großen Feste nehmen!“ sprach er, „und welche unsägliche Leere sie in der Seele zurücklassen, wenn der Lärm vorüber ist!“ Ein wahrhaft königlicher Zorn aber bemächtigte sich seiner, als er die Entführung der Prinzessin Aldea vernahm. Er befahl, seine sämmtlichen Minister zu wecken und den Staatsrath zu versammeln. Mittlerweile verfehlte er auch nicht, sein Orakel zu be-

fragen, konnte aber durchaus keine weitere Auskunft von demſelben gewinnen, als die ſpäter in der ganzen Welt ſo berühmt gewordenen Worte: „Wenn man die Mädchen nicht vermählt, ſuchen ſie ſich ſelbſt Männer.“

Sogleich wurde Befehl gegeben, 300,000 Mann gegen die Scythen ins Feld zu ſtellen. So entbrannte demnach auf allen Seiten der furchtbarſte Krieg, und zwar einzig in Folge der Vergnügungen des ſchönſten Feſtes, das je auf Erden gegeben wurde. Aſien ſollte durch vier Heere von je 300,000 Mann verheert werden. Es leuchtet ein, daß der trojaniſche Krieg, der ein Paar Jahrhunderte ſpäter die Welt in Erſtaunen ſetzte, in Vergleich hiermit nur Kinderſpiel war; allein man muß auch in Anſchlag bringen, daß es ſich bei dem Streit der Trojaner nur um ein ziemlich lockeres altes Weib, welches ſich ſchon zweimal hatte entführen laſſen, handelte, hier dagegen um zwei Mädchen und einen Vogel.

Der König harrte der Ankunft ſeines Heeres auf der großen prächtigen Heerſtraße, die damals auf dem gradeſten Wege von Babylon nach Kaſchmir führte. Der König der Scythen eilte mit Aldea auf der ſchönen Straße davon, auf der man an den Fuß des Berges Imaus gelangte. Alle dieſe Straßen geriethen ſpäter durch die Nachläſſigkeit der Regierung gänzlich in Verfall. Der König von Aegypten hatte ſich weſtlich, dem kleinen mittelländiſchen See zugewandt, den die Hebräer in ihrer Unwiſſenheit ſpäter das große Meer nannten.

Fünftes Kapitel.

Die ſchöne Formoſante ſchlug mittlerweile den Weg nach Baſſora ein, der mit hohen, ewig ſchattigen und fruchtbeladenen Palmen beſetzt war. Der Tempel, wohin ſie wallfahrtete, befand ſich in Baſſora ſelbſt. Der Heilige, dem er geweiht war, unterſchied ſich eben nicht ſehr von jenem andern, den man ſpäter in Lampſakus[16]) verehrte. Er verhalf den Mädchen nicht nur zu Männern, ſondern vertrat oft auch die Stelle der letztern. Er war damals der gefeiertſte Heilige in ganz Aſien.

Formoſante kümmerte ſich durchaus nicht um den Heiligen in Baſſora. Sie rief in ihrem Herzen nur ihren theuren gangaridiſchen Schäfer an, ihren ſchönen geliebten Amaſan. Sie beabſichtigte, ſich in Baſſora nach dem glücklichen Arabien einzuſchiffen, um dort das Gebot des ſterbenden Vogels zu erfüllen.

An dem Orte ihres dritten Nachtlagers war ſie kaum in die Herberge eingekehrt, wo ihre Reiſeſtallmeiſter Alles zu ihrem Empfang in Bereitſchaft geſetzt hatten, als ſie erfuhr, daß der König von Aegypten dort ebenfalls eintreffe. Durch ſeine Spione von dem Reiſeplan der Prinzeſſin in Kenntniß geſetzt, hatte er ſofort ſeinen eigenen geändert und ihr mit einem zahlreichen Gefolge nachgeſetzt.

Er erſcheint, läßt Wachen an allen Thüren aufſtellen, begiebt ſich hierauf in das Zimmer der ſchönen Formoſante und ſpricht zu ihr: „Dich, mein ſtolzes Dämchen, ſuche ich eben! Du haſt mich in Babylon ſehr obenhin behandelt und nichts iſt billiger, als hochmüthige und eigenſinnige Weiber nach Verdienſt zu

züchtigen. Du wirst die Gefälligkeit haben, diesen Abend mit mir zu speisen, und das Uebrige wird sich dann finden.

Formosante sah wohl ein, daß der Vortheil des Stärkern nicht auf ihrer Seite sei. Sie wußte, daß der wahre Verstand darin besteht, sich in die Umstände zu schicken, und faßte den Entschluß, sich durch eine unschuldige List von dem ägyptischen Könige zu befreien. Sie sah ihn aus den Augenwinkeln auf eine Weise an, die man in spätern Jahrhunderten liebäugeln nannte, und mit einer Bescheidenheit, Anmuth, Sanftmuth, süßen Verwirrung, kurz mit Aufbietung einer Fülle von Liebreiz, die den Weisesten närrisch gemacht und den Hellsehendsten verblendet haben würde, antwortete sie ihm folgendermaßen:

„Ich gestehe, Herr, daß ich beständig die Augen vor dir niederschlug, als du dem Könige, meinem Vater, die Ehre erzeigtest, ihn zu besuchen. Ich fürchtete mein Herz, ich fürchtete meine allzu natürliche Einfalt; ich zitterte, mein Vater und deine Nebenbuhler möchten merken, wie bereitwillig ich dir den Vorzug vor ihnen, den du so entschieden verdientest, zuerkannte. Jetzt aber kann ich mich meinen wahren Gefühlen überlassen. Ich schwöre dir bei dem Stier Apis, der in meinen Augen nächst dir das ehrwürdigste Wesen auf Erden ist, daß dein Vorschlag mich entzückt. Habe ich doch schon im Hause meines königlichen Vaters mit dir gespeist; wie gern thue ich es auch hier, ohne daß er dabei ist. Das Einzige, um was ich bitte, ist nur, daß du auch deinem Großalmosenier gestattest, uns bei der Mahlzeit Gesellschaft zu leisten; er schien mir in Babylon ein sehr unterhaltender Kumpan zu sein. Ich habe treff-

lichen Wein von Schiras[17]) und freue mich ſchon darauf, wie er euch Beiden munden wird. Was das Uebrige betrifft, was ſich, wie du meinſt, ſchon finden ſoll, ſo ziemt es einem wohlgezogenen Mädchen nicht, davon zu reden; doch genüge dir einſtweilen die Verſicherung, daß ich dich für den größten aller Könige und für den liebenswürdigſten unter allen Männern halte."

Dieſe liebenswürdige Rede verrückte dem Könige von Aegypten gänzlich den Kopf und er willigte von Herzen ein, daß der Großalmoſenier ſeine Tiſchfreuden theile.

„Ich habe dich noch um eine Gunſt zu bitten," ſetzte die Prinzeſſin hinzu; „möge es dir gefallen, mir eine Unterredung mit meinem Apotheker zu geſtatten. Wir Mädchen haben faſt immer bald mit dieſer, bald mit jener kleinen Unpäßlichkeit zu kämpfen, die denn doch immer abgewartet ſein will, ſeien es nun Kopfſchmerzen, oder Herzklopfen, Blähungen, Luftmangel oder ſonſtige Plagen, denen unter gewiſſen Umſtänden auf eine gewiſſe Art abgeholfen werden muß; kurz ich bedarf dringend des Beiſtandes meines Apothekers und hoffe, du wirſt mir dieſen kleinen Beweis der Liebe nicht verſagen."

„Meine Theure!" erwiderte der König von Aegypten, „obgleich die Sorge eines Apothekers auf ganz etwas Andres gerichtet iſt, als meine eigene, und die Gegenſtände ſeiner Kunſt denen der meinen völlig entgegengeſetzt ſind, habe ich doch zu viel Lebensart, um dir eine ſo gerechte Bitte abzuſchlagen. Ich werde befehlen, daß er ſich, noch ehe man anrichtet, bei dir einfindet. Ich ſehe wohl ein, daß du von der Reiſe ein wenig ermüdet ſein mußt. Auch eine Kammerfrau wirſt du nöthig haben, und magſt immerhin diejenige

von deinen Begleiterinnen, die dir am besten zusagt, rufen lassen. Ich werde sodann deiner weiteren Befehle gewärtig sein und mich ganz nach deiner Bequemlichkeit fügen."

Er zog sich zurück, und bald stellte der Apotheker nebst der Kammerfrau Irla sich ein. Die Prinzessin schenkte Letzterer ihr volles Vertrauen; sie befahl ihr, sechs Flaschen Schiraswein für die Mahlzeit zu besorgen und auch alle ägyptischen Wachen, die ihre eignen Beamten und Diener unter Schloß und Riegel hielten, reichlich damit zu versehen. Sodann befahl sie ihrem Apotheker, alle Flaschen mit gewissen Drogen aus seinem Arzneivorrath zu versetzen, deren Genuß einen 24stündigen festen Schlaf zur Folge hatte und die er immer mit sich führte. Ihrem Befehl wurde pünktlich Folge geleistet.

Der König kam nach einer halben Stunde mit dem Großalmosenier. Man setzte sich zu Tische und hielt ein sehr heitres Mahl. Der König und der Priester leerten die sechs Flaschen und gestanden, daß in Aegypten kein so guter Wein wachse. Die Kammerfrau sorgte dafür, daß auch die Bedienten, die bei Tische aufwarteten, ihr voll gerüttelt und geschüttelt Maß bekamen. Die Prinzessin ihrerseits hütete sich wohl, einen Tropfen zu trinken, indem sie vorgab, ihr Arzt habe ihr die strengste Diät vorgeschrieben. Es dauerte nicht lange, so lag Alles im tiefsten Schlafe begraben.

Der Almosenier des Königs von Aegypten trug den stattlichsten Bart, der je einen Mann seines Standes zierte. Formosante schnitt ihn sehr geschickt ab, ließ ihn auf ein kleines rothes Band nähen und befestigte ihn vermittelst desselben an ihrem Kinn. Sie hüllte

sich darauf in den Talar des Priesters und schmückte sich mit allen Zeichen seiner Würde, vermummte ihre Kammerfrau als Tempeldiener der Isis, nahm die Urne mit der Asche des Vogels und ihre Edelsteine zu sich und ging so durch alle Wachen, die wie ihr Herr fest schliefen, unangefochten zur Herberge hinaus. Irla hatte Sorge getragen, an der Thür zwei Pferde bereit halten zu lassen. Von ihren Hausbedienten konnte die Prinzessin keinen mitnehmen, da diese unfehlbar von der ägyptischen Hauptwache wären angehalten worden.

Formosante und Irla gingen mitten durch die Reihen der Soldaten, welche die Prinzessin sämmtlich für den Oberpriester ansahen, sie „ehrwürdiger Vater in Gott" nannten und sie um ihren Segen baten. In 24 Stunden, ehe noch der König aus seiner Betäubung erwacht war, erreichten die beiden Flüchtlinge Bassora. Hier legten sie ihre Verkleidung, die sie hätte verdächtig machen können, ab und mietheten eiligst ein Schiff, das sie durch die Meerenge von Ormus nach dem schönen Gestade von Aden im glücklichen Arabien trug. Es ist eben jenes Aden oder Eden, dessen Gärten so berühmt waren, daß man sie später für den Aufenthalt der Gerechten ausgab [18]). Sie waren das Urbild der elyseischen Felder, der Gärten der Hesperiden und der Inseln der Glückseligen; denn in jenem heißen Himmelsstrich kannten die Menschen keine größere Glückseligkeit, als den Schatten und das Murmeln der Quellen. Ewig in Gemeinschaft des höchsten Wesens die himmlischen Freuden genießen oder im Paradiese, das ist ein Garten, lustwandeln, war völlig gleichbedeutend ür die Menschen, die selbst nie verstehen, was sie sagen, und die ja noch immer nicht zu

klaren Begriffen und richtigen Bezeichnungen dafür gelangten.

Sobald die Prinzessin sich in diesem schönen Lande befand, war ihre erste Sorge, ihrem geliebten Vogel ein Leichenbegängniß anzustellen, wie er es ihr zur Pflicht gemacht hatte. Ihre schönen Hände errichteten einen kleinen Scheiterhaufen von Gewürznelken und Zimmt. Sie schüttete die Asche des Vogels, wie er ihr befohlen hatte, auf diesen Scheiterhaufen; wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie ihn im nämlichen Augenblick von selbst in Brand gerathen sah. Bald war Alles von den Flammen verzehrt und statt der Asche sah sie jetzt ein großes Ei, woraus ihr Vogel, glänzender als er je gewesen, hervorkam. Dies war der seligste Augenblick, den die Prinzessin je erlebt hatte. Nur einer war denkbar, der ihr noch theurer hätte sein können, den sie mit der ganzen Kraft ihrer Seele herbeisehnte, worauf sie aber nicht zu hoffen wagte.

„Ich sehe wohl," sprach sie zum Vogel, „daß du der Phönix bist[19]), von dem ich so viel habe reden hören. Fast tödtet mich die Freude über dies unerhörte Wunder. Ich glaubte nicht an die Auferstehung, aber mein gutes Glück hat mich eines Bessern belehrt."

„Die Auferstehung," erwiderte der Phönix, „ist die einfachste Sache von der Welt. Es ist durchaus nicht wunderbarer, zweimal als einmal geboren zu werden. Alles ist Auferstehung in der Welt. Die Raupen erstehen als Schmetterlinge[20]); eine in die Erde gelegte Nuß ersteht als Baum; alle in der Erde begrabenen Thiere erstehen als Kräuter, als Pflanzen, die andern Thieren zur Nahrung dienen und bald einen Theil des Körpers derselben ausmachen. Alle Theilchen,

woraus die Körper bestanden, werden in verschiedne Wesen verwandelt. Freilich bin ich der einzige, dem der mächtige Oromazes die Gnade zugestand, als dasselbe Wesen, welches ich war, wieder aufzuleben."

Formosante, die seit dem Tage, da sie Amasan und den Phönix zum ersten Mal gesehen, sich an Wunder gewöhnt hatte, sprach: „Ich sehe wohl ein, daß das erhabne Wesen aus deiner Asche einen deinem frühern Ich fast ganz gleich kommenden Phönix bilden konnte; allein daß du völlig derselbe und mit der nämlichen Seele begabt sein solltest, gestehe ich nicht begreifen zu können. Was ward denn aus deiner Seele, während ich dich nach deinem Tode in der Tasche mit mir herumtrug?"

„Ei, mein Gott! ist es denn dem großen Oromazes nicht eben so leicht, seine Einwirkung auf einen kleinen Funken meines Ich fortzusetzen, als diese Wirksamkeit überhaupt zu beginnen? Er hatte mir früher die Gabe des Gefühls, der Erinnerung und des Gedankens verliehen; er verleiht sie mir jetzt aufs Neue. Ob er nun diese Gunst einem in meinem Ich verborgenen Atom des Urfeuers oder meinen Organen in ihrer Gesammtheit bewilligt, darauf kommt im Grunde gar nichts an. Weder der Phönix, noch die Menschen werden je erfahren, wie die Sache eigentlich zugeht. Für keine Gnade übrigens weiß ich dem höhern Wesen größern Dank, als daß es mich für dich wieder ins Leben rief. Warum kann ich nicht die 28,000 Jahre, die ich bis zu meiner nächsten Auferstehung zu leben habe, in deiner und meines theuren Amasan Gemeinschaft hinbringen!"

„Gedenke, theurer Phönix," entgegnete die Prin-

zessin, „daß die ersten Worte, die du in Babylon an mich richtetest und die ich nie vergessen werde, mich in der süßen Hoffnung bestärkten, meinen angebeteten Schäfer wieder zu sehen. Wir müssen durchaus mit einander nach dem Lande der Gangariden ziehen, um ihn dann von dort nach Babylon zurückzuführen."

„Dies ist eben meine Absicht," sprach der Phönix, „und wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Wir wollen Amasan auf dem kürzesten Wege aufsuchen, indem wir nämlich durch die Luft zu ihm eilen. Im glücklichen Arabien, nur 150 Meilen weit von hier, wohnen zwei mir engbefreundete Greife. Ich will ihnen mit der Taubenpost schreiben und noch vor einbrechender Nacht werden sie hier sein. Wir haben also noch Zeit genug, ein kleines, bequemes Sopha mit Schubladen zur Aufbewahrung des nöthigen Mundvorraths für dich anfertigen zu lassen. Es wird dir und deiner Dienerin in diesem Fuhrwerke zu eurer Gemächlichkeit nichts abgehen. Die beiden Greife sind die stärksten ihrer Gattung. Jeder von ihnen wird eine der Armlehnen des Sopha's mit seinen Klauen fassen. Aber wie gesagt, die Augenblicke sind kostbar!"

Ohne Verzug ging er mit Formosante zu einem Sattler seiner Bekanntschaft, um das Sopha zu bestellen. In vier Stunden war es fertig. Man füllte die Schublade mit kleinen Milchbroden vom feinsten Geschmack, mit Biskuit, der noch besser war als der babylonische, mit Poncinozitronen, Ananas, Kokosnüssen, Pistazien und Wein von Aden, der jenen von Schiras an Vortrefflichkeit so weit übertrifft, wie der Schiraswein den von Surena.

Das Sopha war eben so leicht und bequem, als

dauerhaft gearbeitet. Die beiden Greife fanden ſich zur rechten Zeit in Aden ein. Formoſante und Irla nahmen ihre Plätze auf dem Fuhrwerk ein, und die beiden Greife trugen ſie leicht wie eine Feder davon. Der Phönix flatterte bald nebenher, bald ſetzte er ſich auf die Rücklehne. Mit der Schnelligkeit eines Pfeils, der die Lüfte durchſchneidet, ſegelten die beiden Greife dem Ganges zu. Nur während der Nacht ruhte man einige Augenblicke, um zu ſpeiſen und den beiden Fuhrleuten Zeit zu einem erquickenden Trunk zu gönnen.

Man langte endlich im Lande der Gangariden an. Laut klopfte der Prinzeſſin das Herz vor Hoffnung, Liebe und Freude. Vor Amaſan's Hauſe ließ der Phönix den Wagen halten. Er verlangte ihn zu ſprechen, aber ach! vor drei Stunden war er abgereiſt und Niemand wußte, wohin er ſich gewandt hatte.

Nicht einmal in der Sprache der Gangariden giebt es Worte, die Formoſante's Verzweiflung auszudrücken vermöchten.

„Ach! das fürchtete ich wohl," ſprach der Phönix; „die drei Stunden, die du in der Herberge auf dem Wege nach Baſſora mit dem unglücklichen König von Aegypten zubrachteſt, haben dir vielleicht auf immer das Glück deines Lebens geraubt. Ich fürchte ſehr, daß wir Amaſan unwiederbringlich verloren."

Er fragte hierauf die Diener, ob er Amaſan's Mutter ſeine Aufwartung machen könne. Sie antworteten, vorgeſtern ſei ihr Gatte geſtorben und ſie laſſe Niemanden vor ſich. Der Phönix indeſſen, der im Hauſe lange bekannt war und ſich ſchon mehr als jeder Andre erlauben durfte, führte nichts deſto weniger

die Prinzessin von Babylon in einen Saal, dessen Wandbekleidung von Pomeranzenholz zierlich mit Elfenbein ausgelegt war. Verschiedene Unterschäfer und Schäferinnen in langen weißen Gewändern mit rosafarbnen Gürteln boten ihnen in hundert einfachen Porzellankörbchen hunderterlei köstliche Speisen an, worunter sich aber natürlich kein Leichnam eines lebendigen Wesens eingeschlichen hatte. Es war Reis, Sago, Nudeln, Maccaroni, Pfannkuchen, Schneemilch, Rahmkäse, Pasteten aller Art, Gemüse und Früchte von einem Geruch und Geschmack, wovon man unter andern Himmelsstrichen keine Ahnung hat. Dabei fehlte es auch nicht an erfrischenden Getränken, mit denen die köstlichsten Weine nicht in Vergleich kommen konnten. Während die Prinzessin, auf ein Rosenbett gelehnt, den Erfrischungen zusprach, fächelten ihr vier Pfauen, die glücklicher Weise stumm waren, mit ihren glänzenden Flügeln frische Luft zu, während 200 Vögel, 100 Schäfer und eben so viele Schäferinnen, in zwei Chöre vertheilt, ein Concert aufführten. Die Nachtigallen, Zeisige, Grasmücken und Buchfinken sangen nebst den Schäferinnen den Diskant, die Schäfer den Tenor und Baß, Alles nach den Gesetzen der schönen, einfachen Natur. Die Prinzessin gestand, daß in Babylon vielleicht größere Pracht herrsche, daß sie aber von den Reizen der lieblichen Natur bei den Gangariden tausend Mal übertroffen werde. Gleichwohl vergoß sie, während sie jenen tröstlichen, den Sinnen wollüstig schmeichelnden Tönen lauschte, die bittersten Thränen. „Ach!“ sagte sie zu ihrer Gefährtin, der jungen Irla, „diese Schäfer und Schäferinnen, diese Nachtigallen und Zeisige feiern singend ihre Liebe und ich schmachte vergebens

nach meinem Gangaridenhelden, dem würdigen Gegenſtande meines zärtlichen, brennenden Verlangens!“

Während ſie ſolchergeſtalt aß, bewunderte und weinte, hatte der Phönix eine Unterredung unter vier Augen mit Amaſan's Mutter. „Du kannſt,“ ſprach er, „nicht umhin, die Prinzeſſin von Babylon vorzulaſſen; du weißt —“

„Ich weiß Alles,“ fiel ſie ihm ins Wort, bis auf ihr Abenteuer in der Herberge auf dem Wege nach Baſſora. Eine Amſel hat mir dieſen Morgen Alles erzählt und dieſe grauſame Amſel iſt Schuld daran, daß mein Sohn in der Verzweiflung den Verſtand verloren und das väterliche Haus verlaſſen hat.“

„Du weißt alſo nicht,“ ſprach der Phönix, „daß die Prinzeſſin mich vom Tode erweckt hat?“

„Kein Wort weiß ich davon, liebes Kind. Durch die Amſel erfuhr ich deinen Tod und war untröſtlich darüber. Dieſer Verluſt, der Tod meines Mannes und das plötzliche Verſchwinden meines Sohnes hatten mich ſo niedergebeugt, daß ich Niemanden vorlaſſen wollte; da indeſſen die Prinzeſſin von Babylon mir die Ehre ihres Beſuchs erweiſt, ſo werde ich eilen, ſie zu begrüßen. Ich habe ihr Dinge von äußerſter Wichtigkeit mitzutheilen und bitte dich um deine Gegenwart bei unſerer Unterredung.“

Sogleich eilte ſie in einen andern Saal der Prinzeſſin entgegen. Das Gehen wurde ihr nicht leicht; es war eine Dame von ungefähr 300 Jahren, allein die noch vorhandenen Spuren hoher Schönheit verriethen, wie reizend ſie in ihrer Blüthenzeit mußte geweſen ſein. Sie empfing Formoſante auf eine eben ſo edle, als ehrerbietige Art und zeigte dabei in ihren Mienen eine

Mischung von Theilnahme und Schmerz, die auf die Prinzessin den lebhaftesten Eindruck machte.

Formosante eröffnete das Gespräch mit Beileidsbezeugungen wegen des Todes ihres Gatten. „Ach!“ sprach die Wittwe, „sein Verlust betrifft auch dich näher, als du denkst.“

„Natürlich bin ich tief davon ergriffen,“ sprach Formosante; „er war ja der Vater —“ Bei diesen Worten brach sie in Thränen aus. „Nur um seinetwillen bin ich durch so manche Gefahren bis hierher gedrungen. Um seinetwillen verließ ich meinen Vater und den glänzendsten Hof der Welt. Ich wurde von einem Könige von Aegypten überfallen, den ich verabscheue, und nachdem ich aus den Händen dieses Räubers glücklich entkommen war, durchstreifte ich die Lüfte, um meinen Geliebten zu finden. Ich komme an und er flieht vor mir!“ Sie konnte vor Weinen und Schluchzen nicht weiter reden.

Die Mutter nahm hierauf das Wort. „Als der König von Aegypten dich in seiner Gewalt hatte, als du in einer Schenke auf dem Wege nach Bassora mit ihm zur Nacht speisest, als deine schönen Hände ihm Schiraswein einschenkten: erinnerst du dich nicht, zur selbigen Zeit eine Amsel bemerkt zu haben, die im Zimmer umherflatterte?“

„Ja wirklich, es fällt mir jetzt ein; ich hatte nicht darauf geachtet; allein indem ich mir jetzt Alles genau vergegenwärtige, erinnere ich mich ganz deutlich, daß in dem nämlichen Augenblick, als der König von Aegypten aufstand, um mir einen Kuß zu geben, die Amsel mit einem lauten Schrei durchs Fenster davonflog und nicht wieder zum Vorschein kam.“

„Nun siehst du wohl,“ nahm Amasan's Mutter wieder das Wort, „das ist eben die Ursache meines Unglücks. Mein Sohn hatte jene Amsel abgesandt, um sich nach deinem Wohlergehen und Allem, was in Babylon vorfiele, zu erkundigen. Er rechnete sicher darauf, sich dir bald zu Füßen legen und dir sein Leben weihen zu können. Du hast keine Ahnung von dem Uebermaß seiner Leidenschaft für dich. Alle Gangariden sind verliebt und treu, doch keiner unter ihnen ist Beides in solchem Grade wie mein Sohn. Die Amsel traf dich in jener Herberge; du trankst sehr heiter mit dem Könige von Aegypten und einem häßlichen Priester. Sie sah endlich, wie du diesem Fürsten, der den Phönix getödtet hatte und gegen den mein Sohn einen unüberwindlichen Abscheu hegt, einen zärtlichen Kuß erlaubtest. Bei diesem Anblick wurde die Amsel von gerechtem Unwillen überwältigt. Deine unglückliche Liebe verwünschend, flog sie davon, kam heute hier an und stattete von Allem treuen Bericht ab. Aber ach, in welchem Augenblick! Gerechter Himmel! zu derselben Zeit, da mein Sohn mit mir den Tod seines Vaters und des Phönix beweinte, zu derselben Zeit, da er von mir erfuhr, daß er dein leiblicher Vetter ist!“

„O Himmel! er mein Vetter! wär' es möglich? wie hängt das zusammen? wie! ein solches Glück wäre mir beschieden! und zu gleicher Zeit wär' ich so unglücklich, ihn beleidigt zu haben!“

„Mein Sohn ist dein Vetter, wie ich dir sage,“ erwiderte die Mutter, „und wie ich dir bald sonnenklar beweisen werde. Aber indem du meine Verwandte wirst, raubst du mir meinen Sohn. Er wird den Schmerz

über jenen Kuß, den du dem Könige von Aegypten gabst, nicht überleben können."

„Ach! theure Muhme," rief die schöne Formosante, „ich schwöre bei ihm und dem mächtigen Oromazes, daß jener Kuß, weit entfernt mich zur Verbrecherin zu stempeln, vielmehr der stärkste Beweis der Liebe war, den ich deinem Sohne geben konnte. Um seinetwillen war ich meinem Vater ungehorsam. Um seinetwillen zog ich vom Euphrat bis zum Ganges. Da ich den unwürdigen Pharao Aegypten's in die Hände gefallen war, konnte ich ihm nur entwischen, indem ich ihn betrog. Die Asche und die Seele des Phönix, die sich damals in meiner Tasche befanden, rufe ich zu Zeugen an; er wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber wie kann nur dein Sohn, der an den Ufern des Ganges geboren wurde, mein Vetter sein, da mein Haus seit so vielen Jahrhunderten am Euphrat herrscht?"

„Du weißt," erwiderte die ehrwürdige Gangaridin, „daß dein Großoheim Aldea König von Babylon war, und daß der Vater des Belus ihn entthronte."

„Ich weiß es," sprach Formosante.

„Du weißt, daß sein Sohn Aldea mit seiner ersten Gattin die Prinzessin Aldea zeugte, die an deines Vaters Hofe erzogen wurde. Dieser Prinz nun kam, um sich den Verfolgungen deines Vaters zu entziehen, unter einem andern Namen in unser glückliches Land. Hier wurde er mein Gatte und durch mich der Vater des jungen Prinzen Aldea-Amasan, des schönsten, stärksten, muthigsten, tugendhaftesten und in diesem Augenblick wahnsinnigsten aller Sterblichen. Er zog auf das Gerücht deiner Schönheit nach Babylon, um den

Festen daselbst beizuwohnen. Seit dieser Zeit betet er dich an, und vielleicht seh' ich meinen theuern Sohn nie wieder."

Sie ließ jetzt vor der Prinzessin alle Urkunden über die Rechtsansprüche des Aldeischen Hauses auskramen, die indessen Formosante kaum ansah. „Ach!" rief sie, „braucht man erst weitläufig zu untersuchen, was man innigst wünscht, mein Herz schenkt dir vollen Glauben. Aber wo ist er? wo ist Aldea-Amafan, mein Vetter, mein Geliebter, mein Herrscher und König? wo ist er, mein Leben und mein zweites Ich?" wohin hat er sich gewandt? Ich wollte ihn in allen Welten aufsuchen, die der Ewige geschaffen hat und deren schönste Zierde er ist. Nicht der Stern Kanopus, nicht Scheat noch Aldaboran sind mir zu fern, als daß ich nicht hinfliegen sollte, ihn von meiner Liebe und Unschuld zu überzeugen."

Der Phönix rechtfertigte die Prinzessin hinsichtlich des Verbrechens, dessen die Amsel sie beschuldigte, daß sie nämlich dem König von Aegypten aus Liebe einen Kuß gegeben habe. Allein es war nöthig, auch Amasan aus seinem Irrthum zu reißen und ihn zur Rückkehr zu bewegen. Nach allen Richtungen sandte er Vögel und Einhörner aus, um ihn aufzusuchen, und erfuhr auf diese Weise endlich, daß er den Weg nach China eingeschlagen habe.

„Wohlan denn! so wollen wir eiligst nach China aufbrechen," rief die Prinzessin, „der Weg ist nicht weit, und ich hoffe, dir binnen vierzehn Tagen spätestens deinen Sohn wieder in die Arme zu führen."

Es wäre vergeblich, die zärtlichen Thränen, welche die gangaridische Mutter und die Prinzessin von Ba-

bylon bei dieſen Worten vergoſſen, vergeblich, ihre Umarmungen und Herzensergießungen ſchildern zu wollen.

Der Phönix beſtellte unverzüglich einen Wagen mit ſechs Einhörnern. Die Mutter gab ihnen 200 Reiter zur Bedeckung mit und ſchenkte ihrer Prinzeſſin Nichte einige Tauſend der ſchönſten Diamanten des Landes.

Höchſt entrüſtet über das Unheil, welches die Amſel durch ihre Schwatzhaftigkeit angerichtet hatte, befahl der Phönix ſämmtlichen Amſeln, das Land zu meiden, und ſeit dieſer Zeit iſt an den Ufern des Ganges nicht eine einzige mehr anzutreffen.

Sechstes Kapitel.

In weniger als acht Tagen brachten die Einhörner Formoſante, Irla und den Phönix nach Kambalu, der Hauptſtadt von China. Dieſe Stadt war größer als Babylon und die daſelbſt herrſchende Pracht von ganz verſchiedener Art. Dieſe neuen Gegenſtände und neuen Sitten würden ſehr unterhaltend für Formoſante geweſen ſein, wenn ſie an etwas Andres, als an Amaſan hätte denken können.

Sobald der Kaiſer von China erfuhr, daß die Prinzeſſin von Babylon am Stadtthor angelangt ſei, ſandte er ihr 4000 Mandarinen in ihren Staatskleidern entgegen, um ſie zu bewillkommnen. Alle warfen ſich vor ihr zu Boden und jeder übergab ihr ein in rothen Charakteren auf purpurrothes Seidenpapier geſchriebenes Compliment. Formoſante erklärte ihnen, wenn ſie 4000 Zungen hätte, würde ſie nicht ermangeln, ſofort jedem Mandarinen einzeln eine verbindliche Antwort zu

ertheilen, da sie aber nur eine habe, bitte sie die Herren, es sich gefallen zu lassen, daß sie sich derselben bediene, um ihnen allen auf einmal ihren Dank abzustatten. Sie führten sie hierauf ehrerbietigst zum Kaiser.

Der Kaiser von China war der gerechteste, höflichste und weiseste Fürst auf Erden. Er war es, der zuerst ein kleines Stück Land mit seinen eignen kaiserlichen Händen bestellte, um den Ackerbau bei seinem Volke in Achtung zu setzen. Er setzte auch zuerst Belohnungen für die Tugend fest, während in allen andern Ländern die Gesetze sich schimpflicher Weise auf die Bestrafung der Verbrechen beschränkten. Der Kaiser hatte eben eine Schaar fremder Bonzen aus seinem Reiche verjagt, die in der unsinnigen Hoffnung, den Chinesen ihren eignen Glauben aufzudringen, aus dem äußersten Westen hierher gekommen waren und die unter dem Vorwande, Wahrheiten zu verkünden, schon Reichthümer und Ehrenstellen erworben hatten. Als er sie fortjagte, hatte er folgende Worte zu ihnen gesprochen, die auch in die Reichsannalen eingetragen wurden:

„Ihr könntet hier eben so viel Unheil anrichten, wie ihr schon anderwärts gestiftet habt. Ihr kamt, um unter dem duldsamsten Volke auf Erden Lehren der Unduldsamkeit zu predigen. Ich schicke euch fort, damit ich mich nicht vielleicht später genöthigt sehe, euch zu strafen. Man wird euch in aller Höflichkeit bis an die Grenze bringen und dort mit allem Nöthigen versehen, um nach dem fernen Himmelsstrich, woher ihr gekommen seid, zurückzukehren. Geht in Frieden, wenn es euch möglich ist, in Frieden zu leben, und kommt nie wieder [21])."

Die Prinzessin von Babylon vernahm dies Urtheil

und dieſe Rede mit großer Freude. Sie war jetzt um ſo ſichrer, bei Hofe gut aufgenommen zu werden, da ſie nicht daran dachte, Lehren der Unduldſamkeit vorzutragen. Der Kaiſer von China ſpeiſte mit ihr ganz allein und war ſo höflich, allen Zwang des ſtrengen Ceremoniells bei Seite zu ſetzen. Sie ſtellte ihm den Phönir vor, mit dem ſich der Kaiſer ſehr leutſelig unterhielt und der ſich ſogar auf des Letztern Lehnſtuhl ſetzen durfte. Gegen das Ende der Mahlzeit vertraute Formoſante ganz offen ihrem gütigen Wirth die Urſache ihrer Reiſe und bat ihn, den ſchönen Amaſan in Kambalu aufſuchen zu laſſen. Sie erzählte ihm die ganze Begebenheit und machte auch aus der verhängnißvollen Leidenſchaft für den jungen Helden, wovon ihr Herz entzündet war, kein Hehl.

„O ich weiß ſchon Beſcheid," erwiderte der Kaiſer von China, „er machte auch mir das Vergnügen, mich an meinem Hofe zu beſuchen. Er hat mich wahrhaft bezaubert, der liebenswürdige Amaſan. Freilich war er äußerſt niedergeſchlagen, allein ſeine Anmuth machte darum nur um ſo tiefern Eindruck. Keiner meiner Günſtlinge übertrifft ihn an Geiſt; keiner der gelehrten Mandarinen beſitzt ausgedehntere Kenntniſſe; keiner der Mandarinen des Schwerts hat ein kriegeriſcheres, heroiſcheres Anſehen. Seine große Jugend erhöht noch den Werth ſeiner Gaben. Wär' ich ſo unglücklich, ſo verlaſſen von Tian und Schangdi [22]), daß ich auf den Einfall käme Eroberungen zu machen, ſo würd' ich Amaſan bitten, ſich an die Spitze meiner Heere zu ſtellen, und es könnte mir nicht fehlen, über die ganze Welt zu triumphiren. Es iſt recht ſchade, daß ſein Kummer ihm bisweilen den Verſtand ein wenig verwirrt."

„Ach! Herr,“ ſagte Formoſante mit glühendem Blick und in einem Tone, woraus Beklemmung und Schmerz ſprach; „warum haſt du mich nicht mit ihm zuſammengeführt? du tödteſt mich; ſende doch auf der Stelle nach ihm.“

„Du thuſt mir Unrecht, Gebieterin, er iſt heute Morgen abgereiſt, ohne Jemand zu ſagen, wohin er ſeine Schritte lenkte.“

Formoſante wandte ſich zum Phönix. „Nun?“ fragte ſie, „ſaheſt du je ein unglücklicheres Mädchen, als ich bin? Aber Herr,“ fuhr ſie zum Kaiſer gewandt fort, „wie und warum konnte er nur ſo plötzlich einen ſo artigen Hof, wie den deinen, verlaſſen, wo man meines Erachtens wünſchen ſollte, ſein ganzes Leben hinzubringen.“

„Daran, Gebieterin, iſt folgender Umſtand ſchuld. Eine der liebenswürdigſten Prinzeſſinnen von kaiſerlichem Geblüt hatte ſich ſterblich in ihn verliebt und ihn auf den folgenden Mittag zu einer Schäferſtunde beſchieden. Da war er mit Tagesanbruch verſchwunden, ohne etwas Andres zu hinterlaſſen, als dies Schreiben an meine Baſe, das ihr viele Thränen koſtete:

„Reizende Prinzeſſin vom kaiſerlichen Blute Chi„na's! Du verdienſt ein Herz, das nie einer Andern „als dir angehörte. Ich habe aber bei den unſterblichen „Göttern geſchworen, nie eine Andre als die Prinzeſſin „von Babylon zu lieben und ihr zu zeigen, wie man „auf Reiſen ſeine Begierden bezwingen kann. Sie iſt „ſo unglücklich geweſen, der Verſuchung in der Perſon „eines unwürdigen Königs von Aegypten zu unter„liegen. Ich bin der unglückſeligſte Menſch auf Erden. „Ich verlor meinen Vater und den Phönix, ich verlor

„die Hoffnung auf Formoſante's Liebe. Ich ver„ließ meine troſtloſe Mutter und mein Vaterland, denn „unmöglich war es mir, länger an einem Orte zu weilen, „wo ich erfahren hatte, daß Formoſante einen Andern „liebte, als mich. Ich habe geſchworen, den Erdkreis „von einem Ende bis zum andern zu durchſtreifen und „ihr treu zu bleiben. Du würdeſt mich verachten und „die Götter würden mich ſtrafen, wenn ich meinen Eid „brächte. Beglücke einen Andern mit deiner Liebe und „nimm dir meine Treue zum Vorbild.“

„Ach laß mir dieſen bewundernswürdigen Brief!“ bat die ſchöne Formoſante; „er ſoll mein Troſt ſein; ich bin glücklich in meinem Unglück. Amaſan liebt mich; Amaſan verzichtet um meinetwillen auf den Beſitz der Prinzeſſinnen von China; er allein auf Erden iſt im Stande, einen ſolchen Sieg zu erringen; er geht mir mit einem großen Beiſpiele voran. Der Phönix weiß zwar, daß ich deſſelben nicht bedurfte, und es iſt ſehr grauſam, daß ich um des unſchuldigſten Kuſſes willen, der aus reiner Treue gegeben wurde, meinen Geliebten einbüßen mußte. Allein wohin hat er ſich nur gewandt? welchen Weg hat er eingeſchlagen? Habe die einzige Gnade, es mir zu ſagen, und auf der Stelle eile ich ihm nach.“

Der Kaiſer von China antwortete, den von ihm eingeholten Nachrichten zufolge ſei es wahrſcheinlich, daß ihr Geliebter ſich nach Scythien gewandt habe. Sogleich wurden die Einhörner angeſpannt, und mit den zärtlichſten Abſchiedsgrüßen beurlaubte die Prinzeſſin ſich nebſt dem Phönix, der Kammerfrau Irla und ihrem ganzen Gefolge von dem höflichen Kaiſer.

Bei ihrer Ankunft in Scythien fiel ihr mehr als

irgendwo die Verschiedenheit der Völker und Staatsverfassungen in die Augen, die auch ewig fortdauern wird, wenigstens so lange bis endlich nach Jahrtausenden der Finsterniß irgend ein Volk von höherer Einsicht, als die andern, das Licht weiter und weiter verbreitet, und bis in barbarischen Himmelsstrichen Heldenseelen erstehen, die Muth und Ausdauer genug besitzen, um wilde Thiere in Menschen zu verwandeln. In Scythien war an keine Städte und folglich auch an keine das Leben verschönernde Kunst zu denken. Man sah nur weite Steppen und ganze Völkerschaften, die unter Zelten und auf Wagen ihr Leben hinbrachten. Dieser Anblick machte einen abschreckenden Eindruck.

Formosante fragte, in welchem Zelte oder auf welchem Karren der König wohne, und man erwiderte ihr, er habe sich vor acht Tagen mit 300,000 Reitern in Marsch gesetzt, um dem König von Babylon, dessen Nichte, die schöne Prinzessin Aldea, er entführt habe, die Spitze zu bieten. „Er hat meine Base entführt!“ rief Formosante; „welches neue, unerwartete Abenteuer! Wie! meine Base, die sich überglücklich fühlte mir aufwarten zu dürfen, ist Königin geworden und ich habe noch immer keinen Mann!“ Und unverzüglich ließ sie sich nach den Zelten der Königin führen.

Ihr unverhofftes Wiedersehen unter diesem fernen Himmelsstrich und die merkwürdigen Neuigkeiten, die sie einander mitzutheilen hatten, verliehen ihrer Unterhaltung einen Reiz, der sie vergessen ließ, daß sie sich im Grunde nie geliebt hatten. Sie sahen sich mit Entzücken wieder; eine süße Täuschung vertrat die Stelle der wahren Zärtlichkeit; sie umarmten sich weinend, und es herrschte selbst einige Herzlichkeit und Offenheit bei

dieſer Zuſammenkunft, da ſie nicht in einem Pallaſt ſtattfand.

Aldea erkannte den Phönix und die Vertraute Irla wieder. Sie beſchenkte ihre Baſe mit Zobelpelzen, die ihr dagegen einige Diamanten verehrte. Man ſprach von dem bevorſtehenden Kriege zwiſchen den beiden Königen; man beklagte das Loos der Menſchen, die ſich, wie es den Monarchen gerade beliebt, einander die Hälſe brechen müſſen, um Streitigkeiten zu entſcheiden, worüber ehrliche Leute ſich in einer Stunde verſtändigen würden. Vor Allem unterhielten ſie ſich aber von dem ſchönen Fremdling, dem Löwenüberwinder, der die größten Diamanten in der Welt verſchenkte, die zierlichſten Madrigale dichtete, den Phönix ſein nannte und trotz alle dem durch die Zwiſchenträgerei einer Amſel der unglückſeligſte Menſch auf Erden geworden war. „Es iſt mein theurer Bruder," ſprach Aldea. — „Es iſt mein Geliebter!" rief Formoſante; „du haſt ihn jedenfalls geſehen, er iſt vielleicht noch hier, denn er weiß, liebe Baſe, daß er dein Bruder iſt. Er wird dich nicht ſo plötzlich verlaſſen haben, wie den Kaiſer von China."

„Ob ich ihn geſehen habe, ihr Götter!" erwiderte Aldea, „vier ganze Tage hat er bei mir zugebracht. Ach! liebe Baſe, wie iſt mein Bruder zu beklagen! Ein falſcher Bericht hat ihn völlig närriſch gemacht. Er ſtürmt in die weite Welt hinein, ohne zu wiſſen wohin. Stelle dir vor, daß er den Wahnſinn ſo weit getrieben hat, die Gunſt der ſchönſten Scythin in ganz Scythien zu verſchmähen. Geſtern reiſte er ab, nachdem er ihr einen Brief geſchrieben, worüber ſie in Ver-

zweiflung gerieth. Was ihn betrifft, ſo hat er ſich nach dem Lande der Kimmerier gewandt."

„Gott ſei gelobt!" rief Formoſante; „noch ein Korb aus Liebe zu mir! Mein Glück übertrifft meine Hoffnung, wie mein Unglück alle meine Beſorgniſſe weit hinter ſich ließ. Verſchaffe mir doch den reizenden Brief, damit ich ſchnell aufbreche und ihm nacheile, die Hände voll von ſolchen Beweiſen ſeiner liebenden Aufopferung. Leb' wohl, liebe Baſe! Amaſan iſt bei den Kimmeriern, auch ich fliege dorthin."

Aldea fand, daß ihre Prinzeſſin Baſe noch toller ſei, als ihr Bruder Amaſan; da ſie indeſſen ſelbſt von dieſer Krankheit befallen geweſen war, da ſie alle Pracht und Ueppigkeit Babylon's dem Scythenkönig zu Liebe im Stich gelaſſen hatte, da endlich die Weiber an allen Thorheiten, die aus der Liebe entſpringen, den lebhafteſten Antheil nehmen, ſo ließ ſie ſich wirklich durch Formoſante's Schickſal rühren, wünſchte ihr von Herzen eine glückliche Reiſe und verſprach ihr zur Erreichung ihrer Wünſche nach Kräften behülflich zu ſein, wenn ſie je das Glück haben ſollte, ihren Bruder wiederzuſehen.

Siebentes Kapitel.

Bald erreichten die Prinzeſſin von Babylon und der Phönix die Grenze des Reichs der Kimmerier, das zwar nicht ſo ſtark bevölkert war wie China, aber wohl zweimal ſo groß. Noch vor Kurzem hat es dort nicht viel anders als in Scythien ausgeſehen, ſeit einiger Zeit aber war dies Reich ſo blühend geworden, wie

jene Staaten, die sich rühmten die Lehrmeister der andern zu sein.

Nach einigen Tagereisen hielten sie ihren Einzug in einer großen Stadt, die die regierende Kaiserin verschönern ließ. Sie selbst war aber nicht dort; sie machte eben eine große Reise von den Grenzen Europa's bis ins tiefe Asien, um ihre Staaten mit eigenen Augen kennen zu lernen, die noch vorhandenen Mängel richtig beurtheilen zu können und die ersprießlichsten Heilmittel dagegen anzuwenden, die Vortheile auszubeuten und zu vermehren und überall den Samen der Belehrung und alles Guten auszustreuen.

Einer der ersten Beamten dieser alten Hauptstadt beeiferte sich auf die Nachricht von der Ankunft der Babylonierin und des Phönix, der Prinzessin seine Huldigung darzubringen und Namens seiner Fürstin so wie des ganzen Landes den verbindlichen Wirth zu machen, da er überzeugt war, daß seine Gebieterin als die höflichste und großmüthigste Fürstin auf Erden es ihm Dank wissen würde, wenn er eine so große Dame mit eben der Achtung empfing, die sie selbst ihr bezeugt haben würde.

Man räumte Formosante eine Wohnung im Pallast ein, von dessen Eingange man Sorge trug den lästigen Zudrang des Volkes fern zu halten, und täglich wurden ihr zu Ehren die sinnreichsten Lustbarkeiten angestellt. Der kimmerische Große, der zugleich ein großer Naturforscher war, unterhielt sich in der Zeit, wenn die Prinzessin sich in ihre Gemächer zurückgezogen hatte, viel mit dem Phönix. Dieser gestand ihm, er sei früher schon einmal durch das Land der Kimmerier gereist, würde es aber jetzt kaum wieder erkannt

haben. „Wie war es nur möglich," fragte er, „in so kurzer Zeit so erstaunliche Veränderungen hervorzubringen? Noch vor weniger als 300 Jahren sah ich hier die wilde Natur in ihrer ganzen abschreckenden Häßlichkeit und jetzt finde ich in Kimmerien den Sitz der Künste, des Glanzes, des Ruhmes und der Bildung."

„Ein einziger Mann," erwiderte der Kimmerier, „hat dies große Werk begonnen und eine Frau hat es vollendet, eine Frau, die sich als eine bessere Gesetzgeberin bewährte, als die Isis der Aegypter und die Demeter der Griechen. Die meisten Gesetzgeber beschränkten vermöge ihres kleinlichen und despotischen Geistes ihren Gesichtskreis auf das Land, das sie regierten. Jeder sah sein Volk als das einzige auf Erden oder als den nothwendigen Feind aller übrigen an. Die Verfassung, die Gebräuche, die Religion endlich, die sie einführten, waren eben nur für dies eine Volk berechnet. So kam es, daß die durch ihre großen Steinhaufen so berühmt gewordenen Aegypter sich durch rohen Aberglauben entehrten und fast dem Vieh gleichstellten. Sie halten die übrigen Nationen für unheilig, sie wollen durchaus keine Gemeinschaft mit ihnen haben, und mit Ausnahme des Hofs, der sich bisweilen über die Vorurtheile des Pöbels hinwegsetzt, giebt es keinen Aegypter, der mit einem Fremden aus einer Schüssel würde essen wollen. Ihre Priester sind eben so grausam, als einfältig. Besser wär' es, gar keine Gesetze zu haben und nur der Natur zu folgen, welche ja die Grundbegriffe von dem, was recht und unrecht ist, in jedes Menschen Herz schrieb, als die Gesellschaft so ungeselligen Gesetzen zu unterwerfen. Unsre Kaiserin handelt in einem ganz andern Geiste. Sie ist der An-

zelne durch ein Wort die Beſchlüſſe aller übrigen vereiteln konnte. Aeolus hatte keine größere Mühe, die unaufhörlich gegen einander ſtürmenden Winde im Zaum zu halten, als es dieſem Fürſten koſtete, die Gemüther zu vereinigen. Er war ein mit beſtändigem Sturm kämpfender Steuermann, und doch ſcheiterte das Schiff nicht, weil der Fürſt trefflich zu ſteuern verſtand [26]).

Indem Amaſan alle dieſe von ſeinem Vaterlande ſo himmelweit verſchiednen Länder durcheilte, ſchlug er ſtandhaft jedes Liebesglück aus, das ſich ihm darbot, und nichts milderte ſeine Verzweiflung über den Kuß, den Formoſante dem König von Aegypten gegeben hatte. Feſt beharrte er bei dem unbegreiflichen Vorſatz, Formoſanten ein Beiſpiel unerſchütterlicher Treue zu geben, die ihres Gleichen nicht hatte.

Die Prinzeſſin von Babylon mit dem Phönix war ihm überall dicht auf den Ferſen. Sie verfehlte ihn immer etwa nur um einen oder zwei Tage, ohne daß der Eine des Herumreiſens müde wurde oder die Andre einen Augenblick verlor, ihn zu verfolgen.

So durchſtrichen ſie Germanien von einem Ende bis zum andern. Sie bewunderten die Fortſchritte, die Vernunft und Philoſophie in den nördlichen Provinzen dieſes Landes machten. Alle Fürſten waren hier höchſt aufgeklärt, alle begünſtigten hier die Denkfreiheit. Ihre Erziehung war keinen Leuten anvertraut geweſen, die ihren Vortheil darin gefunden hätten, ſie zu betrügen, oder ſelbſt betrogen geweſen wären. Man hatte ihnen von Kindheit auf nur die allgemeine Sittenlehre und Verachtung alles Aberglaubens eingeprägt. Man hatte aus allen dieſen Staaten einen unſinnigen Gebrauch verwandt, der verſchiedne ſüdliche Länder ſchwächte

und entvölkerte; die Sitte nämlich, eine Unzahl von Leuten beiderlei Geschlechts in ewiger Absondrung von einander lebendig in weite Kerker zu begraben und ihnen den Eid abzunehmen, daß sie auf jede Gemeinschaft mit einander verzichten wollten. Diese seit Jahrhunderten in hohem Ansehen stehende Tollheit hatte die Erde nicht minder verwüstet, als die grausamsten Kriege.

Die nordischen Fürsten hatten endlich eingesehen, daß sie, wenn sie Gestüte hegen wollten, nicht die stärksten Hengste von den Stuten trennen dürften. Sie hatten auch noch manche andre eben so lächerliche und verderbliche Irrthümer abgestellt. Kurz die Menschen wagten in diesen weitläuftigen Ländern vernünftig zu sein, während man sie in andern nur regieren zu können glaubte, wenn sie halb blödsinnig waren [27]).

Achtes Kapitel.

Amasan kam im Lande der Bataver an, und trotz seines Kummers fand hier sein Herz eine süße Befriedigung darin, ein schwaches Bild von dem Lande der glücklichen Gangariden wieder zu finden. Auch hier herrschte Freiheit, Gleichheit, Reinlichkeit, Ueberfluß und Duldsamkeit; allein die Damen des Landes waren so kalt, daß keine ihm entgegen kam, wie man es an allen andern Orten gethan hatte, und er also der Mühe des Widerstandes überhoben war. Wenn er es darauf hätte anlegen wollen, so würde er über alle diese Damen nach einander triumphirt haben, ohne von einer einzigen geliebt zu werden, allein er war weit davon entfernt, auf Eroberungen auszugehen.

Um ein Haar hätte ihn Formoſante bei dieſer geſchmackloſen Nation ereilt, es fehlte nur ein Augenblick daran.

Amaſan hatte bei den Batavern von einer Inſel, die man Albion nannte, mit ſo großen Lobeserhebungen reden hören, daß er beſchloß, ſich mit ſeinen Einhörnern einzuſchiffen, und in vier Stunden das Ufer dieſes Landes, das an Ruhm Tyrus und die Inſel Atlantis überſtrahlte, glücklich erreichte.

Die ſchöne Formoſante, die ihm an die Ufer der Dwina, der Weichſel, der Elbe und der Weſer nachgefolgt war, langte endlich an der Mündung des Rhein's an, der damals ſeine reißenden Fluthen in das germaniſche Meer ergoß.

Sie erfährt, daß ihr Geliebter nach Albion unter Segel gegangen iſt; ſie glaubt ſein Schiff am Horizont zu entdecken und ſtößt ein Freudengeſchrei aus, worüber alle bataviſche Damen höchlich in Verwundrung geriethen. Es ging über ihren Horizont, wie ein junger Menſch ſolche Freude erregen könne, und was den Phönix betrifft, ſo machten ſie ſich wenig aus ihm, da ſie vermutheten, ſeine Federn würden ſich ſchwerlich ſo gut bezahlt machen, wie die der Enten und Gänſe in ihren Sümpfen. Die Prinzeſſin von Babylon miethete zwei Schiffe, um ſich nebſt ihrem Gefolge nach der glückſeligen Inſel hinüber zu ſchaffen, die jetzt den einzigen Gegenſtand aller ihrer Wünſche, die Seele ihres Lebens, den Abgott ihres Herzens beſaß.

Ein unglücklicher Weſtwind erhob ſich aber in eben dem Augenblick, da der treue, unglückliche Amaſan das Geſtade von Albion betrat. Die Schiffe der Prinzeſſin von Babylon konnten nicht auslaufen. Eine

Beklemmung des Herzens, ein bittrer Schmerz, eine tiefe Schwermuth bemächtigte ſich Formoſante's. Vor Schmerz halb krank, legte ſie ſich nieder und wartete auf günſtigern Wind; allein acht volle Tage blies der widrige Weſt mit einer Heftigkeit, die ſie in Verzweiflung ſetzte. Die Prinzeſſin ließ ſich während dieſer Woche, die ihr wie eine Ewigkeit vorkam, von Irla Romane vorleſen; nicht als ob die Bataver dergleichen zu ſchreiben verſtanden hätten: da ſie aber einmal die Handelsagenten aller Welt waren, verſchacherten ſie auch den Geiſt andrer Nationen, wie ihre übrigen Waaren. Die Prinzeſſin ließ bei Marc-Michel Rey alle Erzählungen kaufen, die man im Lande der Auſonier und Welſchen geſchrieben hatte und deren Verkauf bei dieſen Völkern weislich verboten war, um die Bataver zu bereichern. Sie hoffte in dieſen Geſchichten vielleicht auf eine oder die andere Begebenheit zu ſtoßen, die ihren eignen Abenteuern gliche und ihren Schmerz mildern könne. Irla las, der Phönix ſagte ſeine Meinung dazu, aber die Prinzeſſin fand weder in der „vornehm gewordnen Bäuerin", noch im „Sopha", noch in der „Geſchichte der vier Fakardine[28])" irgend etwas, was ſich mit ihren Begegniſſen entfernt hätte vergleichen laſſen, und alle Augenblicke unterbrach ſie die Vorleſerin mit Fragen, woher der Wind wehe?

Neuntes Kapitel.

Mittlerweile befand ſich Amaſan in ſeiner mit ſechs Einhörnern beſpannten Kutſche, das Herz voll von

Um ein Haar hätte ihn Formoſante bei dieſer geſchmackloſen Nation ereilt, es fehlte nur ein Augenblick daran.

Amaſan hatte bei den Batavern von einer Inſel, die man Albion nannte, mit ſo großen Lobeserhebungen reden hören, daß er beſchloß, ſich mit ſeinen Einhörnern einzuſchiffen, und in vier Stunden das Ufer dieſes Landes, das an Ruhm Tyrus und die Inſel Atlantis überſtrahlte, glücklich erreichte.

Die ſchöne Formoſante, die ihm an die Ufer der Dwina, der Weichſel, der Elbe und der Weſer nachgefolgt war, langte endlich an der Mündung des Rhein's an, der damals ſeine reißenden Fluthen in das germaniſche Meer ergoß.

Sie erfährt, daß ihr Geliebter nach Albion unter Segel gegangen iſt; ſie glaubt ſein Schiff am Horizont zu entdecken und ſtößt ein Freudengeſchrei aus, worüber alle bataviſche Damen höchlich in Verwundrung geriethen. Es ging über ihren Horizont, wie ein junger Menſch ſolche Freude erregen könne, und was den Phönix betrifft, ſo machten ſie ſich wenig aus ihm, da ſie vermutheten, ſeine Federn würden ſich ſchwerlich ſo gut bezahlt machen, wie die der Enten und Gänſe in ihren Sümpfen. Die Prinzeſſin von Babylon miethete zwei Schiffe, um ſich nebſt ihrem Gefolge nach der glückſeligen Inſel hinüber zu ſchaffen, die jetzt den einzigen Gegenſtand aller ihrer Wünſche, die Seele ihres Lebens, den Abgott ihres Herzens beſaß.

Ein unglücklicher Weſtwind erhob ſich aber in eben dem Augenblick, da der treue, unglückliche Amaſan das Geſtade von Albion betrat. Die Schiffe der Prinzeſſin von Babylon konnten nicht auslaufen. Eine

Beklemmung des Herzens, ein bittrer Schmerz, eine tiefe Schwermuth bemächtigte ſich Formoſante's. Vor Schmerz halb krank, legte ſie ſich nieder und wartete auf günſtigern Wind; allein acht volle Tage blies der widrige Weſt mit einer Heftigkeit, die ſie in Verzweiflung ſetzte. Die Prinzeſſin ließ ſich während dieſer Woche, die ihr wie eine Ewigkeit vorkam, von Irla Romane vorleſen; nicht als ob die Bataver dergleichen zu ſchreiben verſtanden hätten: da ſie aber einmal die Handelsagenten aller Welt waren, verſchacherten ſie auch den Geiſt andrer Nationen, wie ihre übrigen Waaren. Die Prinzeſſin ließ bei Marc-Michel Rey alle Erzählungen kaufen, die man im Lande der Auſonier und Welſchen geſchrieben hatte und deren Verkauf bei dieſen Völkern weislich verboten war, um die Bataver zu bereichern. Sie hoffte in dieſen Geſchichten vielleicht auf eine oder die andere Begebenheit zu ſtoßen, die ihren eignen Abenteuern gliche und ihren Schmerz mildern könne. Irla las, der Phönix ſagte ſeine Meinung dazu, aber die Prinzeſſin fand weder in der „vornehm gewordnen Bäuerin", noch im „Sopha", noch in der „Geſchichte der vier Fakardine[28])" irgend etwas, was ſich mit ihren Begegniſſen entfernt hätte vergleichen laſſen, und alle Augenblicke unterbrach ſie die Vorleſerin mit Fragen, woher der Wind wehe?

Neuntes Kapitel.

Mittlerweile befand ſich Amaſan in ſeiner mit ſechs Einhörnern beſpannten Kutſche, das Herz voll von

seiner Prinzessin, bereits auf dem Wege nach der Hauptstadt Albion's. Da erblickte er ein in einem Graben umgeworfenes Fuhrwerk. Die Bedienten des Eigenthümers hatten sich entfernt, um Hülfe herbeizuholen, der Herr selbst aber war ruhig im Wagen sitzen geblieben, wobei er nicht die geringste Ungeduld kund gab und sich die Zeit mit Rauchen vertrieb; denn dieser Brauch herrschte damals in Albion. Er hieß Mylord What-then, was in der Sprache, in welche ich diese Denkwürdigkeiten übertrage, etwa so viel heißt, als: „Was thut's?"

Amasan sprang schnell aus dem Wagen, um ihm zu helfen. Er richtete ohne Beistand das umgefallene Fuhrwerk wieder auf; so sehr übertraf er an Stärke alle andre Menschen. Mylord Was-thut's begnügte sich mit der Bemerkung: „Ein starker Kerl!"

Einige Bauerlümmel, die aus der Nachbarschaft herbeigelaufen waren, wurden böse, daß man sie unnützer Weise hergenarrt habe, und hielten sich deshalb an den Fremden. Sie überhäuften ihn mit Drohungen und Scheltworten, schimpften ihn einen fremden Hund und wollten ihn durchprügeln.

Amasan packte mit jeder Hand zwei von ihnen und schleuderte sie zwanzig Schritte weit von sich. Da bekamen die andern Respect, zogen die Mützen vor ihm ab und baten um ein Trinkgeld [29]). Er gab ihnen mehr Geld, als sie in ihrem Leben gesehen hatten. Mylord Was-thut's versicherte ihn hierauf in eben so einfacher Weise, wie er vorhin seine Verwundrung über Amasan's Stärke ausgesprochen hatte, seiner Achtung und bat ihn, in seinem Landhause, das nur drei Meilen entfernt sei, bei ihm zu speisen. Er selbst setzte sich

mit in Amasan's Wagen, da sein eigner durch den Fall stark beschädigt war.

Nach einem viertelstündigen Stillschweigen sah er Amasan einen Augenblick ins Gesicht und fragte: „How d'ye do?“ was nach dem Buchstaben heißt: „Wie thut ihr thun?“ wofür man aber in der Sprache des Uebersetzers sagt: „Wie befindet ihr euch?“ und was, bei Lichte besehen, in keiner einzigen Sprache eine vernünftige Bedeutung hat. Nach einer Pause setzte er dann hinzu: „Ihr habt da sechs hübsche Einhörner!“ und rauchte gemüthlich weiter.

Der Reisende antwortete ihm, seine Einhörner ständen ihm zu Diensten, er käme mit ihnen aus dem Lande der Gangariden, und hievon nahm er Gelegenheit, ihm die Geschichte der Prinzessin von Babylon und des verhängnißvollen Kusses, den sie dem Könige von Aegypten gegeben, zu erzählen. Auf dies Alles erwiderte jener kein Wort, da es ihn nicht im geringsten kümmerte, ob es einen König von Aegypten und eine Prinzessin von Babylon in der Welt gebe. Es folgte wieder ein viertelstündiges Stillschweigen, worauf er seine obige Höflichkeitsfrage wiederholte und sich gelegentlich noch erkundigte, ob man im Lande der Gangariden gutes Rostbeef esse. Der Reisende erwiderte mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit, an den Ufern des Ganges verzehre man seine Brüder nicht, und setzte ihm weitläuftig das System auseinander, zu welchem so viele Jahrhunderte später Pythagoras, Porphyrius und Jamblichus sich bekannten [30]). Darüber schlief Mylord ein und wachte erst wieder auf, als sie vor seinem Hause hielten.

Er hatte eine junge reizende Frau, der die Natur

eine eben so lebhafte, gefühlvolle Seele verliehen hatte, wie die ihres Mannes kalt und gleichgültig war. Denselben Tag hatten sich einige Albionische Herren zum Essen auf dem Landgute eingefunden. Amasan traf Leute von den verschiedensten Charakteren; denn da das Land fast immer nur von Fremden beherrscht worden war, hatten die mit den verschiednen Fürsten hierher verpflanzten Familien auch die verschiedensten Sitten mitgebracht. In der Gesellschaft waren einige sehr liebenswürdige Leute, wogegen andre durch die Schärfe ihres Geistes und noch andre durch tiefe Gelehrsamkeit sich auszeichneten.

Die Frau vom Hause hatte keine Spur von jenem gezwungenen, linkischen Wesen, von jener steifen und albernen Blödigkeit, die man damals den jungen Damen in Albion insgemein vorzuwerfen pflegte. Sie verbarg nicht unter einer hochmüthigen Haltung und einer affectirten Schweigsamkeit die Armuth ihrer Begriffe und die demüthigende Verlegenheit, kein Wort hervorbringen zu können; sie zeigte sich vielmehr als die artigste und verbindlichste Frau von der Welt. Sie empfing Amasan mit aller ihr eignen Höflichkeit und Anmuth. Die ausnehmende Schönheit des jungen Fremdlings und die sich ihr unwillkürlich aufdrängende Vergleichung zwischen ihm und ihrem Gatten machten gleich einen tiefen Eindruck auf sie.

Es wurde angerichtet. Sie ließ Amasan neben sich sitzen und legte ihm Puddings von allen Arten vor, da sie von ihm gehört hatte, daß die Gangariden nichts anrührten, was von den Göttern das himmlische Geschenk des Lebens empfangen hatte.

Seine Schönheit, seine Stärke, die Sitten der Gan-

garden, die Vervollkommnung der Künste, die Religion und Regierungsverfassung waren während der Mahlzeit, die sich bis in die Nacht hinzog und wobei Mylord Was-thut's viel trank und kein Wort sprach, die Gegenstände einer eben so angenehmen, als lehrreichen Unterhaltung.

Nach dem Essen, während Mylady Thee einschenkte und den jungen Mann mit den Augen verschlang, unterhielt er sich mit einem Parlamentsgliede, denn bekanntlich gab es damals ein Parlament, das sogenannte Wittenagemot [31]), was so viel heißt, als: Versammlung weiser Leute. Amasan erkundigte sich nach der Verfassung, den Sitten, den Gesetzen, der Kriegsmacht, den Gebräuchen und den Künsten, die dies Land so preiswürdig machten, und der Herr aus Albion befriedigte seine Neugier folgendermaßen:

„Wir sind lange Zeit hindurch ganz nackt gegangen, obgleich das Klima nichts weniger als warm ist. Wir wurden von Leuten, die aus dem alten von der Tiber durchströmten Lande Saturns kamen, als Sklaven behandelt; haben uns aber selbst mehr Leides zugefügt, als wir von unsern frühsten Siegern zu dulden hatten. Einer unsrer Könige trieb die Niederträchtigkeit so weit, daß er sich zum Unterthan eines Priesters erklärte, der gleichfalls am Tiberstrande wohnte und den man den Alten der sieben Berge nannte. Denn es gefiel nun einmal dem Schicksal, diesen sieben Bergen die Herrschaft über einen großen Theil von Europa, das damals von unvernünftigen Wilden bewohnt wurde, zu wiederholten Malen zu verleihen.

„Auf diese Zeit der Erniedrigung folgten Jahrhunderte der Barbarei und Anarchie. Unser Land, stürmi-

scher als die Meere, die es umgeben, wurde durch unsre einheimische Zwietracht zu einer wahren Raub- und Mordhöhle; mehr als ein gekröntes Haupt fiel durch Henkershand; über hundert Prinzen von königlichem Geblüt beschlossen ihre Tage auf dem Schaffot; ihren Anhängern aber riß man das Herz aus und schlug es ihnen um die Wangen [32]). Dem Scharfrichter ziemte es eigentlich, die Geschichte unsrer Insel zu schreiben, da er am Ende alle große Staatshändel zur Entscheidung brachte.

„Es ist noch nicht lange her, daß, um den Gräuel aufs höchste zu treiben, einige Personen im schwarzen Mantel und andre mit einem weißen Hemde über ihrem Kittel [33]), die von tollen Hunden gebissen sein mußten, mit ihrer Wuth die ganze Nation ansteckten. Alle Bürger waren entweder Mörder oder Erwürgte, Henker oder Hingerichtete, Räuber oder Sklaven und das Alles im Namen des Himmels und zur größern Ehre des Herrn.

„Wer sollte nun wohl denken, daß sich aus diesem abscheulichen Pfuhl, aus diesem Chaos der Zwietracht, Grausamkeit, Unwissenheit und wüthender Schwärmerei zuletzt die vollkommenste Regierungsform entwickelte, die vielleicht dermalen auf Erden anzutreffen ist? Ein geehrter und reicher König, allmächtig, um Gutes zu thun, hingegen nicht im Stande, seinen Willen, wenn er etwas Böses bezweckt, durchzusetzen, ist das Oberhaupt einer freien, kriegerischen, handeltreibenden und erleuchteten Nation. Die Großen des Reichs auf der einen und die Stellvertreter der Städte auf der andern Seite theilen mit dem Fürsten die gesetzgebende Gewalt.

„Man hatte gesehen, wie nach einem merkwürdigen Verhängniß Zerrüttung, Bürgerkriege, Anarchie und

Armuth das Land verheerten, wenn die Könige sich eine willkürliche Gewalt anmaßten. Ruhe, Reichthum und allgemeine Glückseligkeit herrschten nur dann unter uns, wenn die Könige erkannten, daß sie keine unumschränkte Herren wären. Alles gerieth in Verwirrung, so oft man über unverständliche Dinge stritt; Alles war dagegen in schönster Ordnung, so oft man dergleichen gänzlich dahin gestellt sein ließ. Unsre siegreichen Flotten tragen unsern Ruhm durch alle Meere, und die Gesetze stellen unsre Glücksgüter in Sicherheit. Nie kann ein Richter sie willkürlich deuten; nie wird ein Urtheilsspruch erlassen, ohne daß die Gründe dabei angeführt werden. Wir würden solche Richter als Meuchelmörder bestrafen, die sich unterständen, einen Bürger zum Tode führen zu lassen, ohne die Zeugnisse, die ihn anklagen, und das Gesetz, das ihn verdammt, vorzulegen.

„Freilich bestehen bei uns fortwährend zwei Parteien, die sich mit der Feder und allen möglichen Ränken bekämpfen; doch machen sie auf der Stelle gemeinschaftliche Sache, so oft es darauf ankommt, zur Vertheidigung des Vaterlandes und der Freiheit die Waffen zu ergreifen. Die beiden Parteien überwachen einander; sie verhindern sich gegenseitig, das geheiligte Pfand der Gesetze zu verletzen; sie hassen einander, aber sie lieben den Staat; es sind eifersüchtige Liebhaber, die sich wetteifernd um dieselbe Geliebte bemühen.

„Vermöge desselben gründlichen Verstandes, der uns die Rechte der menschlichen Natur erkennen und behaupten lehrte, haben wir auch die Wissenschaften auf den höchsten Gipfel gebracht, den sie bei den Menschen erreichen können. Eure Aegypter, die für so große Mechaniker gelten, eure Inder, die man für so tiefsinnige

Philosophen hält, eure Babylonier, die seit 430,000 Jahren die Gestirne beobachtet haben wollen, die Griechen endlich, die so viele Redensarten und so wenig Gehaltvolles zu Papier gebracht haben, wissen just nichts im Vergleich mit unsern unbedeutendsten Schülern, die sich mit den Entdeckungen unsrer großen Meister bekannt machten. Wir haben in einem Zeitraume von 100 Jahren der Natur mehr Geheimnisse entlockt, als die Menschheit seit so vielen Jahrtausenden zu entdecken vermochte.

„Ihr habt jetzt einen Begriff von unserm dermaligen Zustande. Ich habe euch weder das Gute noch das Böse, weder unsre Schande, noch unsern Ruhm verhehlt und nichts übertrieben [34]) "

Amasan fühlte sich bei dieser Rede von dem lebhaftesten Verlangen ergriffen, sich in den erhabenen Wissenschaften, wovon man ihm sagte, belehren zu lassen, und wenn seine Leidenschaft für die Prinzessin von Babylon, die kindliche Ehrfurcht gegen seine Mutter, die er verlassen hatte, und die Liebe zum Vaterlande nicht allzu starke Mahnungen an sein zerrissenes Herz gewesen wären, so hätt' er sein ganzes Leben auf der Insel Albion zubringen mögen. Allein der unglückliche Kuß, den seine Prinzessin dem Könige von Aegypten gegeben, ließ ihm keine Unbefangenheit des Geistes, um sich in das Studium jener tiefsinnigen Wissenschaften zu versenken.

„Ich muß gestehen," sprach er, „da ich mir einmal das Gesetz auferlegt habe, die Welt zu durchstreifen und vor mir selbst zu fliehen, wär' ich doch neugierig, auch jenes alte Land des Saturn, jenes Volk der Tiber und der sieben Berge zu sehen, unter dessen Botmäßig-

keit ihr so lange gestanden habt. Es muß ohne Zweifel das erste Volk auf Erden sein."

„Ich rathe euch sehr, diese Reise zu machen," entgegnete der Albionier, „wenn ihr nur einigen Geschmack an Tonkunst und Malerei findet. Wir selbst wenden uns auf unsern Reisen häufig nach dem Lande der sieben Berge, um wo möglich einen Theil unsrer Langenweile dort los zu werden. Allein ihr werdet euch wundern, wenn ihr die Nachkommen unsrer Ueberwinder seht."

Die Unterhaltung dauerte lange. Obgleich der schöne Amasan nicht ganz richtig im Kopfe war, sprach er doch mit so viel Anmuth, seine Stimme hatte etwas so Einschmeichelndes, seine Haltung war so edel und gefällig, daß die Frau es sich nicht versagen konnte, ihn seinerseits unter vier Augen zu unterhalten. Sie drückte ihm unter dem Reden zärtlich die Hand und sah ihn dabei mit feuchten und funkelnden Blicken an, die alle Lebensgeister in die Gluth des heftigsten Verlangens zusammendrängten. Sie behielt ihn zum Abendessen und über Nacht da. Jeder Augenblick, jedes Wort, jeder Blick entflammten ihre Leidenschaft höher. Sobald die Gesellschaft sich zerstreut hatte, schrieb sie ihm ein Briefchen und zweifelte nicht, daß er ihr in ihrem Boudoir seine Aufwartung machen werde, während Mylord Was-thut's in dem seinigen schlief. Amasan hatte nochmals den Muth zu widerstehen. So wunderbare Wirkungen vermag ein Körnchen Tollheit in einer stark und tief verwundeten Seele hervorzubringen!

Amasan antwortete nach seiner Gewohnheit der Dame in ehrerbietigster Weise. Er stellte ihr die Heiligkeit seines Eides und die strenge Verpflichtung vor,

die er sich auferlegt habe, die Prinzessin von Babylon zu lehren, wie man seine Leidenschaften bezwingen müsse. Er ließ hierauf seine Einhörner anspannen und trat die Rückreise nach Batavien an, indem er die ganze Gesellschaft über sich in Verwunderung und die Dame vom Hause in Verzweiflung zurückließ. Im Uebermaß ihres Schmerzes versäumte sie Amasan's Brief zu verbergen, der denn auch am folgenden Morgen richtig dem Lord Was-thut's in die Hände fiel. „Erbärmliche Dummheiten!" sprach er achselzuckend und ging dann mit einigen Trunkenbolden der Nachbarschaft auf die Fuchsjagd.

Amasan befand sich schon auf hohem Meere und studirte eifrig auf einer Landkarte, die ihm der gelehrte Albionier, sein neuer Bekannter aus der Gesellschaft Mylord Was-thut's, geschenkt hatte. Mit Verwunderung sah er einen großen Theil des Erdkreises auf einem Stückchen Papier dargestellt.

Seine Augen und seine Einbildungskraft verirrten sich auf dem kleinen Raum. Er besah sich den Rhein, die Donau, die tyrolischen Alpen, die damals andre Namen führten, und alle Länder, durch die ihn sein Weg nach der Stadt der sieben Berge führen würde. Vor Allem aber hafteten seine Augen auf dem Lande der Gangariden, auf Babylon, wo er seine geliebte Prinzessin gesehen, und auf der verhängnißvollen Provinz Bassora, wo sie dem Könige von Aegypten einen Kuß gegeben hatte. Er seufzte, er vergoß Thränen, räumte aber ein, daß der Albionier, der ihm diesen Erdkreis in verkürztem Maßstabe geschenkt hatte, nicht unrecht gehabt habe, als er behauptete, daß man am

Strand der Themse tausendmal mehr wisse, als an den Ufern des Nil, des Euphrat und des Ganges.

Als er nach Batavien zurückkehrte, flog Formosante mit ihren beiden Schiffen, die mit vollen Segeln fuhren, den Küsten Albion's zu. Amasan's Schiff und das der Prinzessin kreuzten sich, ja sie stießen fast aneinander. Die beiden Liebenden waren nur durch einen kleinen Raum getrennt und ahnten es nicht. O daß sie es gewußt hätten! doch das gebieterische Verhängniß ließ es nicht zu.

Zehntes Kapitel.

Sobald Amasan auf dem flachen, morastigen Boden Batavien's gelandet war, setzte er mit Blitzesschnelle seine Reise nach der Stadt der sieben Berge fort. Er kam durch den südlichen Theil Germanien's. Alle vier Meilen fand er hier einen Hof, einen Fürsten und eine Fürstin, einen Trupp Ehrendamen und einen Haufen Bettler [35]). Er wunderte sich über die Buhlerkünste, die jene Damen und Hoffräulein überall mit der gepriesenen germanischen Treuherzigkeit an ihm verschwendeten, und beantwortete alle Vorschläge nur mit bescheidenen Weigerungen.

Nachdem er die Alpen überstiegen hatte, schiffte er sich auf dem dalmatischen Meere ein und landete in einer Stadt, die sich mit nichts von Allem, was er bisher gesehen, vergleichen ließ. Die Straßen wurden durch das Meer gebildet, die Häuser waren im Wasser gebaut. Die wenigen öffentlichen Plätze, die diese Stadt zierten, wimmelten von Männern und Weibern,

die ein doppeltes Geſicht hatten, das nämlich, welches die Natur ihnen verlieh, und ein andres roh auf Pappe gemaltes, welches ſie über jenem befeſtigten, ſo daß das ganze Volk aus Geſpenſtern zu beſtehen ſchien. Die Fremden, die in dies Land kamen, kauften ſich vor Allem ein Geſicht, wie man ſich ſonſt wohl Mützen und Schuhe kauft. Amaſan machte dieſe widernatürliche Mode nicht mit, ſondern zeigte ſich wie er war. Es gab in dieſer Stadt 12000 Mädchen, deren Namen in das Hauptbuch der Republik eingetragen waren; junge Damen, die dem Staate großen Nutzen brachten und die mit dem Betrieb des einträglichſten und angenehmſten Handelszweigs beſchäftigt waren, der je eine Nation bereichert hat. Die übrigen Handelsherren ſandten mit großen Koſten und noch größerm Riſiko Stoffe nach dem Morgenlande; dieſe ſchönen Kaufmänninnen hingegen trieben, ohne etwas dabei zu wagen, einen Handel, der ſich in ihren Reizen täglich erneuerte [36]). Sie ſtellten ſich ſämmtlich dem ſchönen Amaſan vor und ließen ihm freie Wahl. Er entfloh aber eiligſt, indem er den Namen der unvergleichlichen Prinzeſſin von Babylon ausſprach und bei den unſterblichen Göttern ſchwur, daß ſie ſchöner ſei, als alle die 12000 venetianiſchen Mädchen. „Göttliche Treuloſe," rief er in der Aufwallung ſeines Herzens, „ich will dich lehren treu zu ſein!"

Endlich ſah er die gelben Wellen der Tiber, verpeſtete Sümpfe und in ſpärlicher Zahl eine bleiche, hagere, mit zerlumpten Mänteln, durch deren Löcher ihre braune, vertrocknete Haut hervorſah, nothdürftig bekleidete Bevölkerung und erkannte daran, daß er vor den Thoren der Stadt der ſieben Berge ſtand, jener

Stadt der Helden und Geſetzgeber, die einen ſo großen Theil des Erdballs erobert und civiliſirt hatten.

Er hatte ſich eingebildet, er werde an der Triumphpforte auf 500 Heerhaufen unter dem Oberbefehl mannhafter Helden ſtoßen und im Senat eine Verſammlung von Halbgöttern antreffen, die der Welt Geſetze vorſchreibe. Statt eines Heeres aber ſah er nur etwa dreißig jämmerliche Wichte, die mit Sonnenſchirmen auf die Wache zogen [37]). Als er weiter in die Stadt und bis in einen Tempel gekommen war, der ihm ſehr ſchön, doch nicht ſo ſchön als der babyloniſche vorkam, gerieth er in nicht geringe Verwunderung, ein Vokalconcert zu hören, das von Männern mit Weiberſtimmen ausgeführt wurde.

„Ein drolliges Land, dies alte Land des Saturn," dachte er bei ſich ſelbſt. „Ich ſah eben eine Stadt, wo Niemand ſein eignes Geſicht zeigte; und nun bin ich gar in eine gerathen, wo die Männer weder ihren Bart noch ihre Stimme haben." Man bedeutete ihm, dieſe Sänger wären keine Männer mehr, man habe ſie ihrer Mannheit beraubt, damit ſie die Lobhymnen auf eine erſtaunliche Menge verdienſtvoller Leute mit deſto lieblicherer Stimme abſingen könnten. Amaſan verſtand kein Wort von dieſer Erklärung. Die Herren baten ihn, ſelbſt zu ſingen, und er ſang mit ſeiner gewöhnlichen Anmuth eine gangaridiſche Arie. „Ach! Monſignore," ſprach man, „welchen reizenden Sopran würdet ihr ſingen! . . . Ach! wenn . . ." — „Nun? wenn?" — „Wenn ihr keinen Bart hättet!" Und nun erklärten ſie ihm ſehr kurzweilig und nach ihrer Gewohnheit mit höchſt komiſchen Geberden, wovon die Rede ſei. Amaſan ſperrte vor Verwunderung Mund und Augen

auf. „Ich habe mich doch nun ziemlich in der Welt umgesehen, aber solche seltsame Einfälle sind mir im Leben nicht vorgekommen.“

Nachdem man tüchtig gesungen hatte, begab sich der Alte von den sieben Bergen mit zahlreichem Gefolge nach der Thür des Tempels. Er schnitt mit aufgehobenem Daumen, zwei ausgestreckten und zwei eingeschlagenen Fingern die Luft in vier Theile und sagte dabei in einer Sprache, die man nicht mehr redete, die Worte: „Der Stadt und dem Erdkreise [38]).“ Der Gangaride konnte nicht begreifen, wie zwei Finger so weit reichen könnten.

Bald nachher sah er den ganzen Hof des Herrn der Welt an sich vorübergehen. Er bestand aus stattlichen Herren von gravitätischem Aussehen, die theils rothe, theils violette Talare trugen. Fast alle liebäugelten aufs freundseligste mit dem schönen Amasan, machten ihm Verbeugungen und sprachen unter einander: „San Martino, che bel ragazzo! San Pancrazio, che bel fanciullo!“

Die Ardenti, deren Geschäft darin bestand, den Fremden die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen, beeiferten sich ihm altes, verfallenes Gemäuer sehn zu lassen, wo kein Mauleseltreiber würde übernachten wollen, die aber einst würdige Denkmäler eines Volks von Herrschern gewesen waren. Er sah auch Gemälde, die etwa 200, und Bildsäulen, die über 2000 Jahre alt waren und in denen er die unübertrefflichsten Meisterwerke zu erblicken glaubte. „Bringt ihr noch jetzt solche Werke zu Stande?“ — „Nein, Eccelenza!“ entgegnete einer der Ardenti, „wohl aber verachten wir die ganze übrige Welt, weil wir diese Seltenheiten aufbewahren.

Wir sind eine Art Trödler und gewinnen unsern Ruhm aus den alten Kleidern, die in unsern Buden übrig geblieben sind."

Amasan wünschte den Pallast des Fürsten zu sehen, und man führte ihn dorthin. Er sah violett gekleidete Leute, die das Geld der Staatseinkünfte zählten; so und so viel aus einem Lande an der Donau, so und so viel aus einem andern an der Loire oder am Guadalquivir oder an der Weichsel. „Aha!" sprach Amasan, nachdem er auf seiner Landkarte nachgesehen hatte, „euer Herr besitzt also ganz Europa eben sowohl wie jene alten Helden der sieben Berge?" „Von Gott und Rechtswegen sollte er allerdings die ganze Erde besitzen," antwortete ihm ein Violetter, „und wirklich gab es eine Zeit, wo seine Vorgänger der Universalmonarchie nahe genug standen. Allein ihre Nachfolger sind so gütig gewesen, sich mit einigem Gelde zu begnügen, welches die Könige, ihre Unterthanen, ihnen als Tribut entrichten."

„Euer Herr ist also wirklich der König der Könige? und so wird er denn auch wohl heißen?" fragte Amasan. — „Nein, Eccelenza, er führt vielmehr den Titel Knecht der Knechte. Er ist ursprünglich Fischer und Pförtner und deswegen führt er auch Schlüssel und Netze als Sinnbilder seiner Würde; allein nichts desto weniger ertheilt er sämmtlichen Königen Befehle. Es ist noch nicht lange her, daß er einem Könige des Landes der Kelten hundert und ein Gebot zusandte und der König gehorchte."

„Euer Fischer," sagte Amasan, „schickte also wohl 5 bis 600,000 Mann hin, um seine 101 Willensmeinungen vollstrecken zu lassen?"

„Keineswegs, Eccelenza. Unſer allerheiligſter Gebieter iſt nicht reich genug, um 10,000 Soldaten zu beſolden, wohl aber hat er 4 bis 500,000 göttliche Propheten, die in andern Ländern zerſtreut leben. Dieſe Propheten von allen Farben mäſten ſich, wie billig, auf Koſten der Völker. Sie verkündigen im Namen des Himmels, daß mein Gebieter mit ſeinen Schlüſſeln alle Schlöſſer und namentlich die der Geldkaſten nach Belieben öffnen und verſchließen kann. Ein normänniſcher Prieſter, der bei dem vorhin erwähnten König das Amt eines Vertrauten ſeiner Gedanken verwaltete, überzeugte ihn, daß er ohne Widerrede den 101 Gedanken meines Gebieters gehorchen müſſe [39]). Denn ihr ſollt wiſſen, daß ein Hauptvorrecht des Alten der ſieben Berge darin beſteht, immer Recht zu haben, mag es ihm nun belieben zu reden oder zu ſchreiben."

„Der tauſend!" ſprach Amaſan, „das iſt ja ein merkwürdiger Mann! Ich möchte gern mal mit ihm ſpeiſen." — „Und wenn ihr ein König wäret, Eccelenza, ſo könntet ihr nicht an ſeinem Tiſche ſpeiſen. Alles, was er für euch thun könnte, wäre, daß er neben ſich einen kleinern und niedrigern Tiſch für euch hinſetzen ließ. Wollt ihr indeſſen die Ehre haben, ihm aufzuwarten, ſo will ich, für die buona mancia, die ihr die Güte haben werdet, mir zu geben, eine Audienz für euch auswirken." — „Sehr gern," ſprach der Gangaride. Der Violette verneigte ſich. „Ich werde euch morgen einführen," ſprach er; ihr müßt drei Kniebeugungen machen und dem Alten der ſieben Berge die Füße küſſen." Bei dieſen Worten brach Amaſan in ein ſolches Gelächter aus, daß er dem Erſticken nahe war. Er ging hinaus und mußte ſich die Seiten hal-

ten, und lachte auf dem ganzen Wege, daß ihm die Augen übergingen, bis er in seinem Gasthof ankam, wo er noch lange lachen mußte.

Bei seinem Mittagsessen erschienen 20 Männer ohne Bart und 20 Geigenspieler, die ein Concert aufführten. Den ganzen noch übrigen Tag machten die angesehensten Herren der Stadt ihm den Hof und dabei noch seltsamere Vorschläge als jene, dem Alten der sieben Berge die Füße zu küssen. Vermöge seiner großen Höflichkeit glaubte er zuerst, die Herren hielten ihn für eine Dame, und bemühte sich in allen Ehren, sie über ihren Irrthum aufzuklären. Als aber endlich zwei oder drei der hitzigsten Violetten ihm allzu lebhaft zusetzten, warf er sie zum Fenster hinaus, ohne dies Opfer der schönen Formosante sehr hoch anzurechnen. Eiligst verließ er sodann diese Stadt der Herren der Welt, wo er einem alten Manne die Zehen küssen sollte, als ob er die Wange am Fuße hätte, und wo man jungen Leuten mit noch wunderlichern Ceremonien zusetzte.

Elftes Kapitel.

Von einer Provinz in die andere eilend, beständig im siegreichen Kampfe gegen Lockungen aller Art begriffen, im treuen Herzen das Bild seiner Prinzessin und zugleich den immer regen Zorn gegen den König von Aegypten, so langte dies Muster der Beständigkeit endlich in der neuen Hauptstadt von Gallien an. Diese Stadt hatte, wie so viele andre, alle Grade der Barbarei, der Unwissenheit, der Dummheit und des Elends durchgemacht. Ihr ältester Name hatte sie als den Ort des Koths und des Unflaths bezeichnet;

ſpäter hatte man ſie nach der Iſis benannt, weil der Kult dieſer Göttin bis hieher gedrungen war. Ihr erſter Senat war ein Haufen armer Schiffer geweſen. Lange ſtand ſie unter der Botmäßigkeit der Raubhelden von den ſieben Bergen, und nach einigen Jahrhunderten hatten andre Raubhelden, die vom jenſeitigen Rheinufer herüberkamen, ſich ihres kleinen Gebiets bemächtigt.

Im Verlauf der Zeit, welche Alles verwandelt, war endlich eine Stadt daraus geworden, die zur Hälfte ein majeſtätiſches und gefälliges Anſehn hatte, zur Hälfte aber ſich noch ziemlich roh und lächerlich ausnahm. Und hiemit konnte ſie zugleich als ein Bild ihrer Bewohner gelten. In ihren Mauern lebten wenigſtens **100,000** Menſchen, die nichts zu thun hatten, als zu ſpielen und ſich zu zerſtreuen. Dies Volk von Müßiggängern urtheilte über die Künſte, deren Ausübung die Andern beſchäftigte. Sie wußten durchaus nicht, was am Hofe vorging; obgleich er nur vier kleine Meilen von ihnen entfernt war, ſo hätte man glauben ſollen, er läge in einer andern Welt. Die Freuden der Geſellſchaft, Heiterkeit, Leichtſinn und Eitelkeit waren ihre wichtige und einzige Beſchäftigung. Man regierte ſie wie Kinder, denen man Spielzeug im Ueberfluß giebt, damit ſie nur nicht ſchreien. Sprach man mit ihnen von den Gräueln, die **200** Jahre früher ihr Vaterland verheert hatten, und von den ſchrecklichen Zeiten, wo die eine Hälfte der Nation um nichtswürdiger Spitzfindigkeiten willen von der andern war niedergemetzelt worden, ſo ſagten ſie, daß ſei wirklich ſehr übel gethan, und fingen dann wieder an zu lachen und Gaſſenlieder zu ſingen.

Je höflicher, luſtiger und liebenswürdiger die Mü-

ßigen waren, um so trauriger war der Gegensatz, den man zwischen ihnen und den Beschäftigten wahrnahm.

Unter diesen Beschäftigten, oder die es zu sein vorgaben, befand sich ein Haufen theils einfältiger, theils spitzbübischer Schwärmer, deren bloser Anblick die Erde traurig machte und die sie, wenn sie nur gekonnt hätten, um und um gekehrt haben würden, um sich wichtig zu machen. Allein die Nation der Müßiggänger trieb sie unter Tanzen und Singen in ihre Höhlen zurück, wie die Vögel den Schuhu nöthigen, sich in Mauerlöchern zu verkriechen.

Andere Beschäftigte in geringerer Anzahl ließen sich die Erhaltung alter barbarischer Gebräuche angelegen sein, gegen welche die empörte Natur sich mit lauter Stimme auflehnte. Sie fragten nur ihre alten von Würmern zerfressenen Regiſter um Rath. Fanden sie darin irgend eine unsinnige, abscheuliche Gewohnheit, so betrachteten sie dieselbe als ein geheiligtes Gesetz. Diese verächtliche Gewohnheit, vermöge deren sie es nicht wagten, selbst zu denken, sondern ihre Begriffe aus den Trümmern alter Zeiten zu schöpfen, da man nicht richtig denken konnte, hatte zur Folge, daß in der Stadt des Wohllebens und der Freude noch die grausamsten Gebräuche herrschten. Aus eben diesem Grunde entsprang das entsetzlichste Mißverhältniß zwischen den Verbrechen und den Strafen. Man ließ bisweilen einen Unschuldigen tausendfache Todesmartern ausstehen, um ihn zum Geständniß eines Verbrechens zu bringen, das er nicht begangen hatte. Man strafte eine jugendliche Unbesonnenheit, wie man eine Vergiftung oder einen Vatermord bestraft haben würde[40]). Die Müßigen erhoben ein gewaltiges Geschrei darüber, den andern Tag

aber dachten ſie nicht mehr daran und ſprachen nur von neuen Moden.

Dies Volk hatte ein ganzes Jahrhundert verfließen ſehen, in welchem die ſchönen Künſte einen Grad der Vollkommenheit erreichten, auf den man nie zu hoffen gewagt hatte. Die Fremden ſtrömten damals, wie in Babylon, hier zuſammen, um die großen Denkmäler der Baukunſt, die Wunderwerke der Gärten, die erhabenen Leiſtungen der Sculptur und Malerei anzuſtaunen. Sie wurden von einer Muſik bezaubert, welche ins Innerſte der Seele drang, ohne das Ohr zu betäuben.

Die wahre, das iſt die natürliche und harmoniſche Poeſie, die ſowohl zum Herzen als zum Verſtande ſpricht, fand erſt in dieſem Zeitalter bei der Nation Eingang. Neue Gattungen der Beredtſamkeit entfalteten ihre erhabenen Schönheiten. Die Schaubühnen namentlich hallten von Meiſterſtücken wider, denen es kein Volk jemals gleich thun konnte. Mit einem Wort der gute Geſchmack faßte in allen Ständen Wurzel, ſo daß es ſelbſt unter den Druiden gute Schriftſteller gab.

Allein ſo viele Lorbeerbäume, die ihre Gipfel bis in die Wolken erhoben, verdorrten bald in dem ausgemergelten Erdreich. Es blieb nur eine kleine Anzahl übrig, deren Blätter ein bleiches, erſterbendes Grün zeigten. Der Verfall entſtand aus der Leichtigkeit, etwas zu Stande zu bringen, und der Trägheit, es gut zu machen, aus der Ueberſättigung am Schönen und dem dadurch erzeugten Wohlgefallen am Verzerrten. Die Eitelkeit nahm Pfuſcher in Schutz, die das Jahrhundert der Barbarei wieder herauf beſchworen; ja eben dieſe Eitelkeit nöthigte durch Verfolgungen das wahre

Talent, sein Vaterland zu verlassen; die Hummeln verjagten die Bienen.

Die wahre Kunst war eben so selten geworden, wie der gediegen schaffende Geist. Das Verdienst bestand darin, über die Verdienste des vergangenen Jahrhunderts in den Tag hinein zu schwatzen. Der Wändebeschmierer einer Schenke maßte sich eine gelehrte Kritik über die Gemälde der großen Meister an, und elende Papierbeschmierer entstellten die Werke großer Schriftsteller. Unwissenheit und schlechter Geschmack hatten noch andre Schmierer in ihrem Solde. Man wiederholte dieselben Dinge in hundert Bänden unter verschiednen Titeln. Alles war entweder Wörterbuch oder Flugblatt. Ein Druide, der das Gewerbe eines Zeitungsschreibers trieb, gab zweimal wöchentlich obscure Nachrichten über einige der Nation völlig unbekannte Besessene und über himmlische Wunder heraus, die kleine Betteljungen und Mädchen in Gott weiß welchem Dachstübchen verrichten sollten[41]). Andre schwarzgekleidete Erdruiden, die nahe daran waren, vor Hunger und Ingrimm zu verenden, beschwerten sich in hundert Schriften darüber, daß man ihnen nicht mehr erlaubte, die Leute zu betrügen, und dies Recht graugekleideten Böcken überließ[42]).

Für Amasan waren dies Alles böhmische Dörfer, und hätte er auch was davon gewußt, so würde es ihn doch wenig beunruhigt haben, da er seinen Kopf blos von der Prinzessin von Babylon, dem Könige von Aegypten und seinem unverletzlichen Eide voll hatte, die Buhlkünste der Damen zu verachten, in welches Land der Kummer seine Schritte auch lenken möchte.

Der ganze leichtsinnige und unwissende Pöbel, der die in der menschlichen Natur liegende Neugier immer

aufs Aeußerste treibt, drängte sich gaffend um seine Einhörner, nur die Weiber, die klüger waren, drangen mit Gewalt in seinen Gasthof, um ihn selbst anzustaunen.

Er äußerte zuerst gegen seinen Wirth, daß er wohl Lust habe nach Hofe zu gehen; allein einige Müßiggänger von gutem Ton, die von Ungefähr zugegen waren, versicherten ihm, das sei keine Mode mehr, die Zeiten hätten sich sehr geändert und man könne sich nur noch in der Stadt auf eine angenehme Art die Zeit vertreiben. Er war noch denselben Abend bei einer Dame zu Gaste, deren Geist und Talente auch außer ihrem Vaterlande bekannt geworden waren, und die auch einige der Länder, woher Amasan kam, bereist hatte[43]). Er fand an dieser Dame und der Gesellschaft, die sich bei ihr versammelt hatte, viel Geschmack. Es herrschte hier eine anständige Freiheit, die Heiterkeit war nicht zu geräuschvoll, die Wissenschaft hatte nichts Widerwärtiges und der Witz nichts Gekünsteltes. Er sah, daß der Name der guten Gesellschaft doch kein leerer Name ist, obgleich er oft gemißbraucht wird. Den folgenden Tag speiste er in einer nicht minder liebenswürdigen, aber weit lockerern Gesellschaft. Je zufriedener er mit den Gästen war, um so mehr freute man sich auch über ihn. Er fühlte sein Herz weich werden und sich auflösen, so wie die Gewürze seines Landes bei gelindem Feuer allmälig schmelzen und in liebliche Wohlgerüche verdusten.

Nach Tisch führte man ihn in ein entzückendes Schauspiel, das aber die Druiden verdammten, weil es ihnen die Zuhörer entführte, an welchen ihnen am meisten gelegen war. Dies Schauspiel bestand aus lieblichen Versen, bezaubernden Gesängen, Tänzen, welche die Bewegung der Seele ausdrückten, und perspectivi-

schen Darstellungen, welche die Augen betrogen und eben dadurch entzückten. Diese Art der Unterhaltung, die so viele Gattungen in sich vereinte, war nur unter einem fremden Namen bekannt. Sie hieß Opera, was sonst in der Sprache der sieben Berge so viel bedeutete als: Arbeit, Sorge, Verrichtung, Unternehmung, Mühe, Geschäft. Dies Geschäft bezauberte ihn. Ein Mädchen namentlich fesselte ihn durch ihre melodische Stimme und die Anmuth ihrer ganzen Erscheinung. Nach beendigtem Schauspiel wurde ihm das Geschäftsmädchen von seinen neuen Freunden vorgestellt. Er beschenkte sie mit einer Handvoll Diamanten und sie war dafür so erkenntlich, daß sie den ganzen Tag nicht von seiner Seite wich. Er speiste mit ihr zu Abend und während der Mahlzeit vergaß er seine Mäßigkeit, und nach der Mahlzeit vergaß er seinen Eid, ewig unempfindlich gegen die Schönheit und unerbittlich gegen die zärtlichsten Buhlerkünste zu sein. Welches Beispiel menschlicher Schwäche!

Eben jetzt langte die schöne Prinzessin von Babylon mit dem Phönix, ihrer Kammerfrau Irla und den 200 gangaridischen Reitern auf ihren Einhörnern in der Hauptstadt von Gallien an. Sie mußte ziemlich lange warten, bis man ihr die Thore öffnete. Ihre erste Frage war, ob der schönste, tapferste, geistreichste und treueste aller Männer noch in der Stadt sei. Die Beamten am Thore merkten wohl, daß sie nur Amasan meinen konnte. Sie ließ sich nach seinem Gasthofe führen, mit hochklopfendem Herzen trat sie ein, ihre ganze Seele war von unnennbarer Freude durchdrungen, jetzt endlich in ihrem Geliebten das Muster der Beständigkeit wieder zu sehen. Nichts konnte sie zu-

rückhalten, in ſein Schlafzimmer zu treten. Die Vorhänge waren aufgezogen, ſie ſah den ſchönen Amaſan ſchlummernd in den Armen einer allerliebſten Brünette. Beide waren der Ruhe höchſt bedürftig.

Formoſante ſtieß einen Schrei des Schmerzes aus, der durch das ganze Haus ſchallte, der aber weder ihren Vetter, noch das Geſchäftsmädchen zu wecken vermochte. Ohnmächtig ſank ſie in Irla's Arme. Sobald ſie wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, verließ ſie mit wuth- und ſchmerzerfüllter Seele das unglückſelige Gemach. Irla erkundigte ſich, wer das junge Frauenzimmer ſei, das mit dem ſchönen Amaſan ſo ſüße Stunden zubrächte. Man erwiderte, es ſei ein ſehr gefälliges Geſchäftsmädchen, das mit ſeinen übrigen Gaben auch das Talent verbände, ganz angenehm zu ſingen. „O gerechter Himmel! O mächtiger Oromazes!“ rief die ſchöne Prinzeſſin von Babylon in Thränen ſchwimmend; „von wem werde ich betrogen und für wen! Er alſo, der um meinetwillen ſo viele Prinzeſſinnen ausſchlug, verläßt mich für eine galliſche Gauklerin! Nein, dieſen Schimpf kann ich nicht überleben.“

„Gebieterin!“ ſagte Irla zu ihr, „ſo ſind nun einmal die jungen Männer von einem Ende der Welt bis zum andern. Wären ſie auch in eine Schönheit verliebt, die ſich aus dem Himmel ſelbſt herabgelaſſen hätte, ſo würde es doch in gewiſſen Augenblicken einer Schenkmagd leicht werden, ſie zur Untreue zu verführen.“

„Es iſt aus,“ ſprach die Prinzeſſin; „nie will ich ihn wieder ſehen. Wir wollen den Augenblick abreiſen: laß meine Einhörner anſpannen.“

Der Phönix beſchwur ſie, wenigſtens ſo lange zu

warten, bis Amasan erwachte und er mit ihm reden könne. „Er verdient es nicht," sprach die Prinzessin; „du würdest mich grausam beleidigen; er würde glauben, ich hätte dich gebeten, ihm Vorwürfe zu machen, und wollte mich mit ihm versöhnen. Wenn du mich liebst, ziehe mir nicht zu der Beschimpfung, die ich bereits von ihm erlitten, noch diese andre zu."

Der Phönix, der Alles wohl überlegt, der Tochter des Königs von Babylon sein Leben verdankte, konnte ihr nicht ungehorsam sein. Sie reiste mit ihrem ganzen Gefolge wieder ab. „Wohin geht denn unsre Reise, Gebieterin?" fragte Irla. — „Ich weiß es nicht," antwortete die Prinzessin; „wir wollen den ersten besten Weg einschlagen, den wir finden. Wenn ich nur Amasan nie wieder begegne, ist mir Alles einerlei."

Der Phönix, der vernünftiger war, als Formosante, da ihn keine Leidenschaft beherrschte, tröstete sie unterwegs. Er stellte ihr mit aller Sanftmuth vor, daß es etwas Betrübtes sei, sich selbst wegen der Vergehen eines Andern zu strafen; Amasan habe ihr so viele und so glänzende Beweise seiner Treue gegeben, daß sie ihm eine augenblickliche Schwäche wohl verzeihen könne; er sei ein Gerechter, dem Oromazes die Mitwirkung der Gnade vorenthalten habe; er werde in Zukunft sich in der Liebe und Tugend um so beständiger zeigen; der Wunsch, seinen Fehler wieder gut zu machen, werde ihn über sich selbst erheben; sie werde sich in der Folge nur desto glücklicher fühlen; verschiedne große Prinzessinnen vor ihr hätten dergleichen Verirrungen verziehen und sich wohl dabei befunden. Er führte einige Beispiele davon an und war ein so guter Erzähler, daß Formosante's Herz endlich stiller und ruhiger wurde.

Sie bereute es beinahe, ſo ſchnell abgereiſt zu ſein; ſie fand, daß ihre Einhörner zu ſchnell liefen: gleichwohl hatte ſie nicht das Herz wieder umzukehren. Getheilt zwiſchen der Neigung zu verzeihen und der Luſt ihren Zorn auszuſprechen, in Widerſtreit ihrer Liebe und ihrer Eitelkeit, ließ ſie die Einhörner ihren Weg fortſetzen und durchſtreifte die Welt, wie das Orakel ihres Vaters es prophezeit hatte.

Amaſan erfuhr bei ſeinem Erwachen die Ankunft und Abreiſe Formoſante's und des Phönix; er erfuhr die Verzweiflung und den Zorn der Prinzeſſin; man ſagte ihm, daß ſie geſchworen, ihm nie zu verzeihen. „So bleibt mir nichts übrig," rief er aus, „als ihr zu folgen und mir zu ihren Füßen das Leben zu nehmen."

Auf das Gerücht von dieſer Begebenheit eilten ſeine Freunde von der guten Geſellſchaft der Müßiggänger herbei. Alle ſtellten ihm vor, es ſei tauſendmal beſſer, bei ihnen zu bleiben; nichts laſſe ſich mit dem ſüßen Leben vergleichen, das ſie im Schooße der Künſte und einer ungeſtörten, verfeinerten Wolluſt führten; manche Fremde und ſelbſt mehr als ein König habe dieſe ſo angenehm beſchäftigte und bezaubernde Ruhe ſeinem Vaterlande und ſeinem Throne vorgezogen; überdies ſei ja ſein Wagen zerbrochen und ein Stellmacher habe einen nach der neueſten Mode für ihn in Arbeit; der beſte Schneider in der Stadt habe ſchon ein Dutzend Kleider vom feinſten Geſchmack für ihn zugeſchnitten; die geiſtreichſten und liebenswürdigſten Damen, bei denen man ſo vortrefflich Komödie ſpiele, riſſen ſich um ihn und hätten jede ſchon ihren Tag angeſetzt, um ihm zu Ehren glänzende Gaſtereien zu geben. — Das Geſchäftsmäd-

chen saß mittlerweile an ihrem Nachttische, lachte, trank Chokolade, sang und wurde nicht müde, mit dem schönen Amasan zu schäkern, der denn endlich dahinter kam, daß sie nicht so viel Verstand hatte, wie eine Gans.

Da neben seiner Großmuth und Tapferkeit die größte Treuherzigkeit und Offenheit den Charakter dieses Helden ausmachten, hatte er seinen Freunden die Geschichte seiner Unglücksfälle und seiner Reisen erzählt. Sie wußten, daß er mit der Prinzessin verwandt sei, sie waren von dem unglücklichen Kusse unterrichtet, den sie dem Könige von Aegypten gegeben hatte. „Man verzeiht einander," sagten sie, „unter Verwandten dergleichen kleine Thorheiten; sonst müßte man ja sein Leben in ewigen Zänkereien hinbringen." Nichts konnte indessen sein Vorhaben, Formosanten nachzueilen, wankend machen. Da aber sein Wagen nicht fertig war, sah er sich genöthigt, bei den Müßiggängern noch drei Tage in Vergnügen und Lustbarkeiten hinzubringen. Endlich nahm er unter zärtlichen Umarmungen von ihnen Abschied, beschenkte sie noch mit den schönsten Diamanten seines Landes und empfahl ihnen, beständig leichtsinnig und eitel zu bleiben, weil sie das nur um so liebenswürdiger und glücklicher machte. „Die Germanen," sagte er, „sind die Greise Europa's, die Bürger Albion's die erwachsenen Männer und die Bewohner Gallien's die Kinder, mit denen ich gar gern spielen mag."

Zwölftes Kapitel.

Seine Begleiter fanden ohne Mühe den Weg, den die Prinzessin eingeschlagen hatten, denn überall, wo sie durchgekommen war, redete man von nichts als von ihr und ihrem großen Vogel. Alle Einwohner waren vor Entzücken und Bewunderung außer sich. Die Dalmatier und die Bewohner der Mark Ancona empfanden keine so wonnige Ueberraschung, als sie ein Haus durch die Luft fliegen sahen [44]). Die Ufer der Loire, der Dordogne, der Garonne und Gironde hallten noch vom freudigen Zuruf wider.

Als Amasan am Fuße der Pyrenäen angelangt war, nöthigten die Beamten und Druiden des Landes ihn, wider seinen Willen nach dem Tamburin zu tanzen. Sobald er aber die Pyrenäen überstiegen hatte, war kein Frohsinn mehr zu sehen noch zu hören. Wenn er ja dann und wann in großen Zwischenräumen noch einmal singen hörte, so geschah es in traurigem Tone. Die Einwohner schritten mit aufgereihten Kügelchen und einem Dolche im Gürtel gravitätisch einher. Alle Leute gingen in schwarzen Röcken, so daß die ganze Nation in Trauer zu sein schien. Wenn Amasan's Diener die Vorübergehenden befragten, antworteten diese nur durch Zeichen. Wenn man in einem Gasthofe ankam, so gab der Herr vom Hause den Leuten mit drei Worten zu verstehen, daß nichts im Hause zu haben sei und daß man drei Meilen weit schicken müsse, um das dringend Nöthigste holen zu lassen.

Wenn man diese schweigsamen Leute fragte, ob sie die schöne Prinzessin von Babylon hätten vorüber kommen sehen, so antworteten sie etwas umständlicher:

„Wir haben ſie geſehen, doch mit ihrer Schönheit iſt es nicht weit her; dazu gehörte eine braunere Hautfarbe. Sie prahlt mit einem alabaſterweißen Buſen, der die ekelhafteſte Sache von der Welt und bei uns zu Lande gottlob faſt ganz unbekannt iſt.“

Amaſan näherte ſich der Provinz, die der Bätis durchſtrömte. Es waren erſt 12,000 Jahre verfloſſen, ſeitdem dies Land von den Tyriern zu gleicher Zeit mit der großen Inſel Atlantis, die einige Jahrhunderte ſpäter verſank, entdeckt worden war.

Die Tyrier bauten Bätika an, nachdem die Eingebornen es lange hatten brach liegen laſſen, indem ſie behaupteten, ſie brauchten ſich um nichts zu bekümmern und es ſei die Sache ihrer Nachbarn, der Gallier, ihnen das Land zu bauen. Die Tyrier hatten auch Paläſtiner mitgebracht, die damals alle Himmelsſtriche durchſtreiften, ſo weit es nur irgend etwas zu verdienen gab. Dieſe Paläſtiner liehen auf Pfänder gegen 50 Prozent und hatten dadurch faſt alle Reichthümer des Landes an ſich gezogen. Dies brachte das bätiſche Volk auf den Gedanken, die Paläſtiner wären Herenmeiſter, und Alle, die man der Zauberei beſchuldigte, wurden von einer Geſellſchaft Druiden, die man die Unterſucher oder Anthropokäen [45]) nannte, ohne Barmherzigkeit verbrannt. Dieſe Prieſter legten ihnen ein Maskenkleid an, bemächtigten ſich ihrer Güter und plärrten aufs andächtigſte die eigenen Gebete der Paläſtiner her, während man dieſe bei gelindem Feuer por l'amor de Dios langſam verbrannte.

Die Prinzeſſin von Babylon war in der Stadt, die ſpäter Hiſpalis [46]) hieß, abgeſtiegen. Ihre Abſicht war, ſich auf dem Bätis einzuſchiffen, um über

Tyrus nach Babylon zurückzukehren, den König Belus, ihren Vater, wieder zu ſehen und wo möglich ihren treuloſen Geliebten zu vergeſſen oder auch ihn zum Gatten zu begehren. Sie ließ zwei Paläſtiner, die alle Geldgeſchäfte des Hofes zu beſorgen hatten, zu ſich kommen. Sie ſollten ihr drei Schiffe verſchaffen. Der Phönix traf mit ihnen die nöthigen Verabredungen, und nach einigem Widerſpruch wegen des Preiſes wurde man handelseinig.

Die Wirthin war eine ſehr andächtige Frau und ihr eben ſo frommer Mann ein „vertrauter Freund“ (familiare) jener Druiden, die wir oben als Unterſucher oder Anthropokäen kennen lernten. Er verfehlte nicht, ihnen anzuzeigen, daß er in ſeinem Hauſe eine Hexe und zwei Paläſtiner habe, die mit dem Teufel in der Geſtalt eines großen goldnen Vogels ein Bündniß machten. Da die Unterſucher erfuhren, daß die Dame eine erſtaunliche Menge Diamanten bei ſich habe, bedachten ſie ſich keinen Augenblick, ſie für eine Hexe zu erklären. Doch hielten ſie es für beſſer, die Nacht abzuwarten, um die 200 Reiter und die Einhörner, die in großen Ställen ſchliefen, einzuſperren; denn die Unterſucher ſind zugleich feige Memmen.

Nachdem ſie die Thüren wohl verrammelt hatten, bemächtigten ſie ſich der Prinzeſſin und ihrer Irla; den Vogel aber, der ſchnell wie der Blitz davon flog, konnten ſie nicht fangen. Er vermuthete wohl, daß er Amaſan auf dem Wege von Gallien nach Hiſpalis antreffen würde.

Er begegnete ihm auf der Grenze von Bätika und berichtete ihm das Mißgeſchick der Prinzeſſin. Er konnte vor Schmerz und Wuth kein Wort hervorbringen.

Schnell bewaffnete er sich mit einem stählernen, mit Gold ausgelegten Harnisch, einer zwölf Fuß langen Lanze, zwei Wurfspeeren und einem scharfen Schwerte, welches Fulminante hieß und auf einen einzigen Hieb Bäume, Felsen und Druiden spalten konnte; sein schönes Haupt bedeckte er mit einem goldnen von Reiher- und Straußenfedern beschatteten Helme. Es war die alte Rüstung Magog's [47]), womit seine Schwester Albea ihn auf seiner Reise in Scythien beschenkt hatte. Die wenigen Diener, die ihn begleiteten, bestiegen wie er selbst jeder sein Einhorn.

Amasan umarmte den Phönix und sagte traurig: „Ich bin an Allem schuld. Hätte ich mich nicht in der Stadt der Müßiggänger von einem Geschäftsmädchen bestricken lassen, so würde die schöne Prinzessin von Babylon sich nicht in einer so entsetzlichen Lage befinden; laß uns eilen, daß wir zu den Anthropokäen kommen!

In kurzer Zeit hatten sie Hispalis erreicht. Funfzehn hundert Alguasils bewachten die Thür des weiten Kerkers, wo man die 200 Gangariden und ihre Einhörner, ohne ihnen Nahrung zu reichen, eingesperrt hatte. Alles war schon zu dem Opfer fertig, das man mit der Prinzessin von Babylon, mit ihrer Kammerfrau Irla und den beiden reichen Palästinern anstellen wollte.

Der Ober-Anthropokäe saß schon von seinen Unter-Anthropokäen umringt auf seinem heiligen Richterstuhle. Eine Menge Hispalenser mit aufgereihten Kügelchen an ihren Gürteln falteten, ohne ein Wort zu sprechen, die Hände, und eben wurde die schöne Prinzessin, Irla und die beiden Palästiner in Maskenkleidern und mit auf den Rücken gebundenen Händen herbeigeführt.

Der Phönix flog durch ein Dachfenſter in das Gefängniß, wo die Gangariden ſchon anfingen, die Thüren einzuſchlagen. Der unüberwindliche Amaſan erbrach ſie von außen. Bewaffnet und auf ihren Einhörnern reitend ſtürzten ſie heraus, und Amaſan ſtellte ſich an ihre Spitze. Ohne alle Mühe warf er die Alguaſils, die Familiaren und die anthropokäiſchen Pfaffen über den Haufen; jedes Einhorn ſpießte ganze Dutzende davon auf einmal. Amaſan's Fulminante ſpaltete Alles, was ihm in den Weg trat. Der Pöbel floh in ſeinen ſchwarzen Mänteln und ſchmutzigen Halskrauſen, mit ſeinen geweihten Kügelchen por l'amor de Dios nach allen Seiten davon.

Amaſan packte mit ſeiner Fauſt den Ober-Unterſucher auf ſeinem Richterſtuhle und warf ihn auf den vierzig Schritt weit davon errichteten Scheiterhaufen; eben dahin warf er auch alle ihm untergeordnete Anthropokäen nacheinander. Sodann aber warf er ſich ſelbſt zu Formoſante's Füßen. „Ach! wie liebenswürdig biſt du," ſprach ſie, „und wie würde ich dich anbeten, hätteſt du nicht um eines Geſchäftsmädchens willen die Treue gegen mich verrathen!"

Während Amaſan ſich mit der Prinzeſſin ausſöhnte, während die Gangariden die Körper ſämmtlicher Anthropokäen auf dem Scheiterhaufen übereinander thürmten und die Flammen bis zu den Wolken ſtiegen, ſah man in der Ferne etwas, das einem Kriegsheere glich, heranrücken. Ein alter Monarch mit der Krone auf dem Haupte kam auf einem Wagen angefahren, den acht mit Stricken angeſpannte Mauleſelinnen zogen. Hundert andre Wagen folgten ihm, und außerdem begleiteten ihn noch viele gravitätiſche Leute in ſchwarzen

Mänteln und mit Halskragen, die auf sehr schönen Pferden ritten, so wie eine Menge Leute zu Fuß mit fettgeschmierten Haaren und sämmtlich von sehr schweigsamen Wesen.

Sogleich stellte Amasan seine Gangariden in Schlachtordnung um sich auf und rückte selbst mit eingelegter Lanze vorwärts. Sobald der König ihn sah, nahm er seine Krone ab, stieg von seinem Wagen, umfaßte Amasan's Steigbügel und sprach: „Mann, den mir der Himmel sandte! in dir begrüße ich den Rächer des Menschengeschlechts, den Befreier meines Vaterlandes und meinen Beschützer. Diese geheiligten Ungeheuer, von denen du das Land gereinigt hast, waren meine Herren und Gebieter im Namen des Alten der sieben Berge. Ich war gezwungen, ihre schändliche Gewalt zu erdulden. Mein Volk würde mich verlassen haben, wenn ich ihren abscheulichen Grausamkeiten nur den geringsten Einhalt hätte thun wollen. Von heute an erst athme und herrsche ich und dir verdanke ich's."

Ehrerbietig küßte er hierauf Formosanten die Hand und bat sie, die Gewogenheit zu haben, mit Amasan, Irla und dem Phönix in seinem Wagen mit den acht Mauleseln Platz zu nehmen. Die beiden Hofwechsler aus Palästina, die noch, sei es nun aus Schreck, oder um ihre Erkenntlichkeit zu bezeugen, so lang sie waren, auf der Erde lagen, standen wieder auf, und die Schaar der Einhörner folgte dem König von Bätika in seinen Palast.

Da die Würde des Königs über ein so gravitätisches Volk erforderte, daß seine Mauleselinnen im langsamsten Schritt gingen, hatten Amasan und Formosante Zeit genug, ihm ihre Abenteuer zu erzählen.

Auch mit dem Phönix unterhielt er sich; er konnte ihn nicht genug bewundern und küßte ihn wohl hundert Mal. Es gingen ihm die Augen darüber auf, wie unwissend, roh und barbarisch die abendländischen Völker waren, daß sie die Thiere verzehrten und ihre Sprache nicht mehr verstanden; er erkannte, daß nur die Gangariden die wahre Natur und ursprüngliche Würde des Menschen beibehalten hätten; vor Allem aber räumte er ein, daß die anthropokäischen Untersucher, von denen Amasan so eben die Welt gereinigt hatte, die ärgsten Barbaren unter allen Sterblichen wären. Er konnte nicht aufhören, den Helden vom Ganges zu segnen und ihm zu danken. Auch die schöne Formosante vergaß bereits, was mit dem Geschäftsmädchen vorgefallen war, und nur noch die beispiellose Tapferkeit, womit er ihr das Leben gerettet, füllte ihre Seele. Amasan, der sich nunmehr von der Unschuld des dem König von Aegypten gegebenen Kusses überzeugt hatte, empfand hierüber, sowie über die Auferstehung des Phönix die reinste Freude und war von heißrer Liebe berauscht als je.

Man speiste im Pallast und zwar ziemlich schlecht. Die Köche in Bätika waren die schlechtesten in ganz Europa, weshalb Amasan den Rath gab, andre aus Gallien kommen zu lassen. Während der Mahlzeit spielten die Musiker des Königs jene berühmte Arie, die man später im Verlauf der Jahrhunderte die Folie d'Espagne[48]) nannte. Nach der Mahlzeit redete man von ernsthaften Angelegenheiten.

Der König fragte den schönen Amasan, die schöne Formosante und den schönen Phönix, was sie jetzt anzufangen gedächten.

„Was mich betrifft," erwiderte Amasan, „so ist meine Absicht, nach Babylon zurückzukehren, dessen nächster Erbe ich bin, und von meinem Oheim Belus meine Base, die unvergleichliche Formosante zur Gattin zu begehren, wenn sie es nicht etwa vorzieht, mit mir unter den Gangariden zu leben."

„Mein Vorsatz," sprach die Prinzessin, „ist natürlich kein andrer, als mich niemals von meinem Vetter zu trennen. Allein ich halte es für passender, wieder zu meinem königlichen Vater zu gehen, und zwar um so mehr, da er mir nur erlaubt hatte, eine Wallfahrt nach Bassora zu unternehmen, und ich statt dessen die Welt von einem Ende bis zum andern durchstreift habe."

„Was mich betrifft," sprach der Phönix, „so werde ich diesem edlen zärtlichen Paar überall nachfolgen."

„Ihr habt Recht," entgegnete der König von Bätika, „allein die Rückreise nach Babylon ist nicht so leicht, wie ihr denkt. Durch tyrische Schiffe und durch meine palästinischen Wechsler, die mit aller Welt im Briefwechsel stehen, bekomme ich täglich Nachrichten aus jenen Ländern. Am Euphrat und am Nil steht Alles unter den Waffen. Der König von Scythien fordert an der Spitze von 300,000 Mann bewaffneten Reitern das Erbtheil seiner Gemahlin zurück, die Könige von Aegypten und Indien verwüsten gleichfalls jeder an der Spitze von 300,000 Mann die Ufer des Tigris und des Euphrat, um sich dafür zu rächen, daß man sie zum Besten gehabt hat. Während nun der König von Aegypten nicht in seinem Lande ist, verheert sein Feind, der König von Aethiopien, Aegypten mit 300,000 Mann, und der König von

Babylon hat erſt 600,000 Mann zu ſeiner Vertheidigung auf den Beinen.

„Ich geſtehe euch,“ fuhr der König fort, „wenn ich von dieſen ungeheuren Kriegsheeren, die der Orient aus ſeinem Schooße ſpeit, und von ihrer erſtaunenden Pracht reden höre, wenn ich ſie mit unſern kleinen Schaaren von 20 bis 30,000 Soldaten vergleiche, deren Kleidung und Unterhalt uns ſo ſchwer fällt, ſo kann ich mich des Glaubens nicht erwehren, daß der Orient lange vor den Abendländern erſchaffen ſein muß. Es kommt mir vor, als wären wir erſt vorgeſtern und geſtern aus dem Chaos herausgekommen.“

„Herr,“ entgegnete Amaſan, „die zuletzt Gekommenen tragen nicht ſelten den Preis über die davon, welche zuerſt die Bahn betraten. Bei mir zu Lande glaubt man, der Menſch ſtamme urſprünglich aus Indien, allein ich weiß nichts Gewiſſes darüber.“

„Und du,“ fragte der König von Bätika den Phönix, „was denkſt du davon?“

„Herr,“ erwiderte der Phönix, „ich bin noch zu jung, um über die graue Vorzeit hinlänglich unterrichtet zu ſein. Ich bin erſt etwa 27,000 Jahre alt, allein mein Vater, der fünf Mal ſo lange gelebt hatte, ſagte mir, er habe von ſeinem Vater vernommen, daß die Morgenländer von uralten Zeiten her dichter bevölkert und reicher geweſen wären, als die übrigen. Seine Vorfahren hatten ihn gelehrt, daß alle Geſchlechter der Thiere an den Ufern des Ganges ihren Anfang genommen hätten. Was mich betrifft, ſo bin ich nicht ſo eitel, dieſer Meinung beizupflichten. Ich kann nicht glauben, daß die Füchſe Albion's, die Murmelthiere auf den Alpen und die galliſchen Wölfe aus meiner

Heimath kommen; ſo wenig wie ich glaube, daß die Tannen und Eichen bei euch zu Lande von den Palmen und Kokosnußbäumen in Indien herſtammen."

„Woher ſtammen wir denn aber nur?" fragte der König.

„Ich weiß es nicht," entgegnete der Phönix; „ich möchte nur wiſſen, wohin die ſchöne Prinzeſſin von Babylon und mein theurer Freund Amaſan ihren Weg nehmen könnten."

„Ich zweifle ſehr," antwortete der König, „daß er mit ſeinen 200 Einhörnern im Stande ſein werde, ſich durch ſo viele Heere von je 300,000 Mann durchzuſchlagen."

„Warum nicht?" ſagte Amaſan.

Der König von Bätika fühlte das Erhabene dieſes „Warum nicht"; allein er war der Meinung, daß ſolche Erhabenheiten allein gegen zahlloſe Kriegsheere nicht ausreichten. „Ich rathe euch," ſagte er, „geht zu dem Könige von Aethiopien. Ich ſtehe vermittelſt meiner Paläſtiner mit dieſem ſchwarzen Fürſten in Verbindung und will euch Briefe an ihm mitgeben. Da er ein Feind des Königs von Aegypten iſt, wird es ihn ſehr erfreuen, ſich durch das Bündniß mit euch zu verſtärken. Ich kann euch mit 2000 Mann ſehr nüchterner und tapferer Leute beiſtehen, und es wird nur auf euch ankommen, ob ihr noch eben ſo viel bei den Völkern anwerben wollt, die am Fuße der Pyrenäen wohnen oder vielmehr herumhüpfen und die man Baſken oder Vaſkonen nennt[49]). Schickt nur einen eurer Krieger auf einem Einhorn mit einigen Diamanten hin, und er wird keinen Vaſkonen finden, der nicht gern bereit wäre, das Kaſtell, das iſt die Strohhütte ſeines

Vaters, zu verlassen und euch zu dienen. Sie sind unermüdlich, tapfer und spaßhaft; ihr werdet bestimmt sehr mit ihnen zufrieden sein. Bis sie ankommen, wollen wir euch zu Ehren Feste geben und eure Schiffe segelfertig machen. Ich kann den Dienst, den ihr mir geleistet habt, nicht dankbar genug anerkennen."

Amasan genoß das Glück, Formosante wieder gefunden zu haben, und in ihrem Umgange das volle Entzücken der versöhnten Liebe, welches das der erst entstehenden beinahe aufwiegt.

Es dauerte nicht lange, so sah man eine Schaar stolzer und fröhlicher Vaskonen, die nach dem Tamburin tanzten, anlangen; die andre Schaar stolzer und ernsthafter Bätiker war schon marschfertig. Der alte braune König umarmte die Liebenden zärtlich; er ließ ihre Schiffe mit Waffen, Betten, Schachspielen, schwarzen Kleidern, Halskrausen, Zwiebeln, Hämmeln, Hühnern, Mehl und einer Menge Knoblauch beladen, und wünschte ihnen eine glückliche Ueberfahrt, beständige Liebe und Siege über Siege.

Die Flotte landete an dem Ufer, wo viele Jahrhunderte später die phönizische Dido, die Schwester Pygmalion's und Gattin des Sichäus, nachdem sie Tyrus verlassen, angekommen sein soll, um die stolze Stadt Karthago zu bauen, zu welchem Ende sie bekanntlich eine Ochsenhaut in Riemen zerschnitt, wie solches die gewichtvollsten Schriftsteller des Alterthums, die niemals Fabeln erzählen, und die gelehrten Professoren, die für die Schuljugend schrieben, bezeugen; obgleich es, dessen unbeschadet, zu Tyrus nie einen Pygmalion, nie eine Dido, nie einen Sichäus gab, was lauter durch und durch griechische Namen sind,

und obgleich überhaupt zu jener Zeit kein König dort herrschte [50]).

Das stolze Karthago war noch kein Seehafen. Nur einige wilde Numidier hausten dort, die Fische an der Sonne trockneten. Man fuhr an der Provinz Byzacene und an den Syrten vorüber, demselben fruchtbaren Landstrich, wo sich später Kyrene und der große Chersones befanden.

Endlich kam man bei der ersten Mündung des heiligen Nilflusses an. Am äußersten Ende dieses fruchtbaren Landes nahm der Hafen Kanopos bereits die Schiffe aller Handel treibenden Völker auf, ohne daß man wußte, ob der Gott Kanopos den Hafen gegründet oder ob die Einwohner den Gott ausgeheckt, ob der gleichnamige Stern seinen Namen der Stadt, oder die Stadt dem Sterne den ihrigen gegeben habe [51]). Alles, was man wußte, war, daß die Stadt und der Stern beide sehr alt wären; und dies ist überhaupt Alles, was man vom Ursprunge der Dinge, welcher Art sie nun sein mögen, jemals wissen kann.

Hier war es, wo der König von Aethiopien, der ganz Aegypten verheert hatte, den unüberwindlichen Amasan und die anbetungswürdige Formosante ans Land treten sah. Er hielt ihn für den Gott der Schlachten und sie für die Göttin der Schönheit. Amasan überreichte ihm den Empfehlungsbrief des Königs von Bätika. Der König von Aethiopien stellte sogleich, nach der unerläßlichen Gewohnheit des heroischen Zeitalters, herrliche Feste an. Sodann berieth man sich darüber, wie man die 300,000 Mann des Königs von Aegypten, die 300,000 Mann des Kaisers von Indien und die des Großkhans der

Scythen ausrotten ſolle, die mit vereinten Kräften das unermeßliche, übermüthige und wollüſtige Babylon bedrängten.

Die 2000 Bätiker, die Amaſan mitgebracht hatte, erklärten, ſie hätten den König der Aethiopier zum Entſatze Babylon's gar nicht nöthig; es ſei hinreichend, daß ihr König ihnen befohlen habe, dieſe Stadt zu befreien, und ſie ſeien Manns genug, eine ſolche Unternehmung allein auszuführen.

Die Vaſkonen erklärten, ſie hätten wohl andre Heldenthaten verrichtet; ſie wollten ganz allein die Aegypter, Inder und Scythen ſchlagen und mit den Bätikern nicht anders unter einer Fahne dienen, als unter der Bedingung, daß dieſe den Nachtrab bildeten.

Die 200 Gangariden fingen über die Anmaßungen ihrer Bundesgenoſſen laut an zu lachen und behaupteten, daß ſie allein mit 100 Einhörnern alle Könige des Erdbodens in die Flucht jagen wollten. Die ſchöne Formoſante beruhigte ſie aber durch ihre Klugheit und ihre bezaubernden Vorſtellungen. Amaſan ſtellte dem ſchwarzen Monarchen ſeine Gangariden, ſeine Einhörner, die Bätiker, die Vaſkonen und ſeinen ſchönen Vogel vor.

Binnen Kurzem war Alles in Bereitſchaft, den Zug über Memphis, Heliopolis, Arſinoe, Petra, Artemita, Sora und Apamea anzutreten, um die drei Könige anzugreifen und jenen ewig denkwürdigen Krieg zu beginnen, gegen den alle Kriege, welche die Menſchen ſpäter führten, nur Hahnen- und Wachtelkämpfe waren.

Jedermann weiß, wie der König von Aethiopien ſich in die ſchöne Formoſante verliebte und wie er

ſie im Bette überraſchte, als ein ſüßer Schlummer ihre langen Wimpern ſchloß.

Man erinnert ſich, daß Amaſan beim Anblick dieſes Schauſpiels glaubte, den Tag und die Nacht bei einander ſchlafen zu ſehen; man weiß, daß er, über den Schimpf empört, ſeine Fulminante zog, dem unverſchämten Neger den verwegnen Kopf abſchlug und alle Aethiopier aus Aegypten vertrieb. Stehen alle dieſe wunderbaren Dinge nicht in den Büchern der Chronika von Aegypten?

Fama mit ihren hundert Zungen verkündet die Siege, die Amaſan mit ſeinen Bätikern, Vaſkonen und Einhörnern über die drei Könige erkämpfte. Er brachte die ſchöne Formoſante ihrem Vater wieder. Er befreite das ganze Gefolge ſeiner Geliebten, das der König von Aegypten zur Sklaverei verdammt hatte. Der Großkhan der Scythen erklärte ſich für ſeinen Vaſallen und ſeine Ehe mit der Prinzeſſin Aldea wurde beſtätigt.

Der unbezwingliche, großmüthige Amaſan wurde als Erbe des babyloniſchen Reichs anerkannt und hielt mit dem Phönix im Beiſein von hundert zinsbaren Königen ſeinen triumphirenden Einzug in die Stadt.

Das Feſt ſeiner Vermählung übertraf in allen Stücken jenes, welches einſt König Belus gegeben hatte. Man trug den Stier Apis gebraten auf. Die Könige von Aegypten und von Indien machten die Mundſchenken des neuvermählten Paars und 500 große Dichter Babylon's feierten die glorreiche Hochzeit durch ihre Geſänge.

Noten zu der Erzählung:
Die Prinzessin von Babylon.

1) Bel, Belus (*Βῆλος*), der altassyrische vergötterte Heros, der als Götze Bel oder Baal auch im alten Testament eine so wichtige Rolle spielt, wird von Einigen mit Nimrod selbst verwechselt, von Andern für einen Nachkommen desselben ausgegeben und mit dem Xisuthros des Berosos identificirt, der 432,000 Jahre nach dem Fisch Oannes in Babylon geherrscht haben soll (vgl. Zadig, Kap. 13, Anm. 43, und über Belus Syncell. chronogr. p. 165). Voltaire berichtet über ihn getreulich Alles, was die Geschichte von ihm weiß: seinen und seines Reiches Namen, und was er außerdem noch von ihm erzählt, wird wohl jenen historisch verbürgten wichtigsten Daten an Glaubwürdigkeit nicht viel nachgeben. — Im Folgenden ist eine hyperbolisch parodirende Persiflage der Parkanlagen und insbesondere der Wasserkünste von Versailles nicht zu verkennen.

2) In den Werkstätten der alten Gebirgs- und Hafenstadt Derbent in Daghestan am Kaspischen Meere schmieden jetzt die Russen Säbelklingen gegen die Tscherkessen, die aber an den Schuppenpanzern der kühnen Kaukasier abprallen, wie das Schwert des Scythenkönigs an den Zähnen des Löwen vom Antilibanon.

3) Das Sistrum der Isis war eine eigenthümlich gestaltete metallene Zympel oder Klapper und diente nach Plutarch (*περὶ Ἴσιδος κ. τ. λ.* ed. Xyl. t. II, p. 376, e) als Symbol der beständigen Bewegung in der Natur. — Ueber den Apis vgl. Zadig, Anm. 41.

4) S. Zadig, Anm. 10 und Amabed's Briefe, Anm. 7.

5) Schaka ist eigentlich der japanische Name des uralten indischen Lehrers Rama, eines Reformators der Brahmanenreligion, der seinen 80,000 Schülern den Autoritätsglauben der

Pythagoräer zum Gesetz machte und dessen Seele nach 80,000 Verwandlungen zuletzt in den Körper eines weißen Elephanten überging (Kircheri China illustrata, p. 152). — Ueber die Wedahs vgl. Amabed, Anm. 5.

6) Anspielung auf die Galanterieen, die im Hohenliede Salomonis (Kap. 7) Christus seiner Braut, der Kirche, sagt.

7) Diptam, Dictamnus, ein Kraut, das nur am Berge Dikte in Kreta gefunden wurde und dem die Alten eine untrügliche Heilkraft bei Wunden und mancherlei Krankheiten zuschrieben (vgl. Plin. hist. nat. XXV, 53 und XXVI, 87).

8) Wie Voltaire bei der Beschreibung der Gärten des Belus der Park von Versailles vorschwebte, dachte er bei der Schilderung seines Speisesaales vermuthlich an den kolossalen hohlen Himmelsglobus von Coronelli, den Peter der Große nach Petersburg brachte und worin zwölf Personen bequem zu Tische sitzen können.

9) Vgl. Zadig, Anm. 15. — Nach Plutarch (a. a. O. p. 370, a) legte Oromazes ein Ei und konnte daher wohl unter der Gestalt eines Vogels erscheinen.

10) Unter Vorrücken der Nachtgleichen versteht man die schon den Alten bekannte, durch die Abplattung der Erde an den Polen bedingte allmälige Bewegung der Aequinoctialpunkte von Osten nach Westen, die jährlich 50 Secunden beträgt und mittelst deren sie nach den wahrscheinlichsten Berechnungen, nicht in der von Voltaire angegebenen Zeit, sondern in etwa 25,700 Jahren wieder an ihre Ausgangspunkte (zur Zeit Hipparch's), die ersten Sterne des Widders und (resp. des Herbstäquinoctiums) der Waage gelangen.

11) Genesis, IX, 9—15; ib. vs. 4, 5; Deuteronom. XII, 16 etc

12) Lokman, der orientalische Aesop, war nach der gewöhnlichen Sage ein äthiopischer Sklave zur Zeit Salomon's, nach Andern stammte er aus Kasbia in Persien. Die ihm zugeschriebenen arabischen Fabeln sind bei uns trotz Erpenius' lateinischer Uebersetzung mehr berühmt, als bekannt geworden.

13) Die Rosse des Achilles in der Ilias, XIX, 404.

14) Unter dem Namen Gangariden kommt bei mehrern alten Schriftstellern ein Volk vor, das sie an das linke Gangesufer setzen und von dem sie außerdem wenig zu sagen wissen. Auf den Gedanken, das Land der Gangariden zum Sitz der Frei-

heit und Gleichheit zu machen, kam Voltaire vielleicht durch Diodor's Aussage (Biblioth. L. XVII, p. 562), daß die Gangariden ihre Herrscher aus dem gemeinen Volke wählten, was allerdings, wenn es streng durchgeführt werden könnte, die Erblichkeit des Ranges und überhaupt jeden Standesunterschied aufheben müßte. — Möglich ist es auch, daß dem Verfasser bei der Schilderung der Gangariden die Hindus von Vischnapor (Bedschapur) zum Vorbilde dienten, deren Staat er in den **Fragmens sur l'Inde, article 35**, nach des Engländers Holwell fabelhaftem Bericht gleichfalls als ein Paradies der Weisheit und Unschuld darstellt.

15) Die Existenz des Einhorns oder Gurgudāe der Perser, das Plinius (**hist. nat. VIII, 31**) ganz ernsthaft unter den wilden Thieren Indiens aufführt, das man aber seitdem ins Reich der Fabel verwies und nur noch als Schildhalter des englischen Wappens respectirte, fand in unsrer Zeit bei einigen Naturforschern wieder Glauben, wie sich denn z. B. Katte in seiner abyssinischen Reise für die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit seines Daseins ausspricht. Palissot ereifert sich ohne Noth über das Erscheinen der schönen Wunderthiere in diesem bunten Märchen, wo sie doch, weit entfernt zu stören, in eben dem Maße dazu beitragen, den magischen Reiz der Erzählung zu erhöhen, wie der Hippogryph im Orlando und andre Geschöpfe der Fabel in andern Wundergeschichten. — Die älteste Spur der Sage vom Einhorn findet sich bei den Chinesen, wo es unter dem Namen Ki-Lin (nicht Ki-Ling) schon im Odenbuche gefeiert wird. Vgl. Rückert's Schi-King, S. 17 und de Guignes' oder vielmehr Bas. de Glemona's Wörterbuch, Nr. 13,069 und 13,081.

16) Der in der mysischen Stadt Lampsakos, als dem angeblichen Geburtsorte des Priapos, einheimische Dienst dieses Gottes war die Versinnlichung und Vergötterung der zeugenden Kraft der Natur unter dem bekannten kühnen Bilde und unterschied sich im Wesentlichen nicht von den Kulten des indischen Lingam, des ägyptischen Phallos und des phönizischen Adonaï, welchen letztern auch die jüdischen Damen unter dem Namen Thammuz (vgl. Ezech. VIII, 14) verehrten und zwar, wie es (nach Esaias, LVII, 5) den Anschein hat, gleichfalls auf die hier von V. angedeutete Weise.

17) Aus dem Wein von Schiras in Farsistan schöpften

Saadi und Hafis ihre Begeisterung, und noch jetzt wird er als der Champagner des Orients gepriesen.

18) Das Land Aden, die Südspitze von Jemen im glücklichen Arabien und seit 1839 bekanntlich eins der neuen Paradiese englischer Speculanten, galt bei den Arabern für das ehemalige irdische Paradies. Sonst findet man für letzteres auf zwei Landkarten im ersten Theil der allgemeinen Welthistorie, S. 299 (die Schiller, als er sein schönes Gedicht beim „Antritt des neuen Jahrhunderts“ schrieb, nicht gekannt haben muß) drei andre Punkte angegeben, nämlich bei Damask in Syrien, bei Arzerum in Armenien und als den wahrscheinlichsten am Schat el Arab oberhalb Bassra.

19) „Der Vögel Fürst Hwang-Fong
Singt auf dem Baum U-Tong,
Davon des Baumes Kronen sprossen.
Der Kaiser breitet aus die Flügel
Der Herrschaft über Thal und Hügel,
Und sammelt alle Reichsgenossen.“ ꝛc.
Rückert's Schi-King, S. 299.

So wird Fong(-Hwang), der Phönix des Mittelreichs, im uralten Odenbuche gefeiert, und auch der Gleichlaut des von den Chinesen sicher aus keiner andern Sprache entlehnten Namens macht es glaublich, daß die Sage von diesem Wundervogel, dessen Bild man u. a. in Kircher's China illustrata, p. 196, findet, nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, ägyptischen, sondern chinesischen Ursprungs ist und sich von dort über Persien, wo er unter dem Namen Fuknus in den ältesten Ueberlieferungen vorkommt, den Abendländern mittheilte. Plinius (h. n. X, 2) und selbst der ehrenfeste Tacitus (ann. VI, 28) halten sein Dasein nicht für unmöglich, geben ihm aber nur eine Lebensdauer von 500 oder höchstens 1461 Jahren. Paliffot tadelt die Einführung des Phönix in diese Geschichte mit keinem bessern Grunde, als oben die der Einhörner; eher möchte die im Ganzen ziemlich untergeordnete Vertrautenrolle, die er darin spielt, zu mißbilligen sein.

20) Die Sage vom Phönix wurde von den Kirchenvätern Tertullian, Ambrosius und Origines als Symbol der Unsterblichkeit ausgebeutet und mag als solches wenigstens eher Stich halten, als die gleich folgende abgedroschene Parabel von der Raupe, die zum Schmetterling wird, ein Gleichniß, dem Kinder mit der

Frage: „Aber was iſt denn ein todter Schmetterling?“ zu begegnen pflegen.

21) Im Weſentlichen iſt dies der Inhalt der Worte, womit der Kaiſer Jong-Tſching nach dem Bericht des Jeſuiten de Mailla, dieſen und die Väter Kegler und Parennin entließ, als er im J. 1724 die Ausübung der chriſtlichen Religion in China verbot und ſämmtliche Miſſionäre aus dem Reiche verbannte. Vollſtändig findet man die Rede in den Lettres curieuses et édifiantes, tom. 17, p. 267, und ausführlichere Betrachtungen Voltaire's darüber im Kap. 195 des Essai sur les moeurs, im Kap. 39 des Siècle de Louis XIV, im Artikel de la Chine des Dictionn. philosophique etc. Einige wenige Miſſionäre wurden indeß behuf der Anfertigung des Kalenders noch über 100 Jahre nach der Aechtung des Chriſtenthums in Pe-King geduldet und erſt 1828 von Kaiſer Tao-Quang bis auf den letzten Mann verbannt.

22) Ueber Tian (天) ſ. Zadig, Anm. 95. Schang-Di (帝 上), dem Wortſinne nach Herr in der Höhe, iſt gleichfalls nur eine andre Bezeichnung des höchſten Weſens. Beide Wörter wurden von vielen chineſiſchen Gelehrten in pantheiſtiſcher Weiſe als der Inbegriff der geſammten in der Natur vertheilten geiſtigen und lebendigen Kraft verſtanden. Da erklärte im J. 1700 Kaiſer Kang-Hi, und zwar nach Du Halde's Angabe (tome III, p. 40) auf Veranlaſſung der damals in großem Credit ſtehenden Jeſuiten, durch ein eignes Decret den Tian oder Schang-Di für ein allmächtiges, geiſtiges, die materielle Welt beherrſchendes und durchdringendes, aber von ihr verſchiedenes Weſen. Ob er zugleich allen anders denkenden Sſeu-Dſös, Kio-Dſchin's und Zin-Sſe's Mund und Pinſel verboten habe, wird nicht dabei geſagt. Jedenfalls wäre die Maßregel der Weisheit des chineſiſchen Kabinets und des Raths der frommen Jeſuiten würdig geweſen.

23) Der loyale Kimmerier vergißt in der begeiſterten Lobrede auf ſeine Kaiſerin nur die Abſchlachtung ihres Gemahls, dem ſie den einzigen Schatten eines Rechts auf den durch Verrath und Mord uſurpirten Thron verdankte, und ihre galanten Abenteuer, wobei ſie ſich die von ihrem treuen Verehrer Voltaire ſo oft beſprochenen Damen Ahala und Ahaliba aus dem Propheten Ezechiel (Kap. 23) zum Muſter genommen zu haben ſchien.

Zu V.'s Ehre läßt sich annehmen, daß er von diesen Specialitäten nichts wußte und sich bei seinen übertriebenen Lobeserhebungen nicht blos durch Katharinens schmeichelhafte Briefe, sondern auch, wie so viele Andre (Zeitgenossen und selbst Nachgeborene), durch die mehr schein- als haltbaren Erfolge ihrer pomphaft ausposaunten Civilisations- und Humanitäts-Bestrebungen blenden ließ. Sie wußte Europa über den wahren Zustand Rußlands zu täuschen, wie ihr Kebsmann Potemkin sie selbst auf ihren Reisen im Innern des Reichs durch wahre Theaterdecorationen darüber zu täuschen vermochte. Was die Ausdehnung ihrer gepriesenen Grundsätze der Toleranz auf die Nachbarstaaten betrifft, wo sie ihnen mit Feuer und Schwert den gehörigen Nachdruck gab, so weiß man, daß sie in den polnischen Dissidenten nicht sowohl eine unterdrückte Religionspartei, als vielmehr politische Mißvergnügte und willkommene Werkzeuge ihrer schon damals genährten Eroberungspläne auf jenes unglückliche Land unterstützte. Die russische Regierung eiferte vor der ersten Theilung Polens für die Aufrechthaltung der Toleranz daselbst aus gleichen Motiven, aus welchen sie jetzt in Griechenland der Intoleranz und dem Fanatismus allen möglichen Vorschub thut. — Voltaire's übertriebene und nicht selten allerdings nach Speichelleckerei schmeckenden Lobeserhebungen des Guten, was die Fürsten thaten, erklärt Destutt de Tracy nicht, wie Andre, aus seiner Eitelkeit, sondern im Einklange mit den in seinen übrigen Schriften offen genug dargelegten Grundsätzen und Bestrebungen, aus der Absicht, sie, die damals nun einmal allein das Gute im Großen zu fördern und durchzusetzen vermochten, in der Ausübung dieser wohlthätigen Macht nach Kräften zu ermuntern. (S. Montesquieu's Geist der Gesetze, Th. VIII, S. 102, Anm. b) unsrer Ausg.) Auch bei dieser Voraussetzung läßt sich übrigens Voltaire's Verfahren höchstens entschuldigen, niemals rechtfertigen und am wenigsten zur Nachahmung für unsre Zeit empfehlen. — Katharina ließ sich, beiläufig gesagt, den ihr in der Prinzessin von Babylon gestreuten Weihrauch so wohl gefallen, daß sie in einem Briefe an Voltaire (vom $^{6}/_{18}$. December 1768), wo von der Einimpfung der Blattern die Rede ist, mit echt kaiserlichem Witze das Vorlesen jenes Romans und einiger andern Schriften von ihm als unfehlbares Specificum gegen allen Schmerz bei und nach der Operation anpries.

24) Als Voltaire dies schrieb, bot die schwedische Ver-

fassung noch das Musterbild einer tyrannischen Adelsoligarchie dar (seit 1719), in der das Volk so gut eine Null war, wie der König. Erst vier Jahre später (1772) führte Gustav III. jenen kühnen Staatsstreich aus, der ihm, wenn er mißlungen wäre, eben so sicher, wie ein ähnlicher Versuch dem venezianischen Dogen Marino Falieri, den Kopf gekostet haben würde, der aber durch die Zustimmung des Bürger- und Bauernstandes gelang und in Folge dessen daher nicht blos der König, sondern auch diese Stände, oder mit andern Worten, das Volk seinen frühern wirklichen Antheil an der Gesetzgebung wieder erlangte. — Voltaire erlebte diese Revolution noch und feierte sie in einer poetischen Epistel an Gustav III.

25) Durch unglückliche Kriege erschöpft und der Tyrannei des Adels überdrüssig, glaubte das dänische Volk aus zwei Uebeln das kleinste zu wählen, indem es, um lieber unter einem Herrn, als unter hunderten, zu stehen, im J. 1660 in die Aufhebung der ständischen Verfassung willigte und die Regierungsgewalt dem König Friedrich III. erblich und uneingeschränkt übertrug. Es läßt sich denken, daß es bald Ursache fand, diesen thörichten Schritt zu bereuen, wenn gleich der kräftige und namentlich durch den Seeverkehr belebte Geist der Nation keine eigentliche Despotie mehr in Dänemark Wurzel fassen ließ. Schon Montesquieu weissagte den Dänen die Wiedererlangung ihrer alten Rechte und zwar aus ihrem Klima. (Geist d. Ges. Th. VI, S. 57 unsrer Ausg.) Eine sichre Bürgschaft für die Erfüllung dieser Hoffnung gewährte ihm die im J. 1770 eingeführte Preßfreiheit, der freilich die gegenwärtig bestehende freisinnige Verfassung erst 64 Jahre später folgte. Ein Trost für uns: denn angenommen, die Preßfreiheit stellt sich bei uns 64 Jahre nach ihrer Verkündigung ein, also 1884, und dann nach abermals 64 Jahren die durch sie bedingte freisinnige Verfassung, so sind wir grade heute über 100 Jahre so weit, wie die Dänen seit 10 Jahren. — Ueber Christian VII. siehe Anm. 1 zu Voltaire's „Epistel über die Preßfreiheit“ in den Beilagen zu Kandid, S. 249.

26) „Er war ein trefflicher Steuermann“, d. h. er schrieb unserm Dichter scharmante Briefe und steuerte nebenbei sein Schiff so, daß es Segel und Masten verlor, einen Leck über den andern bekam und 27 Jahre später als jämmerlich zertrümmertes Wrack von dem Raubschiff der oben belobten kimmerischen Pallas oder Semiramis oder Thalestris ins Schlepptau genommen wurde.

Hier wenigstens empfahl sich Voltaire's Methode, die Fürsten zum Guten zu ermuntern, durch keinen allzu glänzenden Erfolg. (Vgl. Anm. 12 zu der Ep. üb. Preßfreiheit, a. a. O., S. 252.)

27) Schade, daß Amasan nicht einige Jahre später durch Germanien reiste. Er hätte dann als Beispiele des Eifers germanischer Fürsten für Aufklärung und Völkerwohl einen Kattenfürsten anführen können, der behuf anständigerer Besoldung seiner Beischläferinnen seine Unterthanen den Albioniern verkaufte, um sie als Schlachtvieh über's Meer nach Atlantis zu führen; einen Suevenherzog, der einen vorlauten Barden ohne Anklage und Urtheil zehn Jahre im Kerker schmachten ließ; oder einige Jahrzehnde später einen König der Brennen, welcher der, von seinem gottlosen Vorgänger verliehenen Denk-, Rede- und Schreibefreiheit so enge und vernünftige Grenzen setzte, daß seine desfallsigen Einrichtungen einem Gesetzgeber von Katai Ehre gemacht haben würden; nicht zu gedenken der übrigen Früchte fürstlicher Weisheit und Milde, deren erst ein zweites und drittes nachwachsendes Geschlecht sich erfreuen sollten.

28) Drei damals vielgelesene Romane: der erste (den V. hier, wir wissen nicht warum, aus dem Masculinum ins Femininum übersetzt) von Marivaux, der zweite von dem jüngern Crebillon und der dritte von Hamilton. Das weiland berüchtigte „Sopha" mit seiner seichten Metaphysik der sinnlichen Liebe ist bei aller Schlüpfrigkeit zu langweilig, als daß es noch verboten zu werden brauchte. — (Marc-Michel Rey war unter andern auch Verleger von J. J. Rousseau's Schriften.)

29) Voltaire scheint bei dieser Kraftprobe seines Helden ein ganz ähnliches Abenteuer des riesenstarken Marschalls von Sachsen mit einem englischen Karrenschieber im Sinne gehabt zu haben, das Espagnac in seiner **Histoire du Cte de Saxe, tome II, p 493**, mittheilt. Das für Grobheiten gegen einen Fremden von diesem geforderte **Glove-silver** charakterisirt John Bull noch treffender, als jene Grobheiten selbst.

30) Der Syrer Porphyrios und sein Schüler Jamblichos, zwei heidnische Philosophen im zweiten und dritten Jahrh. n. Ch., suchten nach dem Vorgange des grübelnden Mystikers Plotin die pythagoräische Dämonologie und Seelenwanderungslehre in eine systematische Form zu bringen und waren besonders darauf bedacht, durch transscendentalen Wortschwall das

Ansehen ihrer Philosophie in den Augen der nichts davon verstehenden und sie daher maßlos bewundernden Laien zu erhöhen. Wir wissen nicht, ob es für solche philosophische Systeme spricht, daß sie jederzeit in der Periode des Sinkens der Völker, unter denen sie aufkamen, den meisten Anklang fanden.

31) Wittenagemot war der uralte sächsische Name des von den Angelsachsen nach Britannien verpflanzten, ursprünglich demokratischen, später von den normännischen Eroberern mit aristokratischen Elementen verschmolzenen und im Verlauf der Jahrhunderte zu der jetzigen Form ausgebildeten, oder, wie man in mancher Beziehung trotz der Reform von 1822 noch jetzt sagen kann, ausgearteten Parlaments.

32) Ueber die kannibalische Verfolgung der Anhänger des Prätendenten Karl Eduard Stuart von Seiten der Regierung Georg's II. s. Kandid, S. 200, Anm. 86. Ausführlichere Nachrichten darüber findet man im Siècle de Louis XV, chap. 25.

33) Es ist die Rede von dem Bürgerkriege zwischen Puritanern und Episkopalen im 17. Jahrhundert (vgl. Essai sur le moeurs, chapp. 179 — 181), deren Ausgang, wie der noch kläglichere der deutschen Bauernkriege, sattsam bewies, daß die spiritualistische Munition eines Münzer, Cromwell oder Lamennais nicht ausreicht, um den Völkern, im Kampf um ihre, rein dieser Welt angehörenden Interessen, über die sehr materiellen, wenn schon gleichfalls in Weihwasser getauchten Waffen ihrer Feinde auf die Dauer den Sieg zu verschaffen.

34) Voltaire giebt hier einen summarischen Auszug seiner Schilderung Englands und der Engländer in den englischen Briefen, dem Essai s. l. moeurs und seinem Artikel sur le gouvernement anglais in der Encyklopädie. Um die Richtigkeit seiner Bemerkungen zu prüfen, vergleiche man sie mit Montesquieu's meisterhafter Erörterung desselben Gegenstandes im Geist d. Ges. (Th. IV, S. 41 ff. u. Th. VI, S. 135 ff., unsrer Ausg.), die für die Würdigung des damaligen Zustandes von England, eher als selbst alle gleichzeitige englische Schriften, als Norm gelten kann und in Bezug auf welche selbst Voltaire, der vermeinte Neider und Feind Montesquieu's, eben so freimüthig als bescheiden gestand, er wünsche, nachdem er sie gelesen, selbst nichts über England geschrieben zu haben.

35) Viele der kleinen Fürstenthümer, die damals Amasan's Bewunderung erregten, verschwanden später von der Landkarte

Germaniens, da die Herren der größern durch die Gnade eines fremden (im Staube verehrten und erst nach seiner Besiegung durch die Kimmerier heldenmüthig verlassenen und noch heldenmüthiger verachteten und geschmähten) Eroberers und unter dem gewichtigen Rechtstitel der Belohnung für ihren Verrath an der Sache des gemeinschaftlichen Vaterlandes die Oberhoheit über jene erlangt und sie mediatisirt hatten. Die Bettler, die Amasan vorfand, existiren indessen noch, und daß auch die yvetoter Königlein, deren Höfe er alle vier Meilen antraf, sich noch einer gewissen Existenz erfreuen, wissen ihre Unterthanen an den Steuern, die sie ihnen und den Souveränen zahlen müssen, am besten.

36) Vgl. Montesquieu's G. d. G., Th. III, S. 61 unsrer Ausgabe.

37) Die päpstlichen Gardisten legten die Sonnenschirme ab, seit sie sich überzeugten, daß sie ihnen nichts gegen die Sonne halfen, die ihnen am 15. Februar 1798 auf die leeren Schädel brannte. Im Uebrigen wäre es Verleumdung, der Regierung des „Alten der sieben Berge" nachzusagen, daß sie nicht noch dieselbe Licht- und Sonnenscheu, wie zur Zeit Amasan's bewährte.

38) Die päpstliche Segensformel: Urbi et orbi. Der vor 35 Jahren beträchtlich (d. h. bis auf die päpstliche Kapelle) zusammengeschrumpfte Orbis Romanus scheint sich seit einiger Zeit wieder stattlich erweitern zu wollen, und es ist die Frage, ob der Gustav-Adolfsverein seiner weitern Ausdehnung so kräftige Schranken setzt, wie sein Schutzpatron vor 200 Jahren.

39) Unter jenen 101 Geboten des Alten der sieben Berge ist die Bulle Unigenitus zu verstehen, wodurch Papst Clemens XI. 101, die Lehre von der Gnadenwahl betreffende Sätze in des Jansenisten, P. Quesnel, Betrachtungen über das neue Testament verdammte. Mit dem normännischen Priester ist Ludwig's XIV. Beichtvater le Tellier (vgl. Hurone, Anm. 32) gemeint. — Jenem päpstlichen Titel: Knecht der Knechte Gottes liegt bekanntlich der Ausspruch Christi, Ev. Marc. X, 44, zum Grunde.

40) V. denkt hier an die Verurtheilung und barbarische Bestrafung des Ritters de la Barre im J. 1765. Vgl. Voltaire's Anmerkung zu Montesquieu's rühmender Erwähnung eines französischen Gesetzes im G. d. G., Th. V, S. 6 f. unsrer Ausg.

41) Anspielung auf die marktschreierischen Wunder der Jansenisten und auf die Kirchenzeitung des Abbé Bonnaire. S. Voltaire's Vorwort zu seinem Commentar über den Geist der Gesetze, Th. I, S. 80 unsrer Ausg.

42) Ein Jahr vor dem Erscheinen der Prinz. v. Bab. (1767) waren nach vierjährigem Processe gegen die Jesuiten ihre Güter in Frankreich eingezogen und der Orden als solcher auf ewig (wie es damals hieß) aus dem Reiche verbannt.

43) Das Haus der Madame Geoffrin war in jener Zeit, wie früher das der Tencin, der Sammelplatz der gefeiertsten französischen Schöngeister und aller ausgezeichneten Fremden in Paris. Einen ihrer wärmsten Verehrer unter letztern, den nachherigen König von Polen, Stanislaus Poniatowsky (s. oben Anm. 26), besuchte sie nach seiner Thronbesteigung in Warschau und bereiste bei der Gelegenheit auch einen großen Theil von Deutschland. — Sehr anziehende und lehrreiche Bemerkungen über jene geistreichen pariser Zirkel findet man im ersten Theil von Schlosser's Geschichte des 18. Jahrhunderts.

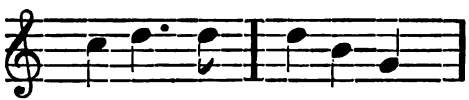
44) Das Haus der heiligen Jungfrau — durch eine Laune des Zufalls muß es in diesem Commentar ad modum Minellii grade auf das der höchst profanen Mme. Geoffrin folgen! — die Casa Santa also wurde im 13. Jahrhundert von Engeln aus Galiläa durch die Luft zuerst nach Tersati in Dalmatien und ein paar Jahre später von da nach Loretto in der Mark Ancona transportirt, wo sie noch jetzt zu sehen ist, nachdem die Gebieterin sich und ihre Schätze eine Zeit lang (1798 bis 1814) vor den, gegen solche Damen höchst ungalanten Landleuten und Zöglingen der vorhin genannten Rivalin, und zwar diesmal ohne himmlische Hülfe, hatte verbergen müssen.

45) Untersucher und Anthropokäen, d. i. Inquisitoren und Menschenverbrenner. — Diese Inquisitionsgeschichte ist allerdings nur eine Variation der Abenteuer Kandid's (Kap. 6) und Scarmentado's (5) in Spanien, wie denn überhaupt die Inquisitionsgräuel, als der Gipfelpunkt des christlichen Fanatismus, ein Lieblingsthema der voltaire'schen Satire waren. Mit Unrecht aber nennt Paliffot Amasan's ganze Reise eine schwache Wiederholung des Scarmentado, da er ja manche Länder, wohin dieser gar nicht kam, besucht und auch in denen, die sie Beide bereisten, ganz verschiedene Beobachtungen anstellt.

46) Hiſpalis und Bätis, die alten Namen Sevilla's und des Guadalquivir. — (Wie es der Dichter am angemeſſenſten fand, ſeine Helden aus der fabelhaften Urwelt durch das entlegene, in ſeinen öſtlichen Grenzen in Aſien noch ziemlich unbekannte, mithin der Phantaſie der Leſer den freiſten Spielraum gewährende Rußland in Europa und in das 18. Jahrhundert einzuführen, wählt er in dem romantiſch-phantaſtiſchen Spanien den geeignetſten Boden, um die modernen Zuſtände wieder mit der Märchenwelt, wovon er ausgegangen, zu verſchmelzen.)

47) Magog, der Sohn Japhet's, gilt nach den ſcharfſinnigen, unwiderleglichen und von unſerm frommen Verfaſſer mit gebührender Ehrfurcht anerkannten Forſchungen des heiligen Hieronymus für den Stammvater der Scythen. (Vgl. auch Ez. 38, 2 ff.)

48) Die Melodie des unter dem Namen Folie d'Espagne bekannten und einſt auf der Bühne ſehr beliebten ſpaniſchen Solotanzes beſteht aus zwei Theilen, jeder von 8 Takten, wovon der erſte eine Cadenz in die Quinte macht. Sie iſt ein in $\frac{3}{4}$ Takt geſetztes, höchſt eintöniges Ritornell mit der Eigenthümlichkeit, daß in jedem Takte nicht mehr als eine Harmonie ſtattfindet, die übrigens ſehr tief geſetzt wird und aus lauter conſonirenden Intervallen beſteht. Ihre Theile enthalten immer zwei Abſchnitte von zwei Takten, denen beſonders dies Metrum eigen iſt:



Man begreift nicht, wie dies ſchwermüthige Gedudel zu dem leichtſinnigen Namen kommt.

49) Die Gaſcogner, von deren typiſch gewordenen Eigenſchaften, wie Voltaire ſie hier ſchildert, Sue in ſeinem Crouſtillac das lebensvollſte und ergötzlichſte Bild aufſtellt.

50) Mit jenen Profeſſoren wird vermuthlich zunächſt auf den berühmten Rollin, Profeſſor am Collège royal, gezielt, der in ſeiner „alten Geſchichte" die alten Mythen mit eben ſo gutem Glauben, wie nur irgend ein Factum der neueſten Geſchichte, vorträgt.

51) Vgl. Zadig, S. 134, Anm. 33.

Note zum Schluß:

52) Dem weisen Rathe Friedrich's des Großen gemäß (s. Kandid, S. 192, Anm. 48) lassen wir den Epilog der Prinzessin von Babylon weg, da er nur aus leidenschaftlichen Invectiven gegen einige obscure, längst vergessene Feinde des Verfassers besteht und vielleicht zu dem ungünstigen Urtheil, das von Vielen über diese Erzählung gefällt wurde, das Meiste beitrug.

Amabed's Briefe,

übersetzt vom Abbé Tamponet.

(1769.)

I.

Erster Brief

Amabed's an Schastasid, Oberbraminen zu Madura[1]).

Benares[2]), am zweiten des Mondes der Maus, im Jahre der Welterneuerung 115,652[3]).

Licht meiner Seele, Vater meiner Gedanken, der Du die Menschen auf die Pfade des Ewigen leitest, Dir, weiser Schastasid, entbiete ich den Gruß der Ehrfurcht und Zärtlichkeit.

Deinem weisen Rathe zufolge habe ich mich mit der chinesischen Sprache bereits so vertraut gemacht, daß ich mit Nutzen die fünf Kings[4]) lesen kann, die mir eben so alt zu sein scheinen, wie unser Schasta[5]), dessen Ausleger Du bist, wie die Sprüche des ältesten Zoroaster[6]) und die Bücher des Aegypters Thaaut[7]).

Meine Seele, die vor Dir kein Hehl hat, will es bedünken, daß diese Schriften und diese Kulte nichts

von einander entlehnten, denn wir sind die einzigen, die Brama, der Vertraute des Ewigen, über den Aufruhr der himmlischen Heerschaaren, über die Verzeihung, die der Himmel ihnen bewilligt, und über die Schöpfung des Menschen belehrte. Die Andern haben, wie es mir wenigstens vorkommt, von diesen erhabenen Dingen kein Wort gesagt.

Für höchst unwahrscheinlich halte ich es insbesondere, daß wir oder die Chinesen den Aegyptern irgend etwas verdanken sollten [8]). Sie konnten erst lange nach uns eine wohlgeordnete und aufgeklärte Gesellschaft bilden, da sie erst ihren Nil bändigen mußten, bevor sie daran denken konnten, das Feld zu bauen und Städte zu gründen.

Unser göttlicher Schasta ist freilich erst **4552** Jahre alt; allein durch unsre Denkmäler ist erwiesen, daß diese Lehre sich seit länger als **10** Jahrtausenden vor dem Erscheinen jenes heiligen Buchs vom Vater auf den Sohn fortpflanzte. Ich sehe hierüber der Belehrung Deines väterlichen Wohlwollens entgegen.

Seit der Einnahme von Goa durch die Portugiesen sind einige Lehrer aus Europa nach Benares gekommen. Einem darunter gebe ich Unterricht in der indischen Sprache und lerne dafür von ihm ein in Europa gangbares Kauderwälsch, das man Italienisch nennt. Es ist eine possirliche Sprache. Fast alle Wörter enden auf a, e, i und o. Das Lernen wird mir leicht und bald werde ich das Vergnügen haben, europäische Bücher zu lesen.

Jener Lehrer heißt Fatutto [9]). Er ist ein recht höflicher, einnehmender Mann, und ich habe ihn auch meiner Augenlust vorgestellt, der schönen Abate,

die Deine und meine Verwandten mir zur Gattin bestimmen. Sie lernt mit mir Italieniſch. Schon am erſten Tage konjugirten wir das Zeitwort amo mit einander und zu allen übrigen Zeitwörtern brauchten wir nur zwei Tage.

Nach ihr biſt Du unter allen Sterblichen derjenige, der meinem Herzen am nächſten ſteht. Ich flehe Birma und Brama[10]), Deine Tage bis zu einem Alter von 130 Jahren zu erhalten, nach deren Verlauf das Leben nur noch eine Laſt iſt.

II.

Antwort Schaſtaſid's.

Ich habe Deinen Brief empfangen, Geiſt, der mir theuer iſt als Kind meines Geiſtes. Möge Druga[11]) auf ihrem Drachen jederzeit ihre laſterbeſiegende zehn Arme ſchützend über Dich ausbreiten!

Es iſt wahr, und wir dürfen nicht eitel darauf ſein, daß wir das früheſt geſittete Volk auf Erden ſind. Die Chineſen ſelbſt räumen es ein. Die Aegypter ſind ein ganz neues Volk, das ſelbſt erſt bei den Chaldäern in die Schule ging. Doch wollen wir uns nicht rühmen, die älteſten zu ſein, und immer nur darauf denken, die gerechteſten zu ſein.

Du mußt wiſſen, mein lieber Amabed, daß ſeit ſehr kurzer Zeit ein ſchwaches Bild unſrer Offenbarung über den Fall der himmliſchen Weſen und über die Welterneurung bis zu den abendländiſchen Völkern drang. In einer arabiſchen Ueberſetzung eines ſyriſchen Buchs, das erſt vor etwa 1400 Jahren geſchrieben wurde, finde

ich folgende Worte: „Der Ewige hält die himmlischen Mächte, die ihre ursprüngliche Würde befleckten, in ewigen Banden bis zum großen Tage des Gerichts [12])." Der Verfasser beruft sich dabei auf ein Buch, das von einem der ersten Menschen Namens Henoch stammen soll. Du siehst daraus, daß die barbarischen Nationen nie anders, als durch einen schwachen, trügerischen Strahl erleuchtet wurden, der sich aus dem Schooße unsers Lichts zu ihnen verirrte.

Ach, geliebter Sohn, der Einbruch der Barbaren aus Europa in unsern glückseligen Himmelsstrich erfüllt mich mit tödtlicher Furcht. Ich weiß nur zu gut, was an jenem Albuquerque ist, der vom äußersten Westen in dies dem Gestirn des Tages theure Land herüberkam. Er ist einer jener gefeierten Räuber, die die Erde verheerten. Gegen Treue und Glauben bemächtigte er sich Goa's und richtete unter gerechten und friedfertigen Menschen ein Blutbad an. Jene Söhne des Westens bewohnen ein armseliges Land, woraus sie nur wenig Seide gewinnen und gar keine Baumwolle, keinen Zucker, keine Gewürze. Selbst die Erdart, woraus wir Porzellan bereiten, fehlt ihnen. Gott versagte ihnen die Kokospalme, die den Kindern Brama's Schatten, Behausung, Kleidung, Speise und Trank gewährt. Dagegen kennen sie eine Flüssigkeit, die ihnen den Gebrauch der Vernunft raubt. Ihre wahre Gottheit ist das Gold und diesen Gott suchen sie am andern Ende der Welt.

Ich will glauben, daß Dein Lehrer ein ehrlicher Mann ist, aber der Ewige erlaubt uns, diesen Fremdlingen zu mißtrauen. Treten sie in Benares als Lämmer auf, so sollen sie sich dagegen in den Niederlassungen der Europäer als Tiger zeigen.

Möchteſt Du ſo wenig wie die ſchöne Adate jemals Urſache haben, Deine Bekanntſchaft mit dieſem Fatutto zu beklagen! Doch eine geheime Ahnung beunruhigt mich. Lebe wohl. Möge Adate bald, durch ein heiliges Band mit Dir vereint, in Deinen Armen die Freuden des Himmels ſchmecken!

Du bekommſt dieſen Brief durch einen Banianen [13]), der erſt im Vollmond des Elephanten ſeine Reiſe antreten wird.

III.

Zweiter Brief

Amabed's an Schaſtaſid.

Vater meiner Gedanken, ich hatte nun Zeit, jenes europäiſche Kauderwälſch zu lernen, ehe Dein banianiſcher Handelsmann das Ufer des Ganges erreichen konnte. Der Pater Fatutto bezeigt mir fortwährend eine aufrichtige Freundſchaft, und ich glaube wirklich nachgerade, daß er doch jenen Treuloſen nicht gleicht, deren Bosheit Du mit Recht fürchteſt. Der einzige Umſtand, der vielleicht mein Mißtrauen wecken könnte, wäre das zu reichliche Lob, das er mir, und das zu kärgliche, welches er meiner Augenluſt ſpendet. Uebrigens aber ſcheint er mir ein Mann voll Tugend und Salbung. Wir haben zuſammen ein Buch aus ſeinem Lande geleſen, das mir ſehr ſeltſam vorkam. Es iſt eine allgemeine Geſchichte der ganzen Welt, wo unſers alten Reichs mit keiner Sylbe gedacht wird und wo auch von den unermeßlichen Ländern jenſeit des Gan-

ges, von China, von der großen Tartarei durchaus nicht die Rede ist. Die Schriftsteller in jenem Theile Europa's müssen entsetzlich unwissend sein. Ich möchte sie mit Dorfbewohnern vergleichen, die mit großer Wichtigkeit von ihren Hütten reden und nicht wissen, wo die Hauptstadt liegt, oder noch lieber mit solchen, die da wähnen, an den Grenzen ihres Horizonts sei die Welt zu Ende.

Was mich am meisten überraschte, ist der Umstand, daß sie die Zeit seit der Erschaffung der Welt ganz anders berechnen als wir. Mein europäischer Lehrer zeigte mir einen seiner in heiligem Ansehen stehenden Kalender, wonach seine Landsleute dermalen im Jahre **5552** nach der Erschaffung der Welt stehen, oder im Jahre **6244**, oder auch im Jahre **6940** [14]), wie man nun will. Diese Sonderbarkeit befremdete mich. Ich fragte ihn, wie man drei verschiedne Epochen der nämlichen Begebenheit annehmen könne. Du kannst doch, sprach ich, nicht zugleich **30**, **40** und **50** Jahr alt sein. Wie kann denn nur Deine Welt drei Zeitpunkte der Entstehung haben, die mit einander in Widerspruch stehen? Er antwortete, diese drei Angaben fänden sich in einem und demselben Buche und man müsse bei ihm zu Lande an Widersprüche glauben, um den Stolz des Geistes zu demüthigen.

In demselben Buche ist von einem ersten Menschen Namens Adam die Rede, so wie von einem Kain, einem Methusalem, einem Noah, der Weinberge pflanzte [15]), nachdem der Ocean den ganzen Erdball überschwemmt hatte; kurz von unzähligen Dingen, von denen ich nie habe reden hören und wovon in keinem unsrer Bücher ein Sterbenswörtchen zu finden ist. Adate

und ich lachten darüber, als Pater Fatutto nicht zugegen war; denn wir sind zu gut erzogen und haben uns Deine guten Lehren zu fest eingeprägt, als daß wir über die Leute lachen sollten, wenn sie dabei sind.

Es thut mir leid um die unglücklichen Europäer, die erst höchstens seit 6940 Jahren erschaffen wurden, während unsre Zeitrechnung 115652 Jahre umfaßt. Noch mehr bedaure ich sie, daß ihnen Pfeffer, Zimmt, Gewürznelken, Thee, Kaffee, Seide, Baumwolle, Lack, Weihrauch, Gewürze, kurz daß ihnen Alles fehlt, was das Leben angenehm machen kann; die Vorsehung muß sie lange vergessen haben. Vor Allem aber beklage ich sie, daß sie unter unzähligen Gefahren so weit herkommen, um uns mit bewaffneter Hand unser Eigenthum zu rauben. Sie sollen in Kalikut [16]) des Pfeffers wegen scheußliche Grausamkeiten begangen haben, so daß die indische Natur davor schaudert, die in allen Stücken von der ihrigen abweicht; denn ihre Brust und ihre Schenkel sind rauh behaart. Sie tragen lange Bärte und ihre Magen gleichen denen der Raubthiere. Sie berauschen sich in dem gegohrnen Safte des Weinstocks, den, wie sie vorgeben, ihr Noah pflanzte. Der Pater Fatutto sogar hat trotz seiner sonstigen feinen Bildung zwei junge Hühnchen erwürgt, sie in einem Kessel kochen lassen und dann unbarmherzig verzehrt. Diese barbarische Handlung zog ihm den Haß der ganzen Nachbarschaft zu, den wir nur mit Mühe besänftigen konnten. Gott verzeihe mir, wenn ich ihm Unrecht thue, aber ich glaube, dieser Fremdling würde sich kein Gewissen daraus gemacht haben, unsre heiligen Kühe zu verspeisen, die uns mit Milch versorgen, wenn man ihn hätte gewähren lassen. Er hat aber fest versprochen,

ſich keinen neuen Mord gegen die unſchuldigen Hühnchen zu erlauben, ſondern ſich mit friſchen Eiern, Milchſpeiſen, Reis, unſerm vortrefflichen Gemüſe, Piſtazien, Datteln, Kokosnüſſen, Mandelkuchen, Biskuit, Ananas, Pomeranzen, kurz mit allen den Pflanzenſpeiſen zu begnügen, die unſer vom Ewigen geſegneter Himmelsſtrich erzeugt.

Seit einigen Tagen legt er eine größere Aufmerkſamkeit gegen Augenluſt an den Tag. Er hat ſogar zwei italieniſche Verſe, die auf o endigen, zu ihrem Lobe gemacht. Dieſe Höflichkeit gefällt mir ſehr, denn Du weißt, welche Befriedigung ich darin finde, wenn man meiner theuren Adate Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Lebe wohl. Ich lege mich zu Deinen Füßen, die Dich immer auf dem Pfade des Rechts trugen; ich küſſe Deine Hände, die nie etwas Andres, als die Wahrheit ſchrieben.

IV.

Schaſtaſid's Antwort.

Geliebter Sohn in Birma und Brama! Dein Fatutto, der den jungen Hühnern den Hals umdreht und Verſe für Deine theure Adate macht, iſt gar mein Mann nicht. Birma gebe, daß mein Argwohn ohne Grund ſei!

Ich ſchwöre Dir, daß man weder ſeinen Adam, noch ſeinen Noah in irgend einem Theile der Welt, ſo jungen Urſprungs derſelbe auch ſein mag, je gekannt hat. Selbſt Griechenland, ſonſt der Sammelplatz

aller Fabeln zur Zeit, da Alexander sich unsern Grenzen näherte, hat jene Namen niemals nennen hören. Ich wundre mich nicht, daß solche Liebhaber des Weins, wie die abendländischen Völker, von dem Manne, der nach ihrer Angabe zuerst den Weinstock pflanzte, so viel Wesens machen; doch glaube mir, das ganze bekannte Alterthum hat von diesem Noah nie ein Sterbenswörtchen erfahren.

Das Wahre an der Sache ist, daß es zu Alexander's Zeit in einem kleinen Winkel Phönizien's ein kleines Volk von Mäklern und Wucherern gab, das lange zu Babylon in der Sklaverei gelebt hatte. Während seiner Gefangenschaft schmiedete es sich selbst eine Geschichte [17]) und in dieser Geschichte allein ist jemals von Noah die Rede gewesen. Als dies kleine Volk später mit einigen Freiheiten in Alexandria begnadigt wurde, übersetzte es dort seine Annalen ins Griechische. Sie wurden darauf auch ins Arabische übersetzt und gelangten erst in der neuesten Zeit zur Kunde unsrer Gelehrten. Doch steht dies Machwerk bei ihnen in eben so großer Verachtung, wie die elende Horde, von der es herrührt [18]).

Es wäre in der That seltsam, wenn alle Menschen als Brüder ihre Familienurkunden verloren hätten und dieselben sich nur bei einem kleinen aus Wucherern und Aussätzigen zusammengesetzten Zweige der großen Familie wiederfänden. Ich fürchte sehr, lieber Freund, daß die Landsleute Deines Paters Fatutto, die sich nach Deinem Bericht zu so ungereimten Ansichten bekennen, nicht blos eigennützig, treulos und grausam, sondern in gleichem Grade unvernünftig und lächerlich sind.

Beſchleunige Deine Verbindung mit der reizenden Abate ſo ſehr Du nur kannſt; denn noch einmal: ich fürchte die Fatutto's noch mehr als die Noah's.

V.

Dritter Brief

Amabed's an Schaſtaſid.

Ewig ſei Birma geprieſen, der den Mann für das Weib erſchuf! Sei geprieſen und geſegnet auch Du, mein theurer Schaſtaſid, der Du ſo innigen Theil an meinem Glücke nimmſt! Augenluſt iſt mein; unſer Bund iſt geſchloſſen. Ich berühre die Erde nicht mehr; ich bin im Himmel. Nur Du fehlteſt uns bei dem göttlichen Feſte. Der Doctor Fatutto war ein Zeuge unſrer heiligen Gelöbniſſe und, obgleich er ſich nicht zu unſrer Religion bekennt, trug er doch kein Bedenken, unſre Geſänge und Gebete mit anzuhören; er war ſehr aufgeräumt bei unſerm Hochzeitsmahl. Ich unterliege meiner Seligkeit. Du genießeſt ein andres Glück; Du beſitzeſt die Weisheit, doch die unvergleichliche Abate beſitzt mich. Lebe lange und glücklich, Mann ohne Leidenſchaft, während die meine mich in ein Meer von Wolluſt verſenkt. Ich kann Dir nicht mehr ſagen; ich fliege wieder in Abate's Arme.

VI.

Vierter Brief

Amabed's an Schaſtaſid.

Theurer Freund, geliebter Vater! Wir brechen auf, die zärtliche Adate und ich, um Dich um Deinen Segen zu flehen. Unſre Glückſeligkeit wäre unvollkommen, wenn wir nicht dieſe Pflicht unſrer Herzen erfüllten. Aber ſollteſt Du es wohl glauben? Wir reiſen über Goa in der Geſellſchaft Kurſon's, des berühmten Kaufmanns, und ſeiner Gattin. Fatutto ſagt, Goa ſei die ſchönſte Stadt Indiens geworden; der große Albuquerque werde uns empfangen wie Geſandte, und uns ein Schiff mit drei Segeln geben, um uns nach Madura zu bringen. Er beredete Adate zu der Reiſe und ich willigte ein, ſobald ſie ihren Wunſch nur ausgeſprochen. Fatutto verſichert uns, man ſpreche in Goa mehr italieniſch als portugieſiſch. Augenluſt brennt nun vor Begierde, ſich in der Sprache hören zu laſſen, die ſie eben gelernt hat; ihre Neigungen aber ſind auch die meinen. Es ſoll Leute gegeben haben, die zwei Willen hatten [19]); Adate und ich dagegen haben zuſammen nur einen, weil wir beide nur eine Seele haben. Kurz wir reiſen morgen ab, in der ſüßen Hoffnung, ehe zwei Monde verfließen, in Deinen Armen Thränen der Liebe und Freude zu weinen.

VII.

Erſter Brief

Adate's an Schaſtaſid.

Goa, den 5. des Tigermonds im Jahre der Welterneuerung 115652.

Birma, höre mein Geſchrei, ſieh meine Thränen, rette meinen Gatten! Brama, Birma's Sohn, bringe meinen Schmerz und meine Furcht vor Deinen Vater! Edler Schaſtaſid, weiſer als wir, hatteſt Du unſer Elend vorausgeſehen. Mein geliebter Amabed, Dein Zögling, mein zärtlicher Gatte, wird Dir nicht mehr ſchreiben; er ſteckt in einem Loche, das die Barbaren Gefängniß nennen; Leute, mit deren Namen ich keinen Begriff verbinden kann, man nennt ſie hier Inquisitori, ich weiß nicht, was das Wort bedeutet; dieſe Ungeheuer ergriffen den Tag nach unſrer Ankunft Amabed und mich und ſchleppten uns, jeden in ein beſondres Loch, als ob wir todt wären; wenn wir es aber wirklich wären, ſo hätte man uns wenigſtens zuſammen begraben ſollen. Ich weiß nicht, was ſie mit meinem geliebten Amabed angefangen haben. Ich fragte die Menſchenfreſſer: Wo iſt Amabed? tödtet ihn nicht, tödtet mich. — Sie antworteten nicht. — Wo iſt er? warum habt ihr mich von ihm getrennt? — Sie beharrten bei ihrem Stillſchweigen; ſie banden mich. Seit einer Stunde habe ich ein wenig mehr Freiheit: der Kaufmann Kurſon fand Mittel, mir Baumwollenpapier, einen Pinſel und Dinte zuſtecken zu laſſen. Doch meine Thränen verwiſchen die Schrift, meine Hand zittert, meine Augen werden dunkel, ich ſterbe.

VIII.

Zweiter Brief

Adate's an Schaſtaſid aus dem Kerker der Inquiſition.

Göttlicher Schaſtaſid, lange lag ich geſtern in Ohnmacht, ich konnte meinen Brief nicht vollenden. Ich faltete ihn zuſammen, als ich meiner Sinne einigermaßen wieder mächtig war; ich barg ihn in meinem Buſen, der keine Kinder Amabed's, auf die ich ſehnlich hoffte, nähren wird: ich werde ſterben, ehe Birma mir ein ſolches Glück gewährt.

Dieſen Morgen mit Tagesanbruch traten zwei Geſpenſter in meinen Kerker; ſie waren mit Hellebarden bewaffnet, trugen am Hals kleine Kugeln, die zu einer Kette aneinander gereiht waren, und auf der Bruſt vier rothe, gekreuzte Bänder. Ohne ein Wort zu ſprechen, nahmen ſie mich bei den Händen und führten mich in ein Zimmer, wo ſich kein andres Geräth befand, als ein großer Tiſch, fünf Stühle und ein großes Gemälde, das einen nackten Mann mit ausgeſtreckten Armen und gebundenen Füßen darſtellte.

Gleich nach mir traten fünf Perſonen ein, die lange, ſchwarze Röcke, über dem Rock ein weißes Hemd und über dem Hemde zwei lang herunter hängende Streifen von buntem Zeuge trugen. Ich fiel vor Schrecken zu Boden; doch wie groß war meine Ueberraſchung! ich ſah den Vater Fatutto unter den fünf Schreckbildern. Ich ſah ihn, er erröthete, doch ſah er mich mit ſanfter und mitleidiger Miene an, was mir für den Augenblick wieder etwas Muth einflößte. Ach! Pater Fatutto,

ſprach ich, wo bin ich? was iſt aus Amabed geworden? in welchen Abgrund habt ihr mich geworfen? Es ſoll Völker geben, die von Menſchenblut leben; wollen ſie uns tödten? wollen ſie uns verſchlingen? Er antwortete mir nur, indem er mit Augen und Händen zum Himmel empor deutete, doch mit ſo ſchmerzlichem und zugleich ſo zärtlichem Ausdruck, daß ich nicht mehr wußte, was ich davon denken ſollte.

Der Mann, der unter dieſen Stummen den Vorſitz führte, löſte endlich das Band ſeiner Zunge und richtete das Wort an mich. Iſt es wahr, fragte er, daß du getauft biſt? Ich war noch immer ſo in Staunen und Schmerz verſenkt, daß ich nicht gleich antworten konnte. Er wiederholte darauf ſeine Frage mit ſchrecklicher Stimme. Mein Blut erſtarrte, meine Zunge klebte an dem Gaumen. Er wiederholte dieſelben Worte zum dritten Mal, und endlich erwiderte ich: Ja. Denn man darf nie lügen: ich wurde im Ganges getauft, wie alle gläubige Kinder Brama's, wie Du ſelbſt, göttlicher Schaſtaſid, wie mein geliebter, unglücklicher Amabed[20]). Ja ich bin getauft, das iſt mein Troſt, mein Ruhm, und offen bekannte ich es vor jenen Geſpenſtern.

Kaum war dies Ja, das Wort der Wahrheit, meinem Munde entſchlüpft, ſo rief eins der fünf ſchwarzen und weißen Ungeheuer: Apostata! und im nämlichen Ton wiederholten die vier andern: Apostata! Ich weiß nicht, was dies Wort bedeutet, allein es wurde in ſo Unheil kündendem, gräßlichem Tone hervorgeſtoßen, daß meine drei Finger zucken, indem ich es niederſchreibe.

Jetzt nahm Pater Fatutto das Wort, wobei er mich beſtändig mit gütigen Blicken anſah. Er verſicherte

ſie, ich hege im Grunde gute Geſinnungen, er ſtehe für mich ein, die Gnade werde ſich ſchon wirkſam zeigen, er nehme die Sorge für mein Gewiſſen auf ſich; er beſchloß endlich ſeine Rede, von der ich nicht viel verſtand, mit den Worten: „Io la converterò.“ Dies bedeutet im Italieniſchen, ſo weit ich darüber urtheilen kann, ſo viel als: Ich werde ſie zurück wenden.

Wie! ſprach ich bei mir ſelbſt, er will mich zurückwenden! was verſteht er nur darunter? will er damit ſagen, daß er mich meiner Heimath wieder geben will? „Ach, Pater Fatutto,“ ſprach ich zu ihm, „ſo wende doch auch den jungen Amabed zurück, meinen angebeteten Gatten! gieb mir meine Seele, gieb mir mein Leben wieder!“

Er ſchlug die Augen nieder und ſprach flüſternd in einem Winkel des Zimmers mit den vier andern Geſpenſtern. Dieſe entfernten ſich hierauf mit den beiden Hellebardirern nach einer tiefen Verbeugung vor dem Gemälde, worauf der nackte Menſch ſtand. Pater Fatutto blieb allein mit mir zurück.

Er führte mich in ein ziemlich ſaubres Zimmer und verſprach mir, wenn ich unbedingt ſeinen Rathſchlägen folgen wolle, werde man mich nicht mehr in ein ſo furchtbares Loch ſperren. „Ich bin,“ ſprach er, „über alles Geſchehene nicht minder in Verzweiflung, wie du ſelbſt; ich habe mich, ſo nachdrücklich ich nur konnte, dawider geſetzt, doch unſre heiligen Geſetze banden mir die Hände. Dank dem Himmel und meinen Bemühungen, jedoch biſt du jetzt ja ganz frei, in einem guten Zimmer, das du freilich nicht verlaſſen darfſt. Ich werde dich oft beſuchen, dir Troſt zuſprechen und an

deiner gegenwärtigen und zukünftigen Glückſeligkeit arbeiten."

„Ach!" antwortete ich, „dieſe Glückſeligkeit kann nur mein geliebter Amabed begründen und der ſteckt in einem furchtbaren Kerker! Warum wurde ich hineingeworfen? Wer ſind jene Geſpenſter, die mich fragten, ob ich mit Waſſer benetzt ſei? Wohin führteſt du mich? Haſt du mich betrogen? Biſt du ſchuld an dieſen ſchrecklichen Grauſamkeiten? Führe den Kaufmann Kurſon zu mir, der aus meinem Lande und ein ehrlicher Mann iſt; gieb mir meine Dienerin, meine Gefährtin, meine Freundin Dera zurück, von der man mich getrennt hat. Schmachtet ſie auch im Kerker, weil ſie ſich im Ganges gebadet hat? Sie ſoll kommen; ich will Amabed wiederſehen oder ſterben."

Er beantwortete meine Fragen und die Thränen, die ſie unterbrachen, mit Betheurungen ſeiner Freundſchaft und ſeines Eifers mir zu dienen, die mich wahrhaft rührten. Er verſprach mir, mich über die Urſachen der ganzen entſetzlichen Begebenheit zu belehren und meine Wiedervereinigung mit der armen Dera auszuwirken, bis es ihm gelingen werde, auch meinen Gatten zu befreien. Er beklagte mich; ich ſah ſelbſt Thränen in ſeinen Augen. Endlich beim Schall einer Glocke verließ er mein Zimmer, nachdem er meine Hand ergriffen und ſie auf ſein Herz gelegt hatte. Das iſt aber, wie Du weißt, das ſichtbare Zeichen der Lauterkeit der Seele, die wir nicht ſehen können. Da er nun meine Hand auf ſein Herz legte, wird er mich nicht betrügen. Und warum ſollte er mich auch betrügen? Was habe ich ihm gethan, um mich zu verfolgen? Amabed und ich wir hielten ihn in Benares wie einen Freund! Wie habe

ich ihn nicht beſchenkt, als er mich das Italieniſche lehrte! Er hat ſelbſt italieniſche Verſe für mich gemacht, er kann mich nicht haſſen. Ich werd' ihn als meinen Wohlthäter anſehen, wenn er mir meinen unglücklichen Gatten wiedergiebt, wenn es uns gelingt, aus dieſem, von Menſchenfreſſern geraubten und bewohnten Lande zu entkommen, wenn es uns vergönnt ſein wird, in Madura Deine Knie zu umfaſſen und Deinen heiligen Segen zu empfangen.

IX.

Dritter Brief

Abate's an Schaſtaſid.

Du erlaubſt mir gewiß, edler Schaſtaſid, Dir das Tagebuch meiner unerhörten Drangſale zu überſenden. Du liebſt Amabed, Du haſt Mitleid mit meinen Thränen, Du lieſeſt mit Theilnahme in einem von allen Seiten durchbohrten Herzen, das Dir ſein troſtloſes Leid enthüllt.

Man hat mir meine Freundin Dera wiedergegeben und ich weine mit ihr. Die Ungeheuer hatten ſie in ein abſcheuliches Loch geworfen, wie mich. Von Amabed wiſſen wir nichts; wir ſind in demſelben Hauſe und doch liegt ein unendlicher Raum, ein undurchdringliches Chaos zwiſchen uns. Doch höre jetzt Dinge, wobei Deine Tugend ſchaudern, wobei Deine gerechte Seele ſich empören wird.

Von einem der beiden Trabanten, die beſtändig vor den fünf Menſchenfreſſern hergehen, erfuhr meine arme

Dera, daß dieſes Volk eine Taufe hat wie wir. Ich weiß nicht, wie unſre heiligen Gebräuche bis in ihr Land dringen konnten. Nun haben ſie behauptet, wir ſeien nach den Gebräuchen ihrer Secte getauft. Ihrer Unwiſſenheit blieb es gänzlich unbekannt, daß ſie erſt vor wenigen Jahrhunderten die Taufe von uns entlehnten. Die Barbaren bildeten ſich ein, wir hätten ihrer Secte angehört und jetzt ihrem Cultus entſagt. Das bedeutete jenes Wort: Apostata, daß die Menſchenfreſſer mit ſo grauſenerregender Wildheit vor meinen Ohren erſchallen ließen. Sie erklären es für ein entſetzliches und der ſtrengſten Strafen würdiges Verbrechen, ſich zu einer andern Religion zu bekennen, als zu der ihren. Als Pater Fatutto ihnen ſagte: **Io la converterò**, „ich werde ſie zurückwenden," meinte er damit, er wolle mich zu der Religion dieſer Banditen zurückwenden. Ich weiß nicht daraus klug zu werden; mein Geiſt iſt mit einer Wolke bedeckt, wie meine Augen. Vielleicht verwirrt die Verzweiflung meinen Verſtand; aber ich kann nicht begreifen, wie dieſer Fatutto, der mich ſo gut kennt, hat ſagen können, er wolle mich zu einer Religion zurückführen, von der ich durchaus nichts wußte und die in unſerm Himmelsſtrich ſo unbekannt iſt, wie es die Portugieſen waren, als ſie zuerſt, um Pfeffer zu holen, mit bewaffneter Hand nach Indien kamen. Die gute Dera und ich erſchöpfen uns in Vermuthungen. Sie hat den Pater Fatutto in Verdacht geheimer Pläne; doch Birma behüte mich, ein voreiliges Urtheil zu fällen.

Ich wollte dem Oberräuber Albuquerque ſelbſt ſchreiben, um ſeine Gerechtigkeit anzuflehen und die Freiheit meines theuern Gatten von ihm zu fordern; allein

man sagte mir, er habe die Stadt verlassen, um Bombay zu überfallen und zu plündern. Wie ist's nur möglich, vom andern Ende der Welt herzukommen, um unsre Wohnungen zu verheeren und uns zu ermorden. Und doch sind diese Ungeheuer getauft, wie wir! Und doch soll dieser Albuquerque einige edle Handlungen ausgeübt haben! Wie dem aber auch sei, ich hoffe nur noch auf das Wesen der Wesen, auf ihn, der das Laster strafen und die Unschuld beschirmen soll. Ach! diesen Morgen sah ich einen Tiger, der zwei Lämmer verschlang: ich zittre, nicht kostbar genug vor dem Auge des Wesens aller Wesen zu sein, daß es mich seines Schirms und Beistandes werth halten sollte.

X.

Vierter Brief

Adate's an Schastasid.

Eben verläßt Pater Fatutto mein Zimmer. Welche Zusammenkunft! welches Gewebe von Treulosigkeit, Leidenschaft und Abscheulichkeiten aller Art! So gräßlicher Dinge ist also das menschliche Herz fähig! Wie soll ich sie nur einem Gerechten beschreiben?

Er zitterte, als er eintrat; er schlug die Augen nieder. Bald aber gewann er wieder seine gewöhnliche Haltung. „Ich weiß nicht," sprach er, „ob ich deinen Gatten werde retten können. Die Richter lassen hier bisweilen gegen junge Weiber die Milde walten, gegen Männer aber die unerbittlichste Strenge." — Wie! so ist das Leben meines Gatten gefährdet? — Ich wurde

ohnmächtig. Er ſuchte nach Eſſenzen, um mich wieder ins Bewußtſein zu rufen; es waren keine vorhanden; da ſchickte er die gute Dera fort, um bei einem Banianen am andern Ende der Straße das Nöthige zu kaufen. Während dem neſtelte er mein Gewand los, um den Beängſtigungen, die mich zu erſticken drohten, Luft zu verſchaffen. Als ich wieder zu mir ſelbſt gekommen war, gewahrte ich mit Entſetzen, wie er ſeinen Arm um meinen Leib geſchlungen und ſeinen Mund auf den meinen gepreßt hatte. Ich ſtieß ein durchdringendes Geſchrei aus; ich fuhr ſchaudernd vor ihm zurück. Er aber ſprach: „Ich trug Sorge um dich, wie die chriſtliche Liebe es mir befahl. Deine Bruſt mußte frei ſein und ich verſicherte mich deines Athems und Herzſchlags.“

Ach! trage Sorge um meinen Gatten; trage Sorge, daß er noch ferner athme! Schmachtet er noch in dem abſcheulichen Kerker? „Nein,“ erwiderte er, „mit vieler Mühe und mit Aufbietung meines ganzen Einfluſſes ſetzte ich es durch, daß er in ein bequemeres Gefängniß gebracht wurde.“ — Aber noch einmal, welches Verbrechen legt man ihm, legt man mir ſelbſt denn zur Laſt? Woher dieſe entſetzliche Unmenſchlichkeit? Warum verletzt man gegen uns die Rechte der Gaſtfreundſchaft, das Recht der Völker, der Natur? — „Dieſe kleinen Züchtigungen verlangt nun einmal unſre heilige Religion von uns. Du und dein Gatte, ihr werdet beſchuldigt, euch von unſrer Taufe losgeſagt zu haben.“

Was ſoll das heißen? rief ich empört; nie wurden wir nach eurer Weiſe getauft; man taufte uns im Ganges im Namen Brama's. Haſt du etwa den Geſpenſtern, die mich befragten, dieſen fluchwürdigen

Betrug eingeblasen? Was konnte nur dein Zweck dabei sein?

Er wies diesen Verdacht weit von sich, er sprach von Tugend, von christlicher Liebe; fast gelang es ihm, auf einen Augenblick meinen Argwohn zu zerstreuen, indem er versicherte, jene Gespenster wären ehrliche Leute, Männer Gottes, Richter der Seele, die überall und namentlich unter den Fremden, die in Goa ankommen, heilige Spione halten. Diese Spione nun haben, wie er sagte, ihren Genossen, den Seelenrichtern, vor dem Bilde des nackten Mannes geschworen, Amabed und ich wären nach der Weise der portugiesischen Räuber getauft, und demnach den Amabed für einen Apostato und mich für eine Apostata erklärt.

O edler Schastasid! was täglich, stündlich, von Moment zu Moment vor meinen Ohren und Augen vorgeht, erfüllt mich mit Entsetzen von den Haarwurzeln bis zum Nagel der kleinen Zehe.

Wie! fragte ich den Pater Fatutto, du bist einer von den fünf Männern Gottes, bist auch so ein Seelenrichter? — „Ja, geliebte Adate, ja, Augenlust, ich bin einer der fünf Dominikaner, die der Vicegott des Erdreiches ermächtigt hat, unumschränkt über Seelen und Leiber zu verfügen." — Was ist ein Dominikaner? Was ist ein Vicegott? — „Ein Dominikaner ist ein Priester, ein Sohn des heiligen Dominikus, ein Inquisitor des Glaubens; ein Vicegott ist ein Priester, den Gott auserwählt hat, um ihn auf Erden zu vertreten, um jährlich 10 Millionen Rupien zu verzehren, und um in alle Welt Dominikaner auszusenden als Stellvertreter der Stellvertreter Gottes."

Ich hoffe, großer Schastasid, Du wirst mir diesen

hölliſchen Unſinn, dies unverſtändliche Gemiſch von Ungereimtheiten und Gräueln, von Heuchelei und Barbarei erklären.

Fatutto ſagte mir dies Alles mit ſo zerknirſchter Miene, mit ſo zuverſichtlichem Ton, daß es zu einer andern Zeit auf meine einfältige, unwiſſende Seele vielleicht einigen Eindruck gemacht hätte. Bald ſchlug er die Augen zum Himmel empor, bald richtete er ſie wieder auf mich; ſeine Blicke waren lebhaft und empfindungsvoll; doch eben die Empfindung, die ſich in ihnen ausſprach, erfüllte mich mit Furcht und Schauder. Wie Amabed beſtändig in meinem Herzen lebt, ſo weicht ſein Name nicht von meinen Lippen. Gieb mir meinen Amabed wieder! das war der Anfang, der Inhalt und das Ende aller meiner Reden.

In dieſem Augenblick kommt meine gute Dera, ſie bringt mir Zimmt- und Amomenwaſſer. Das treffliche Geſchöpf hat Mittel gefunden, dem Kaufmann Kurſon meine drei vorhergehenden Briefe zuzuſtellen. Kurſon reiſt dieſe Nacht ab; bald wird er in Madura ſein. Der große Schaſtaſid wird mich beklagen; er wird Thränen um das Loos meines Gatten vergießen; er wird mir Rath und Troſt zuſprechen; ein Strahl ſeiner Weisheit wird in die Nacht meines Grabes dringen.

XI.

Antwort des Braminen Schaſtaſid auf Adate's drei vorhergehende Briefe.

Treffliche, unglückſelige Adate, Gattin meines geliebten Zöglings Amabed, Luſt der Augen! Ströme von Thränen vergoſſen die meinen über Deine drei

Briefe. Welcher feindſelige Dämon ließ aus den fernen Finſterniſſen Europa's die Ungeheuer los, denen Indien zur Beute wird! Wie! zärtliche Gattin meines geliebten Zöglings, Du ſiehſt nicht, daß Pater Fatutto ein Böſewicht iſt, der Dich in den Fallſtrick lockte! Du ſiehſt nicht, daß er allein es iſt, der Deinen Gatten und Dich ſelbſt in den Kerker werfen ließ, damit Du ihm Deine Befreiung daraus verdanken ſollteſt! Welchen Dank wird er von Dir erpreſſen! Ich zittre mit Dir. Allen Prieſtern Brama's melde ich dieſe Verletzung des Völkerrechts, allen Omra's, allen Raja's, allen Nabob's, dem großen Kaiſer von Indien ſelbſt, dem erhabenen Babar, dem König der Könige, dem Vetter der Sonne und des Mondes, dem Sohne Mirſamachamed's, des Sohns Semkor, des Sohns Abuchaid, des Sohns Miracha, des Sohns Timur [21]), damit man ſich von allen Seiten den Räubereien der europäiſchen Banditen widerſetzt. Welcher Abgrund von Nichtswürdigkeiten. Nie haben die Prieſter Timur's, Dſchengis-Kan's, Alexander's, Ogus-Kan's, Seſak's [22]), Bakchus', die nach einander unſre heiligen und friedfertigen Gefilde unterjochten, ähnliche heuchleriſche Gräuel zugelaſſen. Im Gegentheil, Alexander hinterließ überall einige Merkmale ſeiner Großmuth; Bakchus that nur Gutes, er war der Günſtling des Himmels; eine Feuerſäule führte ſein Heer während der Nacht, und am Tage zog eine Wolke vor ihm hin; er durchſchritt trocknen Fußes das rothe Meer; er befahl der Sonne und dem Monde ſtill zu ſtehen, als es nöthig war; zwei göttliche Strahlen gingen von ſeiner Stirn aus; der Engel der Vernichtung ſtand ihm zur Seite, doch er brauchte

hölliſchen Unſinn, dies unverſtändliche Gemiſch von Ungereimtheiten und Gräueln, von Heuchelei und Barbarei erklären.

Fatutto ſagte mir dies Alles mit ſo zerknirſchter Miene, mit ſo zuverſichtlichem Ton, daß es zu einer andern Zeit auf meine einfältige, unwiſſende Seele vielleicht einigen Eindruck gemacht hätte. Bald ſchlug er die Augen zum Himmel empor, bald richtete er ſie wieder auf mich; ſeine Blicke waren lebhaft und empfindungsvoll; doch eben die Empfindung, die ſich in ihnen ausſprach, erfüllte mich mit Furcht und Schauder. Wie Amabed beſtändig in meinem Herzen lebt, ſo weicht ſein Name nicht von meinen Lippen. Gieb mir meinen Amabed wieder! das war der Anfang, der Inhalt und das Ende aller meiner Reden.

In dieſem Augenblick kommt meine gute Dera, ſie bringt mir Zimmt- und Amomenwaſſer. Das treffliche Geſchöpf hat Mittel gefunden, dem Kaufmann Kurſon meine drei vorhergehenden Briefe zuzuſtellen. Kurſon reiſt dieſe Nacht ab; bald wird er in Madura ſein. Der große Schaſtaſid wird mich beklagen; er wird Thränen um das Loos meines Gatten vergießen; er wird mir Rath und Troſt zuſprechen; ein Strahl ſeiner Weisheit wird in die Nacht meines Grabes dringen.

XI.

Antwort des Braminen Schaſtaſid auf Adate's drei vorhergehende Briefe.

Treffliche, unglückſelige Adate, Gattin meines geliebten Zöglings Amabed, Luſt der Augen! Ströme von Thränen vergoſſen die meinen über Deine drei

Briefe. Welcher feindſelige Dämon ließ aus den fernen Finſterniſſen Europa's die Ungeheuer los, denen Indien zur Beute wird! Wie! zärtliche Gattin meines geliebten Zöglings, Du ſiehſt nicht, daß Pater Fatutto ein Böſewicht iſt, der Dich in den Fallſtrick lockte! Du ſiehſt nicht, daß er allein es iſt, der Deinen Gatten und Dich ſelbſt in den Kerker werfen ließ, damit Du ihm Deine Befreiung daraus verdanken ſollteſt! Welchen Dank wird er von Dir erpreſſen! Ich zittre mit Dir. Allen Prieſtern Brama's melde ich dieſe Verletzung des Völkerrechts, allen Omra's, allen Raja's, allen Nabob's, dem großen Kaiſer von Indien ſelbſt, dem erhabenen Babar, dem König der Könige, dem Vetter der Sonne und des Mondes, dem Sohne Mirſamachamed's, des Sohns Semkor, des Sohns Abuchaid, des Sohns Miracha, des Sohns Timur[21]), damit man ſich von allen Seiten den Räubereien der europäiſchen Banditen widerſetzt. Welcher Abgrund von Nichtswürdigkeiten. Nie haben die Prieſter Timur's, Dſchengis-Kan's, Alexander's, Ogus-Kan's, Seſak's[22]), Bakchus', die nach einander unſre heiligen und friedfertigen Gefilde unterjochten, ähnliche heuchleriſche Gräuel zugelaſſen. Im Gegentheil, Alexander hinterließ überall einige Merkmale ſeiner Großmuth; Bakchus that nur Gutes, er war der Günſtling des Himmels; eine Feuerſäule führte ſein Heer während der Nacht, und am Tage zog eine Wolke vor ihm hin; er durchſchritt trocknen Fußes das rothe Meer; er befahl der Sonne und dem Monde ſtill zu ſtehen, als es nöthig war; zwei göttliche Strahlen gingen von ſeiner Stirn aus; der Engel der Vernichtung ſtand ihm zur Seite, doch er brauchte

immer nur den Engel der Freude [23]). Euer Albuquerque dagegen kam nur mit Mönchen, betrügerischen Kaufleuten und Mördern.

Kurſon, der Gerechte, beſtätigte den Bericht über Dein und Amabed's Unglück. Möchte es mir vergönnt ſein, vor meinem Tode Euch Beide zu retten oder zu rächen! Möchte der ewige Birma Euch aus den Händen des Mönchs Fatutto erlöſen! Mein Herz blutet an den Wunden des Eurigen.

NB. Dieſen Brief bekam Augenluſt erſt lange nachher, zu der Zeit, da ſie die Stadt Goa verließ.

XII.

Fünfter Brief

Adate's an den Oberbraminen Schaſtaſid.

Woher ſoll ich Worte nehmen, um mein neues Unglück auszuſprechen? wie ſoll die Scham von der Schande reden? Birma hat das Verbrechen geſehen und er hat es geduldet! Was ſoll aus mir werden? Der Kerker, worin ich wie begraben lag, war minder ſchrecklich, als mein dermaliger Zuſtand.

Dieſen Morgen trat der Pater Fatutto in mein Zimmer, von Wohlgerüchen duftend und mit einem leichten ſeidnen Talar bekleidet. Ich lag in meinem Bette. „Triumph!“ ſprach er, „der Befehl, deinen Gatten frei zu geben, iſt unterzeichnet.“

Als ich dieſe Worte hörte, bemächtigte ſich die übermäßigſte Freude meiner Sinne. Ich nannte ihn meinen Beſchützer, meinen Vater. Er neigte ſich über mein Lager; er umſchlang mich. Ich hatte zuerſt kein Arg

daraus; ich hielt es für eine unschuldige Liebkosung, für einen keuschen Ausdruck seines Wohlwollens; doch in dem nämlichen Augenblick warf er sich über mich her, wie ein Raubvogel über eine Taube, erdrückte mich mit dem Gewicht seines Körpers, machte mit seinen nervigen Armen jede Bewegung meiner schwachen unmöglich, erstickte auf meinen Lippen die Stimme der Klage durch verbrecherische Küsse, . . . heiß entflammt, unwiderstehlich, unerbittlich . . . o warum starb ich nicht in dem furchtbaren Moment!

Halbnackt eilte Dera mir zu Hülfe; aber da nichts als ein Donnerschlag mich retten konnte, da, o Vorsehung Birma's! da donnerte es nicht, da wehrte nichts dem ruchlosen Fatutto die Vollführung seiner Unthat. Nein, Drugha selbst mit ihren zehn himmlischen Armen hätte diesen unbändigen Mosafor[24]) nicht aus der Fassung bringen können.

Die gute Dera zerrte aus allen Kräften an ihm. Doch stelle Dir einen Sperling vor, der mit seinem kleinen Schnabel an den Federn eines Geiers rupft, während dieser mit gieriger Wuth eine Turteltaube zerreißt, so hast Du das Bild Fatutto's, Dera's und der unglücklichen Adate.

Um sich wegen Dera's Störung an ihr zu rächen, packte er sie jetzt selbst, warf sie mit der einen Hand zu Boden, während er mich mit der andern zurückhielt, und behandelte sie ohne Barmherzigkeit, wie er mich behandelt hatte.

Stolz, wie ein Herr, der seine Sklaven gezüchtigt hat, ging er hierauf hinaus und rief uns im Weggehen noch zu: „Merkt euch, daß diese Strafe eurer

harrt, ſo oft es euch beliebt, den Trotzkopf gegen mich aufzuſetzen!"

Vernichtet blieb ich mit Dera allein. Eine Viertelſtunde lang wagten wir kein Wort hervorzubringen, ja wir getrauten uns nicht, die Augen gegen einander aufzuſchlagen. Endlich brach Dera das Stillſchweigen mit dem Ausrufe: „O theure Gebieterin! welch ein Menſch! Sind denn nur alle Leute ſeiner Gattung ſo grauſam?"

Ich ſelbſt dachte nur an den armen Amabed. Man verſprach mir, ihn mir wiederzugeben, und man giebt mir ihn nicht. Mich tödten, hieße ihn verlaſſen, dieſer Gedanke giebt mir den Muth zu leben.

Einen Tag lang hatte ich nur an meinem Schmerze gezehrt. Man brachte uns nicht zur gewöhnlichen Stunde unſre Mahlzeit. Dera fand dies ſeltſam und beklagte ſich darüber. Es ſchien mir freilich ſchimpflich, nach dem, was wir erduldet hatten, noch Nahrung zu uns zu nehmen; bei alledem aber quälte uns der nagendſte Hunger. Es kam noch immer nichts, und nachdem erſt der Schmerz und das Gefühl unſrer Schande uns ohnmächtig gemacht hatte, waren wir jetzt vor Hunger der Ohnmacht nahe.

Endlich gegen Abend brachte man uns eine Taubenpaſtete, eine Pularde und zwei gebratene Rebhühner, wobei ſich nur ein einziges kleines Brod befand, und damit unſrer Schmach nichts fehle, eine Flaſche Wein ohne Waſſer. Dies war wohl der grauſamſte Streich, den man zwei Weibern, wie uns, nach dem bereits Erduldeten noch ſpielen konnte. Doch was war zu thun? Ich warf mich auf die Knie: „O Birma! o Wiſchnu! o Brama! Ihr wißt, daß die Seele nicht durch das be-

ſudelt wird, was in den Körper eingeht! Habt ihr mir eine Seele gegeben, o ſo verzeiht ihr die traurige Nothwendigkeit, worin ſich mein Körper befindet, ſich nicht auf Pflanzenſpeiſen beſchränken zu können. Ich weiß, welche entſetzliche Sünde es iſt, Hühnerfleiſch zu eſſen; allein man zwingt uns dazu. Auf Fatutto's Haupt wälze ich unſre Sünden! Möge er nach ſeinem Tode in eine unglückliche junge Inderin verwandelt werden und ich in einen Dominikaner! möge ich ihm alles Herzeleid vergelten, das er mir angethan! ja, möge ich noch unerbittlicher gegen ihn ſein, als er gegen mich war!"

Nimm kein Aergerniß an uns! verzeih, ehrwürdiger, edler Schaſtaſid. Wir ſetzten uns zu Tiſch — o wie grauſam iſt es, Freuden zu ſchmecken, die wir uns als Verbrechen anrechnen müſſen.

Nachſchrift. Gleich nach der Mahlzeit ſchreib ich an den „Lenker" von Goa, den ſie den Corregidor nennen. Ich verlange von ihm meine und Amabed's Freiheit; ich öffne ihm über alle Schandthaten Fatutto's die Augen. Dera nimmt es auf ſich, ihm meinen Brief ſicher zukommen zu laſſen, und zwar vermittelſt jenes Alguazil's der Glaubensinquiſitoren, der ſie bisweilen in meinem Vorzimmer beſucht und ihr überhaupt ſehr zugethan iſt. Wir wollen ſehen, was der kühne Schritt fruchtet.

XIII.

Sechster Brief

Abate's an Schaſtaſid.

Sollteſt Du es glauben, weiſer Lehrer der Menſchen? es giebt auch Gerechte in Goa, und Don Jeronimo, der Corregidor, iſt ihrer einer. Mein und Amabed's Unglück hat ihn gerührt; die Ungerechtigkeit erregt ſeinen Zorn, das Verbrechen empört ihn. Mit ſeinen Gerichtsbeamten begab er ſich in das Gefängniß, wo man uns eingeſperrt hat. Wie ich höre, nennt man dies Raubneſt den Palaſt des Officium's; was Dich aber befremden wird, man verwehrte ihm den Eintritt. Die fünf Geſpenſter mit ihren Hellebardirern erſchienen an der Thür und empfingen die Gerechtigkeit mit den Worten: „Im Namen Gottes, weiche von der Schwelle.“ Der Corregidor aber erwiderte: „Im Namen des Königs werde ich ſie überſchreiten; es iſt ein Fall, der vor ſeinen Richterſtuhl gehört.“ „Es iſt ein heiliger Fall!“ entgegneten die Geſpenſter. Don Jeronimo, der Gerechte, aber ſprach: „Ich muß Amabed, Abate, Dera und den Pater Fatutto verhören.“ — „Einen Inquiſitor verhören! einen Dominikaner!“ ſchrie das Oberhaupt der Geſpenſter; „das iſt ein Sacrilegium; **scommunicao. scommunicao!**“ Dies ſollen ſchreckliche Worte ſein und, wie man ſagt, ſtirbt Jemand, gegen den ſie ausgeſprochen werden, in der Regel drei Tage darauf.

Beide Parteien geriethen in Hitze. Bald wäre es zum Handgemenge gekommen; endlich aber beriefen ſie ſich auf den Obispo[25]) von Goa. Das Amt eines Obispo unter dieſen Barbaren entſpricht etwa dem,

welches Du unter den Kindern Brama's bekleidest: er ist ein Oberaufseher ihrer Religion, trägt einen violetten Talar, an den Händen violette Schuhe und auf dem Kopfe bei feierlichen Handlungen einen gespaltenen Zuckerhut. Dieser Mann nun fällte den Ausspruch, daß beide Theile gleicher Weise im Unrecht seien und daß es nur ihrem Vicegott zustehe, den Pater Fatutto zu richten. Man vereinigte sich also dahin, ihn nebst Amabed, mir und meiner treuen Dera vor den Stuhl seiner Göttlichkeit zu senden.

Ich weiß nicht, wo dieser Stellvertreter[26]) wohnt, ob er vielleicht in der Nähe des großen Lama oder in Persien seinen Sitz aufgeschlagen hat; doch gleichviel! ich werde Amabed wiedersehen; mit ihm bin ich bereit bis ans Ende der Welt zu gehen, mit ihm in den Himmel und in die Hölle. Ich vergesse in diesem Augenblick meinen frühern abscheulichen Kerker, meine noch immer währende Gefangenschaft, Fatutto's schändliche Gewaltthat, seinen Wein und seine Rebhühner, die ich schwach genug war zu verzehren.

XIV.

Siebenter Brief

Abate's an Schastasid.

Ich habe ihn wieder, meinen zärtlichen Gatten; man hat uns wieder vereint; ich habe ihn in meinen Armen gehalten; er hat den Flecken des Lasters ausgelöscht, womit der schändliche Fatutto mich besudelt hatte. Gleich dem heiligen Wasser des Ganges, das alle Flecken der Seele abspült, hat er mir ein neues Leben

eingeflößt. Nur die arme Dera bleibt noch entweiht, doch Deine Gebete und Segnungen werden ihre Unschuld in ihrem ganzen Glanze wieder herstellen.

Wir sollen morgen auf einem Schiffe, das nach Lissabon unter Segel geht, abreisen. Wir kommen in das Vaterland des stolzen Albuquerque; ohne Zweifel wohnt dort der Vicegott, der über Fatutto und uns den Richterspruch fällen soll. Ist er wirklich der Stellvertreter der Gottheit, wie uns hier Jedermann versichert, so leidet es keinen Zweifel, daß er den Fatutto verdammt. Das ist ein kleiner Trost, doch ist es mir lange nicht so sehr um die Strafe dieses Unglücklichen zu thun, als um das Glück meines Amabed.

Welch ein Verhängniß regiert die schwachen Sterblichen, diese Blätter, die der Wind entführt! An den Ufern des Ganges sind wir geboren und man schleppt uns nach Portugal! In einer unbekannten Welt will man uns Freigeborne richten! Werden wir je unsere Heimath wiedersehen? Wird es uns je vergönnt sein, die Wallfahrt zu Dir, ehrwürdiger, heiliger Vater, die noch immer unser heißer Wunsch ist, zu vollenden?

Wie kann man uns, mich und meine liebe Dera, mit dem Pater Fatutto auf dasselbe Schiff sperren? Ich zittre vor diesem Gedanken. Ich freilich habe nicht so viel zu fürchten: steht mir doch ein tapfrer Gatte als kräftiger Schutz zur Seite! Doch was soll aus der Dera werden, die dieses Schirmes entbehrt? Wir stellen der Vorsehung unser Loos anheim.

Von jetzt an wird mein Amabed Dir schreiben; er wird unsre Begegnisse für Dich aufzeichnen; er wird

Dir das neue Land und die neuen Himmelsſtriche ſchildern, wohin unſer Verhängniß uns führt.

Möge Brama Dein geſchornes Haupt und den göttlichen Verſtand, den er in das Mark Deines Hirns hauchte, lange erhalten!

XV.

Erſter Brief

Amabed's an Schaſtaſid nach ſeiner Gefangenſchaft.

Ich weile alſo noch unter den Lebenden! ich bin es alſo, der Dir ſchreibt, göttlicher Schaſtaſid! ich habe Alles erfahren und auch Du weißt Alles. Augenluſt hat keine Schuld auf ſich geladen; ſie kann nicht ſchuldig ſein; die Tugend wohnt im Herzen und ſonſt nirgends.

Jenes Rhinoceros Fatutto, das über ſeine Haut die des Fuchſes gezogen hatte, behauptet keck, er habe uns, Adate und mich, in Benares nach europäiſchem Brauch getauft, ich ſei ein Apoſtato und Augenluſt eine Apoſtata. Er ſchwört bei dem nackten Mann, deſſen Bild man hier faſt auf allen Mauern ſieht, daß die Beſchuldigung, als habe er meiner Gattin und der jungen Dera Gewalt angethan, ungegründet ſei. Augenluſt und die ſanfte Dera aber beſchwören ſeine Schuld. Der Scharfblick der Europäer vermag dieſe Dunkelheit nicht zu durchdringen; alle ſagen, daß nur der Vicegott in Betracht ſeiner Unfehlbarkeit die Wahrheit wird herausbringen können.

Don Jeronimo, der Corregidor, läßt uns Alle

morgen einschiffen, um uns vor den Richterstuhl jenes außerordentlichen Wesens zu stellen, das sich niemals irrt. Der große Richter der Barbaren hat seinen Sitz nicht in Lissabon, sondern noch viel weiter in einer prächtigen Stadt, die man Rom nennt. Dieser Name ist uns Indern gänzlich unbekannt. Eine entsetzliche Reise! Was müssen doch die Kinder Brama's in diesem kurzen Leben über sich ergehen lassen!

Unsre Reisegefährten sind großentheils europäische Kaufleute, ein paar Sängerinnen, zwei alte Offiziere in portugiesischen Diensten, die in unserm Lande viel Geld erworben haben, sodann Priester des Vicegottes und einige Soldaten.

Es ist ein rechtes Glück für uns, daß wir das Italienische, die gewöhnliche Unterhaltungssprache dieser Leute, gelernt haben; denn wie könnten wir das portugiesische Kauderwelsch verstehen? Schrecklich aber ist es, mit einem Fatutto in einer und derselben engen Barke hausen zu müssen. Wir schlafen diese Nacht schon am Bord, um morgen mit Sonnenaufgang die Anker zu lichten. Man giebt uns ein kleines Zimmer von sechs Fuß Länge und vier Fuß Breite, und das soll noch eine besondre Vergünstigung sein. Jeder versorgt sich jetzt noch mit diesem und jenem, was er auf der Reise braucht; es ist ein Lärm, ein Getöse, wovon Du Dir keine Vorstellung machst. Das Volk drängt sich in Masse herbei, um uns anzugaffen. Augenlust schwimmt in Thränen, Dera zittert; es gilt, sich mit Muth zu waffnen. Lebe wohl! Sende heilige Gebete für uns zum Ewigen, der vor 115,652 Sonnenumwälzungen die unglücklichen Sterblichen schuf.

XVI.

Zweiter Brief

Amabed's während der Reise.

Nach einer Tagreise befand unser Schiff sich auf der Höhe von Bombay, dessen der Vertilger Albuquerque, den man hier den Großen nennt, sich bemächtigt hat. Sogleich erscholl ein wahrer Höllenlärm; auf unserm Schiffe wurden neunmal die Kanonen gelöst, und eben so viele Schüsse von den Wällen der Stadt beantworteten den Gruß. Augenlust und die junge Dera glaubten, der jüngste Tag sei gekommen; wir waren in dichten Qualm gehüllt. Kannst Du es glauben, weiser Schastasid, daß das Höflichkeitsbezeugungen sind? Auf diese Weise begrüßen sich die Barbaren. Eine Schaluppe brachte Briefe, die nach Portugal bestimmt waren. Wir stachen hierauf in die hohe See und ließen die Mündungen des großen Flusses Sonbudipo, den die Barbaren Indus nennen, rechts liegen.

Wir sehen nur noch die Luft, oder nach der Redeweise dieser des Himmels so unwürdigen Barbaren, den Himmel, und das große Meer, über welches Habgier und Blutdurst sie zu uns führten.

Indessen scheint der Schiffshauptmann ein wackrer und kluger Mann zu sein. Er duldet den Pater Fatutto nicht auf dem Verdeck, wenn wir frische Luft schöpfen, und so oft jener oben ist, bleiben wir in unserm Gemach. Wir gleichen dem Tage und der Nacht, die nie zugleich über demselben Horizonte weilen. Ich kann nicht müde werden, über das seltsame Verhängniß

nachzugrübeln, das mit den unglücklichen Sterblichen sein Spiel treibt: da schwimmen wir nun mit einem Dominikaner auf dem indischen Ocean, um 6000 Stunden von unsrer Heimath, in Rom, über uns Recht sprechen zu lassen.

Auf dem Schiffe befindet sich noch ein hochangesehener Mann, den sie den Almosenier nennen: nicht als ob er Almosen austheilte: im Gegentheil, man giebt ihm Geld, um in einer Sprache, die weder portugiesisch noch italienisch ist, und die kein Mensch von der ganzen Mannschaft versteht, Gebete herzusagen. Vielleicht versteht er sie selbst nicht, wenigstens streitet er unaufhörlich mit dem Pater Fatutto über die Bedeutung der Worte. Wie der Schiffshauptmann sagt, ist jener Almosenier ein Franziskaner, und da der andre Dominikaner ist, halten sich Beide in ihren Gewissen verpflichtet, nie derselben Meinung zu sein. Ihre Secten leben in geschworner Feindschaft; sie gehen daher auch ganz verschieden gekleidet, um die Verschiedenheit ihrer Meinungen anzudeuten.

Der Franziskaner heißt Famolto. Er leiht mir italienische Bücher über die Religion des Vicegottes, vor den wir uns stellen sollen. Ich lese diese Bücher mit meiner geliebten Adate, und Dera hört zu. Adate hatte zuerst große Scheu davor, aus Furcht Brama zu mißfallen; allein je mehr wir lesen, um so mehr befestigen wir uns in der Liebe zu den heiligen Lehren, die Du den Gläubigen spendest.

XVII.

Dritter Brief

Amabed's.

Wir haben mit dem Almoſenier die Epiſteln eines großen Heiligen der portugieſiſchen und italieniſchen Religion geleſen; er heißt Paulus. Dir, deſſen Geiſt alle Wiſſenſchaft umfaßt, wird auch dieſer Paulus gewiß nicht unbekannt geblieben ſein. Er iſt ein großer Mann; durch eine Stimme wurde er rücklings vom Pferde geworfen und durch einen Lichtſtrahl geblendet [27]; er rühmt ſich gleich mir im Gefängniß geſeſſen zu haben und ſetzt hinzu, daß er fünfmal 39 Peitſchenhiebe empfangen habe, was im Ganzen 195 Hiebe macht; ferner dreimal Stockſchläge, ohne genaue Angabe der Zahl; ferner erzählt er, daß er einmal geſteinigt ſei; das iſt ſtark, denn man kommt ſelten mit dem Leben davon; ferner ſchwört er, einen Tag und eine Nacht in der Tiefe des Meeres zugebracht zu haben [28]. Ich bedaure ihn ſehr, doch zur Entſchädigung dafür wurde er auch in den dritten Himmel verzückt [29]. Ich geſtehe, erleuchteter Schaſtaſid, daß ich ihm das gern nachthun möchte, und ſollte ich auch den Ruhm mit 195 wohl angemeſſenen Ruthenſtreichen erkaufen.

Schön iſt's, wenn ſich der Menſch erhebt zu den Höhen des Himmels;
Ja, aus dem Himmel ſogar niederzuſtürzen, iſt ſchön [31],

wie einer unſerer liebenswürdigſten indiſchen Dichter ſagt, deſſen Poeſie ſich bisweilen zur Erhabenheit ſteigert.

Endlich ſehe ich, daß man den Paulus gleich mir

nach Rom führte, um dort gerichtet zu werden[31]). Was hat das nur zu bedeuten, theurer Schaſtaſid? Rom hat alſo von jeher die Sterblichen gerichtet? Jedenfalls muß es mit dieſer Stadt irgend eine beſondre Bewandtniß haben, vermöge deren ſie der ganzen übrigen Erde überlegen iſt. Alle Leute auf dem Schiffe ſchwören nur bei Rom, und auch in Goa geſchah Alles im Namen Rom's.

Das iſt noch nicht Alles: der Gott unſers Almoſeniers Famolto, welcher übrigens kein andrer iſt als jener des Fatutto, lebte und ſtarb in einem von Rom abhängigen Lande und zahlte dem in jener Stadt herrſchenden Zamorin Steuern[32]). Kommt Dir das Alles nicht ſehr ſeltſam vor? Mir wenigſtens iſt, als träumte ich und als träumten auch alle die Leute, die mich umgeben.

Unſer Almoſenier Famolto hat uns noch merkwürdigere Dinge vorgeleſen. Bald iſt die Rede von einem Eſel, der ſich mit ſeinem Reiter unterhält[33]); bald von einem andern Heiligen, der drei Tage und drei Nächte in dem Bauche eines Wallfiſches zubringt und ihn endlich in übelſter Laune verläßt[34]); bald von einem Prediger, der im Himmel predigen will und zu dem Ende auf einem feurigen Wagen mit vier feurigen Roſſen in die Lüfte fährt[35]). Ein Lehrer geht an der Spitze von 2 bis 3 Millionen Mann, die mit ihm landflüchtig werden, trocknen Fußes durchs Meer[36]); ein andrer gebietet der Sonne und dem Monde Stillſtand[37]); doch das nimmt mich eben nicht Wunder, da ich von Dir weiß, daß ſchon Bacchus ein Gleiches that.

Was mir, der ich mir auf Reinlichkeit und Schamhaftigkeit etwas zu gut thue, noch anſtößiger ſein mußte,

war der Befehl des Gottes dieſer Leute an einen ſeiner Prediger, Menſchenmiſt ſtatt Butter auf dem Brode zu eſſen [38]), und an einen andern, ſich mit Freudenmädchen zu verunreinigen und Kinder mit ihnen zu zeugen [39]).

Noch ſchlimmer. Der gelehrte Mann lenkte unſre Aufmerkſamkeit auf zwei Schweſtern, Ahala und Ahaliba [40]); Du kennſt ſie ohne Zweifel, da Du ja Alles geleſen haſt. Adate nahm an dieſer Geſchichte das größte Aergerniß; ſie erröthete bis in das Weiße ihrer Augen darüber. Ich bemerkte auch, daß die gute Dera bei dem Kapitel ganz Feuer und Flamme war. Der Franziskaner Famolto muß jedenfalls ein Spaßvogel ſein. Sobald er indeſſen ſah, welch ein böſes Geſicht Augenluſt und ich zu ſeinen Schnurren machten, klappte er ſein Buch zu und ging hinaus, um über den Text nachzudenken.

Er ließ mir ſein heiliges Buch und ich las, aufs Gerathewohl blätternd, noch einige Stellen darin. O Brama! o himmliſche Gerechtigkeit! was ſind das Alle für Leute geweſen! Faſt Alle ſchlafen ſie im Alter bei ihren Dienerinnen [41]); der Eine giebt ſich mit ſeiner Stiefmutter ab [42]), der Andre mit ſeiner Schwiegertochter [43]). Hier wollen die ſämmtlichen Einwohner einer Stadt mit aller Gewalt einen armen Prieſter ſo behandeln, als wäre er ein hübſches Mädchen [44]); dort geben zwei junge Frauenzimmer von Stande ihrem Vater ſo viel Wein zu trinken, daß er berauſcht wird, erfreuen ſich darauf nach einander ſeiner Gunſtbezeugungen und bekommen Kinder von ihm [45]).

Was mich aber am meiſten empörte und mich mit dem unausſprechlichſten Ekel und Abſcheu erfüllte, war die Geſchichte der Bewohner einer prächtigen Stadt,

denen Gott zwei jener ewigen, beſtändig am Fuße ſeines Thrones weilenden Weſen, zwei reine, von göttlichem Lichte widerſtrahlenden Geiſter zuſandte. Die Leute jener Stadt nun .... meine Feder ſchaudert, wie meine Seele .... ſoll ich es ſagen? Ja, dieſe Leute thaten ihr Möglichſtes, um jene Boten Gottes zu ſchänden [46]! Welche abſcheuliche Sünde ſchon, hätte ſie nur Menſchen betroffen, aber Engel! Iſt es denn möglich? O theurer Schaſtaſid! preiſen wir Birma, Wiſchnu und Brama! Danken wir ihnen, daß ſie uns von ſolchen unbegreiflichen Scheuslichkeiten nie etwas ahnen ließen. Es heißt, der Eroberer Alexander habe einſt dieſe verderbliche Sitte bei uns einführen wollen; er habe öffentlich mit ſeinem Liebling Hephäſtion dem viehiſchen Hange gefröhnt [47]. Der Himmel ſtrafte ihn dafür. Er ſtarb, wie vor ihm Hephäſtion, in der Blüte ſeiner Jahre.

Ich grüße Dich, verehrter Lehrer meiner Seele, Geiſt meines Geiſtes. Abate, die arme Abate, empfiehlt ſich Deinen Gebeten.

XVIII.

Vierter Brief

Amabed's an Schaſtaſid.

Auf dem Vorgebirge, das man das Kap der guten Hoffnung nennt, am 15. des Mondes des Rhinoceros.

Eine geraume Zeit iſt verfloſſen, ſeitdem ich zum letzten Male meine Baumwollenblätter vor mir ausbreitete und meinen Pinſel in den ſchwarzen Lackfirniß

tauchte, um Dir treue Rechenschaft abzulegen. Wir ließen den Meerbusen von Babelmandeb rechts liegen und jenseit desselben das berühmte rothe Meer, dessen Wogen einst von einander wichen und sich gleich Bergen empor thürmten, um Bacchus mit seinem Heere hindurch gehen zu lassen. Ich bedauerte, daß man nicht an der Küste des glücklichen Arabiens vor Anker ging, jenes Landes, das fast so schön ist, wie das unsrige, und wohin Alexander den Sitz seines Reichs und die Niederlage des Welthandels verlegen wollte. Gern hätte ich jenes Aden oder Eden gesehen, dessen heilige Gärten im Alterthum so hoch gepriesen wurden; jenes Mokka, so berühmt wegen seines Kaffees, der bis jetzt nur dort wächst; und Mekka, wo der große Prophet der Moslemim den Sitz seines Reichs gründete und wohin alljährlich aus Asien, Afrika und Europa so viele Pilger wallfahrten, um andächtig einen vom Himmel gefallenen schwarzen Stein zu küssen, wie ihn der Himmel den Sterblichen freilich nicht alle Tage sendet, doch es war uns nun einmal nicht vergönnt, unsre Neugier zu befriedigen. Wir segeln immer rüstig vorwärts, um Lissabon und demnächst Rom zu erreichen.

Wir passirten bereits die Aequinoctiallinie. Im Reiche Melinda, wo die Portugiesen einen ansehnlichen Hafen besitzen, gingen wir ans Land, und unsre Mannschaft nahm dort Elfenbein, grauen Ambra, Kupfer, Silber und Gold ein. Jetzt sind wir nun auf dem großen Kap angekommen, wo die Hottentotten wohnen. Diese Völker scheinen nicht von den Kindern Brama's abzustammen. Die Natur gab hier den Weibern eine Schürze, die durch ihre Haut gebildet wird [48]). Sie

gehen übrigens so nackt wie die Männer, eine Sitte, die freilich sehr natürlich ist, die ich indessen weder für anständig, noch für zweckmäßig halten kann. Ein Hottentotte ist übel daran; ihm bleibt nichts mehr zu wünschen übrig, wenn er seine Hottentottin von allen Seiten besehen hat; er kennt nicht den Reiz der Hindernisse, und damit fällt alles Anziehende für ihn weg. Die langen Kleider unsrer Hindu-Weiber beurkunden einen weit überlegnen Geist. Ich bin überzeugt, derselbe weise Inder, dem wir das Schach- und das Triktrakspiel verdanken, erfand auch zu unsrer Glückseligkeit den züchtigen Anzug der Damen.

Wir verweilen zwei Tage auf diesem Kap, welches eine Grenze der Welt ist und das Morgenland vom Abendlande zu trennen scheint. Je mehr ich über die Farbe dieser Leute nachdenke, so wie über das Gegurgel, vermittelst dessen sie sich in Ermangelung einer artikulirten Sprache verständlich machen, über ihren ganzen Körperbau, über die Schürze ihrer Weiber endlich, um so mehr bestärkt mich dies Alles in der Ueberzeugung, daß dies Geschlecht unmöglich mit uns gleichen Ursprung haben kann.

Unser Almosenier behauptet, daß die Hottentotten, die Neger und die Portugiesen sammt und sonders von demselben Urvater abstammen. Diese Vorstellung ist höchst lächerlich. Eben so gern will ich glauben, daß die Hühner, die Bäume und Pflanzen hier zu Lande von den Hühnern, Bäumen und Pflanzen zu Benares oder Peking abstammen.

XIX.

Fünfter Brief

Amabed's.

Am 16. Abends auf dem Cap der guten Hoffnung.

Was man nicht Alles erleben muß! Der Schiffshauptmann luſtwandelte mit Augenluſt und mir auf der Abplattung eines Berges, an deſſen Fuße das Mittagsmeer ſeine Wogen bricht. Mittlerweile führt der Almoſenier Famolto unſre junge Dera in aller Stille in ein neuerbautes Häuschen, das ſie hier zu Lande eine Schenke nennen. Das arme Mädchen denkt an nichts Arges und hegt durchaus keine Furcht vor dem Almoſenier, weil er kein Dominikaner iſt. Plötzlich hören wir ein verworrenes Geſchrei. Stell Dir nur vor, der Pater Fatutto war über dieſe Zuſammenkunft eiferſüchtig geworden. Voller Wuth drang er mit Gewalt in die Schenke ein. Gleichfalls von Eiferſucht geſtachelt kommen noch zwei Matroſen dazu. Eine entſetzliche Leidenſchaft, die Eiferſucht! Die beiden Matroſen und die beiden Prieſter hatten viel von dem Getränk zu ſich genommen, das nach ihrem Vorgeben ihr Noah und nach unſrer Ueberlieferung Bacchus erfunden haben ſoll; ein unheilvolles Geſchenk, das vielleicht ganz heilſam ſein könnte, wenn man es nicht gar zu leicht mißbrauchte. Die Europäer behaupten, dies Gebräu ſchärfe ihren Geiſt; doch wie iſt das möglich, da es ſie der Vernunft beraubt?

Die beiden Seeleute und die beiden europäiſchen Bonzen verſetzten ſich die entſetzlichſten Püffe und Knüffe;

ein Matroſe ſchlug auf den Fatutto los, der wieder auf den Almoſenier, und dieſer Franziskaner auf den andern Matroſen, der ſeinerſeits auch Alles, was er empfing, mit Zinſen wieder austheilte. Jeden Augenblick gewann der Kampf eine andre Geſtalt, bald ſtanden Zwei gegen Zwei, bald Drei gegen Einen, und dann wieder Jeder gegen Alle. Jeder fluchte und ſchwor, Jeder wollte unſre unglückliche Dera feſthalten oder an ſich reißen, während das arme Mädchen mit dem herzzerreißendſten Geſchrei die Luft erfüllte.

Auf den Lärm eilte der Schiffshauptmann herbei. Ohne alles Anſehen der Perſon droſch er auf alle vier Kämpfer los, und um Dera in Sicherheit zu bringen, nahm er ſie mit in ſein Quartier, wo ſie ſeit zwei Stunden mit ihm eingeſchloſſen iſt. Mittlerweile verſammelten ſich die Offiziere und Reiſenden, lauter ſehr höfliche Leute, um uns und verſicherten uns, unfehlbar werde der Vicegott, ſobald wir nur erſt in Rom wären, die beiden Mönche (ſo nennt man ſie hier) ſtreng beſtrafen.

Nach zwei Stunden kam der Schiffshauptmann mit Dera wieder zum Vorſchein und ſtellte ſie mit vielen Höflichkeitsbezeigungen meiner theuern Adate, die darüber ſehr erfreut war, wieder zur Verfügung.

O Brama! welche ſeltſame Dinge erlebt man doch auf Reiſen und wie weiſe thäte man, zeitlebens daheim zu bleiben!

XX.

Sechster Brief

Amabed's während der Reise.

Ich schrieb Dir nicht seit dem Abenteuer unsrer kleinen Dera. Der Schiffshauptmann bezeigte ihr während der Fahrt fortwährend das ausgezeichnetste Wohlwollen. Ich fürchtete sehr, er möchte auch seine Höflichkeit gegen meine Frau verdoppeln, doch sie hat vorgegeben, seit vier Monaten gesegneten Leibes zu sein, und die Portugiesen halten es für ein großes Verbrechen, eine Frau in solchen Umständen zu beunruhigen. Das ist doch wenigstens eine gute Gewohnheit, welche die Ehre meiner Abate gegen jeden Angriff sichert. Dem Dominikaner ist streng verboten, sich je vor uns sehen zu lassen, und er hat sich dem Befehle gefügt.

Einige Tage nach dem Auftritt in der Schenke kam der Franziskaner, um uns um Verzeihung zu bitten. Ich nahm ihn bei Seite und fragte ihn, wie er sein Gelübde der Keuschheit so ganz und gar habe aus den Augen setzen können. „Es ist wahr," sprach er, „ich habe dies Gelübde gethan; allein wenn ich gelobt hätte, mein Blut solle nicht länger in meinen Adern fließen und meine Nägel und Haare nicht mehr wachsen, so wirst Du zugeben, daß ich das Versprechen nicht erfüllen könnte. Statt uns das Gelübde der Keuschheit abzunehmen, sollte man uns zur Enthaltsamkeit zwingen, indem man mit allen Mönchen verführe, wie einst der heilige Origines mit sich selbst. So lange ein Vogel seine Federn hat, fliegt er; das einzige Mittel, einem Hirsche das Laufen zu wehren, ist, ihm die Läufe ab-

zuſchneiden. Sei feſt überzeugt, daß faſt alle unbeweibte und dabei kräftige Prieſter wie ich ſich wider ihren Willen Ausſchweifungen hingeben, vor denen die Natur ſchaudert, und dann gehen ſie hin und feiern die heiligen Myſterien."

Ich habe in der Unterhaltung mit dieſem Mann viel gelernt. Er hat mich mit allen Myſterien ſeiner Religion bekannt gemacht, die mich in nicht geringe Verwunderung ſetzten. „Der ehrwürdige Pater Fatutto," ſprach er, „iſt ein Schelm, der kein Wort von alle dem glaubt, was er lehrt. Was mich betrifft, ſo hege ich ſtarke Zweifel; doch ich verbanne ſie, ich lege mir eine Binde um die Augen, ich dränge meine Gedanken zurück und gehe, ſo gut ich kann, auf der Laufbahn, die ich einmal betreten, vorwärts. Alle Mönche ſind auf dieſe Wahl angewieſen: entweder wird ihnen durch Unglauben ihr Beruf zum Gräuel, oder die Dummheit macht ihnen denſelben erträglich.

Sollteſt Du es glauben, daß er nach dieſen Geſtändniſſen mir den ernſteſten Vorſchlag machte, zum Chriſtenthum überzutreten? Wie kannſt du, erwiderte ich ihm, mich zu einer Religion bereden wollen, an die du ſelbſt nicht glaubſt? wie kannſt du dies einem Menſchen vorſchlagen, der durch ſeine Geburt der älteſten Religion der Welt angehört, einem Menſchen, deſſen Kultus bereits 115,300 Jahre zum allerwenigſten beſtand, ehe es Franziskaner in der Welt gab?

„Ach, mein lieber Inder," ſprach er, „gelänge es mir, dich und die ſchöne Adate zu Chriſten zu machen, ſo würde ich dadurch den ſchuftigen Dominikaner, der nicht an die unbefleckte Empfängniß der heiligen Jungfrau glaubt, zu Tode ärgern. Du wärſt dann der

Schöpfer meines Glücks, ich könnte Obispo werden; es wäre eine gute Handlung, für die Gott dir Dank wissen würde."

Du siehst, göttlicher Schastasid, man findet unter diesen europäischen Barbaren Leute, die aus Irrthum, Schwäche, Lüsternheit und Dummheit zusammengesetzt sind, und wieder andre, die sich als beharrliche, verhärtete Schurken bewähren. Ich theilte Augenlust den Inhalt jenes Gesprächs mit; sie lächelte mitleidig darüber. Wer hätte glauben sollen, daß es uns vorbehalten sei, auf einem Schiffe längs der afrikanischen Küste hinsegelnd, die Menschen kennen zu lernen!

XXI.

Siebenter Brief

Amabed's.

Welch ein herrliches Land sind diese südlichen Küsten! Aber welche abscheuliche Bewohner! wie roh und viehisch! Je mehr die Natur für uns gethan hat, um so weniger thun wir für sie. Jede Kunst ist allen diesen Völkern gänzlich unbekannt; es ist eine große Frage bei ihnen, ob sie von den Affen abstammen oder die Affen von ihnen. Unsre Weisen sagen, der Mensch sei das Ebenbild Gottes: in der That ein allerliebstes Ebenbild des ewigen Wesens mit schwarzer platter Nase und einem Fünkchen mehr oder weniger Menschenverstand! Einst kommt ohne Zweifel eine Zeit, wo auch diese Geschöpfe gelernt haben werden, das Land zu bauen, ihre Häuser und Gärten zu verschönern und die Bahnen der Sterne zu kennen. Alles will seine Zeit haben.

Der Schiffshauptmann kaufte auf einer Küste, die sie Angola nennen, sechs Neger um den gewöhnlichen Preis von sechs Ochsen. Das Land muß weit stärker bevölkert sein, als das unsre, da man die Menschen so wohlfeil verkauft. Und doch wie verträgt sich nur eine so starke Bevölkerung mit so großer Unwissenheit?

Wir haben einige Spielleute auf dem Schiffe. Der Schiffshauptmann befahl ihnen, einen Tanz aufzuspielen, und alsbald fingen die armen Neger, fast eben so taktmäßig wie unsre Elephanten, an zu tanzen. Ist's nur möglich, daß sie bei solcher Neigung zur Musik nicht auf die Erfindung einer Art Geige, ja nicht einmal des Dudelsacks verfielen? Du wirst mir antworten, großer Schastasid, daß selbst die natürlichen Anlagen und der Kunstfleiß der Elephanten es nicht dahin gebracht hat und daß man die Zeit abwarten muß. Dagegen läßt sich freilich nichts einwenden.

XXII.

Achter Brief

Amabed's.

Das Jahr ist kaum verflossen und schon liegen wir hier im Angesicht von Lissabon auf dem Tajofluß vor Anker, dessen Wogen von Alters her in dem Rufe stehen, Gold mit sich zu führen. Wenn dem so ist, warum unternehmen denn die Portugiesen so weite Fahrten, um es aufzusuchen? Alle Leute in Europa antworten, daß man nie genug davon haben kann.

Lissabon ist, wie Du mir gesagt hattest, die

Hauptſtadt eines ſehr kleinen Königreichs. Es iſt das Vaterland jenes Albuquerque, der uns ſo viel Böſes zugefügt hat. Ich geſtehe, ich finde doch etwas Großartiges in der Thatkraft dieſer Portugieſen, die einen Theil unſers ſchönen Landes unterjochten. Jedenfalls muß die Begierde nach Pfeffer Ausdauer und Muth verleihen.

Ich hoffte, mit Augenluſt die Stadt zu beſehen, allein man hat es uns nicht erlaubt, weil wir Gefangene des Vicegottes ſind und weil wir Alle, der Dominikaner Fatutto, der Franziskaner-Almoſenier Famolto, Dera, Abate und ich in Rom gerichtet werden ſollen.

Man hat uns auf ein andres Schiff gebracht, das nach der Stadt des Vicegottes unter Segel geht.

Der Schiffshauptmann iſt ein alter Spanier und in jeder Hinſicht das Gegentheil jenes Portugieſen, der uns ſo höflich behandelte. Er redet nur in einzelnen Sylben und das noch dazu ſehr ſelten. An ſeinem Gürtel trägt er an einander gereihte kleine Kugeln, die er unaufhörlich zählt. Man rühmt das als ein Zeichen großer Tugend.

Dera ſehnt ſich ſehr nach unſerm frühern Schiffshauptmann zurück, den ſie weit artiger fand. Man hat dem Spanier einen ungeheuren Stoß Papiere zugeſtellt, um unſern Proceß am römiſchen Hofe zu „inſtruiren“. Ein Schreiber des Schiffs las mit lauter Stimme daraus vor. Er behauptet, der Pater Fatutto werde verurtheilt werden, auf einer Galeere des Vicegottes zu rudern, und den Pater Famolto werde man auspeitſchen, ſobald man an Ort und Stelle ſei. Die ganze Mannſchaft theilte dieſe Anſicht; der Schiffs-

hauptmann verschloß die Papiere, ohne ein Wort dazu zu sagen.

Wir lichten die Anker. Möge Brama sich unsrer erbarmen und Dich mit seiner Gnade überschütten. Brama ist gerecht; aber sehr seltsam bleibt es doch, daß ich ein Sohn des Ganges in Rom soll über mich Recht sprechen lassen. Man versichert indessen, daß schon mehr als einem Fremden dasselbe begegnet ist.

XXIII.

Neunter Brief

Amabed's.

Nichts Neues. Die ganze Mannschaft ist schweigsam und mürrisch, wie der Hauptmann. Du kennst das indische Sprichwort: „Wie der Hirt, so die Heerde [49])."

Wir segelten durch ein Meer, das von zwei Bergen eingeschlossen und nur 9000 Schritt breit ist, und kamen dann in ein andres voller Inseln. Eine darunter ist sehr merkwürdig; sie wird von christlichen Priestern regiert, die einen kurzen Rock und einen Hut tragen und ein Gelübde gethan haben, Jeden umzubringen, der eine Mütze und einen Kaftan trägt [50]). Sie dürfen auch predigen.

Wir lagen dann auch vor einer weit größern und recht hübschen Insel vor Anker, die man Sicilien nennt. Vor Alters soll sie noch viel schöner gewesen sein; man spricht von herrlichen Städten, wovon man jetzt nur noch die Trümmer sieht. Sie wurde von Göttern, Göttinnen, Riesen und Helden bewohnt. Der Blitz

wurde dort geſchmiedet, und eine Göttin, Namens Ceres, begnadigte das Land mit reichen Aernten. Der Vicegott hat das jetzt Alles anders eingerichtet; man ſieht jetzt daſelbſt ſehr viele geiſtliche Aufzüge und Beutelſchneider.

XXIV.

Zehnter Brief

Amabed's.

Endlich ſind wir nun in dem heiligen Lande des Vicegottes. Ich hatte in dem Buche des Almoſeniers geleſen, dies Land beſtehe ganz aus Gold und Azur, die Mauern aus Smaragden und Rubinen, die Bäche aus Oel, die Quellen aus Milch, und die Felder ſeien mit Weinſtöcken bedeckt, an denen jede Rebe 100 Faß Wein liefre [51]). Vielleicht finden wir das Alles, wenn wir erſt in die Nähe von Rom kommen.

Wir landeten mit vieler Mühe in einem kleinen, ſehr unbequemen Hafen, den man die alte Stadt [52]) nennt. Er iſt dem Verfall nahe und führt ſeinen Namen mit der That.

Behuf unſrer weitern Fortſchaffung ſetzte man uns auf Karren, die von Ochſen gezogen wurden. Die Ochſen müſſen weit her kommen, denn das Land zur Rechten und Linken iſt unbebaut. Man ſieht nur verpeſtete Sümpfe und dürres Heideland. Unterwegs begegneten uns viele Leute ohne Hemd, die nur mit einem zerlumpten Mantel ihre Blöße bedeckten und uns im ſtolzen Ton um Almoſen anſprachen. Sie leben, wie man uns ſagte, nur von kleinen ſehr platten Broden, die

man ihnen jeden Morgen umſonſt liefert, und ſtillen ihren Durſt nur mit Weihwaſſer.

Ohne dieſe Bettlerhorden, die 5 oder 6000 Schritt weit laufen, um durch ihr Gewinſel den dreißigſten Theil einer Rupie zu erbeuten, wäre dies Land eine abſcheuliche Wüſte. Ja man verſichert uns, daß Jeder, der bei Nacht durchreiſt, in Lebensgefahr ſchwebt. Augenſcheinlich iſt Gott ſehr böſe auf ſeinen Stellvertreter, daß er ihm ein Land giebt, welches eine wahre Kloake der Natur iſt. Man ſagt mir, daß dieſe Gegend einſt ſehr ſchön und fruchtbar geweſen und erſt ſo elend geworden iſt, ſeit jene Stellvertreter ſie in Beſitz nahmen.

Ich ſchreibe Dir, weiſer Schaſtaſid, auf meinem Karren, um mir die Zeit zu vertreiben. Adate iſt voller Verwundrung über Alles, was ſie ſieht. Den nächſten Brief ſchreibe ich Dir in Rom.

XXV.

Elfter Brief

Amabed's.

Wir haben das Ziel erreicht, wir ſind da, ſind in der Stadt Rom. Geſtern Morgen, am 3. des Mondes des Schafs, oder nach der hier üblichen Zeitrechnung am 15. März 1513 kamen wir an. Gleich bei unſrer Ankunft erlebten wir grade das Gegentheil von dem, was wir erwartet hatten. Kaum waren wir durch das ſogenannte St. Pancratiusthor [53]) in die Stadt eingezogen, ſo begegneten uns zwei Schaaren von Geſpenſtern, wovon die Einen wie unſer Almoſenier und

die Andern wie der Pater Fatutto gekleidet waren. Beiden wurde eine Fahne voran getragen, ſo wie auch ein großer Stock mit dem Bilde eines nackten Mannes in der nämlichen Stellung wie in Goa. Sie gingen paarweiſe und ſangen eine Melodie, die eine ganze Provinz hätte zum Gähnen bringen können.

Als der Zug unſre Karren erreicht hatte, ſchrie die eine Bande: „Es iſt der heilige Fatutto!“ die andre: „Es iſt der heilige Famolto!“ Man küßte ihre Gewänder, das Volk fiel auf die Knie. „Wie viel Inder habt ihr bekehrt, ehrwürdiger Vater?“ „Funfzehntauſend ſiebenhundert,“ ſprach der Eine, „Elftauſend neunhundert,“ der Andre. „Gelobt ſei die heilige Jungfrau!“ Jedermann hatte die Augen auf uns gerichtet, von allen Seiten wurden wir umdrängt. „Sind das eure Neubekehrten, ehrwürdiger Pater?“ „Ja, wir haben ſie getauft.“ „Wahrhaftig, ſie ſind allerliebſt; Ehre ſei Gott in der Höhe! Ehre ſei Gott in der Höhe!“

Der Pater Fatutto und der Pater Famolto wurden, Jeder von ſeiner Bande, in ein prächtiges Haus geführt. Wir begaben uns in den Gaſthof und der Pöbel drängte ſich uns nach. Von allen Seiten erſcholl der Ruf: „Cazzo, cazzo!“ man überhäufte uns mit Segensſprüchen, küßte uns die Hände und ſagte meiner geliebten Adate, Dera und mir tauſend Schmeicheleien. Wir konnten vor Verwundrung gar nicht zu uns ſelbſt kommen.

Kaum waren wir in unſrem Gaſthofe, ſo erſchien ein Mann in violettem Talar nebſt zwei andern in ſchwarzem Mantel, um uns wegen unſrer Ankunft Glück zu wünſchen. Das Erſte, was er that, war, daß er uns von Seiten der Propaganda Geld anbot, falls

wir dessen bedürften. Ich weiß nicht, was es mit dieser Propaganda für eine Bewandtniß hat, antwortete ihm jedoch, daß wir noch Geld genug hätten, einer ziemlichen Menge von Diamanten nicht zu gedenken. In der That hatte ich Sorge getragen, meine Börse und eine Dose mit geschliffenen Steinen beständig in meinen Unterbeinkleidern verborgen zu halten. Auf jenen Bescheid nun warf sich der violette Mann fast vor mir zu Boden und behandelte mich von jetzt an als Excellenz. „Ist ihre Excellenz, die Signora Adate, nicht sehr ermüdet von der Reise? Beliebt ihr nicht, sich niederzulegen? Ich fürchte sie zu belästigen, doch stehe ich jederzeit zu ihrem Befehl. Signor Amabed kann über mich verfügen, ich werde ihm einen Cicerone [54]) senden, der jedes Winks gewärtig sein wird. Excellenza haben nur zu befehlen. Wollen sie Beide, wenn sie der Ruhe gepflegt, mir die Ehre erzeigen, eine Erfrischung bei mir einzunehmen? Ich werde die Ehre haben, Ihnen meine Kutsche zu senden."

Man muß gestehen, göttlicher Schastasid, daß die Chinesen nicht höflicher sind, als diese abendländische Nation. Der Herr zog sich zurück. Die schöne Adate schlief sechs Stunden und ich gleichfalls. Mit Einbruch der Nacht kam die Kutsche, um uns abzuholen. Wir fuhren nach dem Hause jenes höflichen Mannes. Seine Zimmer waren glänzend erleuchtet und mit Gemälden verziert, die weit schöner waren, als jenes Bild des nackten Mannes, das wir in Goa gesehen. Eine zahlreiche Gesellschaft überhäufte uns mit Liebkosungen, konnte sich nicht genug verwundern, daß wir Inder wären, wünschte uns Glück wegen unsrer vermeinten Taufe und erbot sich zu allen möglichen Dienstleistun-

gen, so lange es uns gefallen würde in Rom zu verweilen.

Wir wollten den Pater Fatutto zur Rechenschaft gezogen wissen, doch man ließ uns darüber nicht zu Worte kommen. Endlich wurden wir heimgeleitet, ganz erstaunt und verwirrt über solch eine Aufnahme, die uns völlig unbegreiflich scheint.

XXVI.

Zwölfter Brief

Amabed's.

Wir empfingen heute zahllose Besuche, und eine Fürstin von Piombino [55]) sandte zwei Stallmeister, um uns zum Mittagsessen einzuladen. In einem prächtigen Wagen fuhren wir hin. Der Violette fand sich gleichfalls ein. Ich erfuhr, daß er einer jener Herren, das heißt, jener Diener des Vicegottes sei, die man die Vorgezogenen, Prelati, nennt.

Man kann sich keine liebenswürdigere, artigere Frau denken, als die Fürstin Piombino. Sie ließ mich bei Tisch an ihrer Seite Platz nehmen. Unser Widerwille, von den römischen Tauben und Rebhühnern zu essen, kam ihr sehr sonderbar vor. Der Vorgezogene aber behauptete, da wir getauft seien, müßten wir auch Rebhühner essen und Montepulciano-Wein trinken; alle Vicegötter machten es eben so, und das sei eben ein wesentliches Merkmal eines wahren Christen.

Die schöne Abate antwortete mit ihrer gewöhnlichen Offenheit, sie sei keine Christin, sie sei im Ganges

getauft. „Ei, mein Gott, Signora!“ ſprach der Vorgezogene, „ob im Ganges, oder in der Tiber, oder in einem Bade, was kommt darauf an? Genug Sie gehören zu den Unſrigen. Der Pater Fatutto hat Sie bekehrt, das iſt eine Ehre für uns, die wir uns nicht wollen entgehen laſſen. Sehen Sie nur, welche große Vorzüge doch unſre Religion vor der Ihrigen hat.“ Und mit den Worten bedeckte er unſre Teller mit gebratenen Hühnerflügeln. Die Prinzeſſin trank auf unſre Geſundheit und auf unſer Seelenheil. Man nöthigte uns mit ſolcher Anmuth, miſchte ſo viele witzige Reden ein, kurz man war ſo höflich, ſo aufgeräumt, ſo verführeriſch, daß wir endlich, Adate ſowohl als ich von dem geſellſchaftlichen Frohſinn wie behext (Brama möge es uns verzeihen!), tapfer darauf los aßen, mit dem feſten Vorſatz übrigens, uns gleich nach unſrer Rückkehr bis an die Ohren im Ganges zu baden, um die Sünde abzuſpülen. Man zweifelte keinen Augenblick an unſerm Chriſtenthum. „Der Pater Fatutto,“ ſprach die Prinzeſſin, „muß doch ein großer Heidenbekehrer ſein; ich hätte Luſt, ihn zu meinem Beichtvater anzunehmen.“ Mein armes Weib und ich errötheten und ſchlugen die Augen nieder.

Einige Male gab Signora Adate zu verſtehen, wir ſeien gekommen, um uns vor den Richterſtuhl des Vicegottes zu ſtellen, und ſie habe ſehr große Luſt, ihn zu ſehen. „Es giebt für den Augenblick keinen,“ ſprach die Prinzeſſin, „er iſt todt und man iſt eben damit beſchäftigt, einen andern zu wählen. Sobald das geſchehen iſt, wird man Euch Sr. Heiligkeit vorſtellen. Ihr werdet Zeugen der erhabenſten Feierlichkeit ſein, die man auf Erden ſehen kann, und nicht blos Zeugen, ſondern

die ſchönſte Zierde derſelben.“ Adate gab eine verſtändige Antwort und die Prinzeſſin faßte eine gewiſſe Zune gung zu ihr.

Gegen das Ende der Mahlzeit gab man uns eine Muſik zum Beſten, die, wenn ich es aufrichtig ſagen darf, vor der in Benares und Madura den Vorzug verdiente.

Nach Tiſch ließ die Prinzeſſin vier vergoldete Wagen anſpannen. Wir mußten uns mit in den ihrigen ſetzen. Sie zeigte uns hierauf eine Menge ſchöner Gebäude, Bildſäulen und Gemälde. Abends wurde getanzt. Ich verglich im Stillen dieſe herrliche Aufnahme mit dem abſcheulichen Kerker, worin man uns in Goa eingeſperrt hatte, und begriff kaum, wie dieſelbe Regierung, dieſelbe Religion ſich in Rom ſo ſanft und reizend zeigen und in der Ferne ſo entſetzliche Gräuel verüben könne.

XXVII.

Dreizehnter Brief

Amabed's.

Während dieſe Stadt ſich in eine Menge geheimer und offenbarer Parteien ſpaltet, um einen neuen Vicegott zu wählen, während dieſe Parteien trotz des giftigen Haſſes, der ſie beſeelt, ſich äußerlich mit einer Höflichkeit behandeln, die der Freundſchaft gleicht; während das Volk die Väter Fatutto und Famolto als Günſtlinge des Himmels anſieht; während man endlich uns ſelbſt noch immer mit ehrfurchtsvoller Neugier umdrängt, ſtelle ich, theurer Schaſtaſid, meine Betrachtungen über die römiſche Regierung an.

Ich vergleiche ſie mit dem Gaſtmahl, das uns die Fürſtin Piombino gab. Der Geſellſchaftsſaal war ſauber, bequem und zierlich geſchmückt; Gold und Silber glänzten auf den Schenktiſchen; Frohſinn, Geiſt und Anmuth beſeelten die Gäſte. In den Küchen aber floſſen Blut und Fett; die Häute der vierfüßigen Thiere, die Federn der Vögel und ihre Eingeweide, die unordentlich durcheinander geworfen umherlagen, empörten das Herz und verbreiteten einen häßlichen Geruch.

Dieſelbe Bewandtniß ſcheint es mir mit dem römiſchen Hofe zu haben. Höflich und einſchmeichelnd daheim, zeigt er ſich auswärts feindſelig und tyranniſch. Wenn wir davon ſprechen, daß wir uns gegen Fatutto Recht zu verſchaffen hoffen, lacht man uns höflich ins Geſicht und ſtellt uns vor, daß wir über ſolche Kleinigkeiten erhaben ſind, daß die Regierung uns zu ſehr achtet, um uns durch irgend eine neue Maßregel an jenen Narrenſtreich zu erinnern; daß die Fatutto's und Famolto's eine Art Affen ſind, die ſorgfältig darauf abgerichtet werden, den Pöbel durch ihre Kunſtſtückchen zu unterhalten; und man ſchließt dann jedesmal mit Betheurungen unwandelbarer Hochachtung und Freundſchaft. Was ſollen wir dabei thun, großer Schaſtaſid? Ich glaube, das Vernünftigſte iſt, zu lachen, wie die Andern, und höflich zu ſein, wie ſie.

Ich will Rom zum Gegenſtand meines Studiums machen, es iſt wohl der Mühe werth.

XXVIII.

Vierzehnter Brief

Amabed's.

Zwiſchen meinem letzten Briefe und dem heutigen liegt ein ziemlich langer Zeitraum. Ich habe ſeitdem durch Bücher, eigne Anſchauung, Geſpräche und Nachdenken Mancherlei gelernt. Ich ſchwöre Dir, nie gab es auf Erden einen grenzenloſern Widerſpruch als zwiſchen der römiſchen Regierung und der römiſchen Religion. Ich ſprach geſtern mit einem Theologen des Vicegottes darüber. Ein Theolog iſt an dieſem Hofe, was in einem Hauſe die gemeinſten Diener ſind; ſie verrichten die niedrigſten Geſchäfte, ſchaffen den Kehricht fort, und wenn ſie einen Lumpen darin finden, der noch zu etwas tauglich iſt, ſo legen ſie ihn auf den Nothfall bei Seite.

Ich ſagte ihm: „Euer Gott iſt in einem Stalle, zwiſchen einem Ochſen und einem Eſel geboren; in Armuth iſt er aufgewachſen, arm hat er gelebt und arm iſt er geſtorben; ſeinen Jüngern hat er die Armuth ausdrücklich zur Pflicht gemacht; er hat ihnen erklärt, unter ihnen ſolle keiner weder der Erſte noch der Letzte ſein, und wer den Andern befehlen wolle, müſſe ihnen dienen [56]). Indeſſen ſehe ich, daß hier von Allem, was euer Gott befiehlt, genau das Gegentheil geſchieht. Die Form eurer Gottesverehrung ſelbſt weicht von der ſeinigen ab; ihr verpflichtet die Menſchen, Dinge zu glauben, von denen er kein Wort geſagt hat."

„Das iſt Alles ſehr wahr," entgegnete jener; „unſer Gott hat unſern Herren nicht ausdrücklich befohlen,

ſich auf Koſten der Völker zu bereichern und das Eigenthum ihres Nächſten zu berauben; wohl aber hat er es dem Sinne nach geboten. Er iſt zwiſchen einem Ochſen und einem Eſel geboren; allein drei Könige kamen, um ihn in einem Stalle anzubeten. Die Ochſen und Eſel ſtellen die Völker vor, die wir belehren, und unter den drei Königen ſind ſämmtliche Monarchen zu verſtehen, die uns zu Füßen liegen. Seine Jünger lebten in Dürftigkeit, folglich können unſre Herren jetzt nicht Geld genug haben; denn wenn die erſten Vicegötter mit einem Thaler auskamen, ſo reichen dagegen die dermaligen kaum mit 10 Millionen Thalern aus. Arm ſein aber heißt, eben nur das Nothwendige beſitzen; folglich erfüllen unſre Herren, deren Einkommen noch nicht einmal zu ihrer Nothdurft ausreicht, das Geſetz der Armuth aufs Gewiſſenhafteſte.

„Was die Glaubensſätze betrifft, ſo ſchrieb unſer Gott nie eine Zeile, wir aber können ſchreiben; uns liegt es alſo ob, die Glaubensſätze niederzuſchreiben, und wirklich haben wir ſie nach und nach zu Stande gebracht, wie das Bedürfniß es heiſchte. So machten wir z. B. die Ehe zum ſichtbaren Zeichen einer unſichtbaren Sache. Die Folge davon iſt, daß alle Eheproceſſe aus allen Winkeln Europa's vor unſerm Richterſtuhl in Rom anhängig gemacht werden, da wir allein unſichtbare Dinge ſehen können. Das iſt eine treffliche Quelle unſers Reichthums, der in unſre heilige Finanzkammer fließt, um den Durſt unſrer Armuth zu ſtillen.“

Ich fragte ihn, ob der heiligen Kammer nicht noch andre Hülfsquellen zu Gebote ſtänden. „Wir haben es nicht daran fehlen laſſen,“ erwiderte er; „wir wiſſen die Lebenden und die Todten auszubeuten. Sobald z. B.

eine Seele hinübergegangen ist, schicken wir sie in ein Krankenhaus, verschreiben ihr Arznei aus der Seelenapotheke, und Sie können kaum glauben, wie viel diese Apotheke uns einbringt [57]).“

Wie geht das zu, Monsignor? Die Börse einer Seele ist, sollte ich denken, in der Regel ziemlich schlecht versehen.

„Sehr richtig, Signor; aber die Seelen haben Verwandte, die sich freuen, wenn sie die todten Ihrigen aus dem Krankenhause erlösen und an einen angenehmern Ort bringen lassen können; es ist ein gar betrübter Zustand für eine Seele, eine ganze Ewigkeit hindurch Arznei schlucken zu müssen. Wir finden uns also mit den Lebenden ab; sie kaufen, je nach ihrem Vermögen, bald theurer, bald wohlfeiler, die Gesundheit ihrer verstorbenen Verwandten. Wir stellen ihnen Scheine für die Apotheke zu und ich versichere Sie, dies ist eine unsrer ergiebigsten Erwerbsquellen.“

— Aber Monsignor, wie bekommen die Seelen nur diese Scheine in die Hände? — Er fing an zu lachen. „Das ist die Sache der Verwandten,“ sprach er; „und dann sagte ich Ihnen nicht, daß wir mit unumschränkter Vollmacht über alle unsichtbare Dinge bekleidet sind?“

Dieser Monsignor scheint mir ein durchtriebner Kerl zu sein. Ich lerne durch seinen Umgang viel, und es ist mir, als wäre ich schon ein ganz andrer Mensch geworden.

XXIX.

Funfzehnter Brief

Amabed's.

Du mußt wiſſen, theurer Schaſtaſid, daß der Cicerone, den der Monſignor mir empfohlen hat und den ich ſchon in meinen frühern Briefen erwähnte, ein recht verſtändiger Menſch iſt, der den Fremden die Merkwürdigkeiten des alten und des neuen Rom zeigt. Die Stadt hat, wie Du ſiehſt, in alter und in neuer Zeit den Königen Geſetze vorgeſchrieben; die alten Römer aber erlangten ihre Macht durchs Schwert, die neuen dagegen durch die Feder. Die Kriegszucht bildete die Grundlage des Reichs der Cäſaren, deren Geſchichte Du kennſt; ein Reich andrer Art gründeten ſich vermittelſt der Mönchszucht jene Vicegötter, die man Päpſte nennt. Wo man einſt Triumphe ſah, ſieht man jetzt Proceſſionen. Die Ciceronen erklären das Alles den Fremden, die ſie zugleich mit Büchern und mit Mädchen verſorgen. Was mich betrifft, ſo glaubſt Du wohl, daß ich, ſo jung ich auch bin, meiner Abate nicht untreu werden will, ſondern mich auf die Bücher beſchränke. Beſonders mache ich die Religion des Landes zu meinem Studium, was mir viel Unterhaltung gewährt.

Ich las mit meinem Cicerone die Lebensgeſchichte des hier zu Lande angebeteten Gottes. Sie iſt im höchſten Grade merkwürdig. Er war ein Mann, der mit einem Worte Feigenbäume verdorren machte [58]), Waſſer in Wein verwandelte [59]) und Schweine erſäufte [60]). Er hatte viele Feinde; ſein Geburtsort war, wie Du weißt, ein Flecken, der dem Kaiſer von Rom gehörte.

Seine Feinde waren boshaft; sie fragten ihn einst, ob sie dem Kaiser Zins geben sollten. Er antwortete: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist[61].“ Diese Antwort scheint mir sehr vernünftig. Ich sprach noch mit meinem Cicerone darüber, als zufällig jener Monsignor eintrat. Ich sagte ihm viel Liebes und Gutes über seinen Gott und bat ihn, mir zu erklären, in welchem Sinne seine Finanzkammer jenes Gebot befolge, indem sie Alles für sich nehme und dem Kaiser nichts abgebe. Denn Du mußt wissen, daß die Römer neben ihrem Vicegott noch einen Kaiser haben, dem sie sogar den Titel eines römischen Königs beilegen. Höre aber nur, was der schlaue Mann mir antwortete.

„Allerdings haben wir einen Kaiser; allein er ist es nur im Bilde; er ist aus Rom verbannt; er kann nicht ein einziges Haus in der Stadt sein eigen nennen. Wir lassen ihn an einem großen Flusse wohnen, der vier Monate im Jahre zugefroren ist, in einem Lande, dessen Sprache unsre Ohren zerreißt. Der wahre Kaiser ist der Papst, da er in der Hauptstadt des Reichs herrscht. Gebt dem Kaiser heißt also nichts Andres, als: gebt dem Papst; und gebt Gott heißt wieder nichts Andres, als: gebt dem Papst, da er ja in der That der Stellvertreter Gottes ist. Ihm allein ist die Gewalt über alle Herzen und alle Börsen verliehen. Wenn der andre Kaiser, der an dem großen Flusse wohnt, nur ein Wort dagegen einzuwenden wagte, würden wir alle Bewohner der Ufer jenes Flusses, meistens ungeschlachte Leiber ohne Geist, gegen ihn aufhetzen, und die andern Könige gegen ihn in Waffen bringen, die sich dann in seine Beute mit uns theilen würden.“

Jetzt, göttlicher Schastasid, hast Du einen klaren

Begriff von dem Geiſte Rom's. Der Papſt iſt im Großen, was der Dalai-Lama im Kleinen iſt. Iſt er nicht unſterblich wie jener, ſo iſt er dafür allmächtig, ſo lange er lebt, was weit mehr ſagen will. Wenn man ihm bisweilen Widerſtand leiſtet, ihm Ohrfeigen giebt oder ihn ſogar in den Armen ſeiner Geliebten umbringt, wie denn das mitunter vorgefallen iſt [62]), ſo beeinträchtigen doch dergleichen kleine Unannehmlichkeiten ſeinen göttlichen Charakter nicht im Mindeſten. Man kann ihm 100 Hiebe mit dem Ochſenziemer geben, muß aber immer Alles glauben, was er ſagt. Der Papſt ſtirbt; das Papſtthum iſt unſterblich. Es hat bisweilen drei oder vier Vicegötter zugleich gegeben, die ſich ihre Würde ſtreitig machten, dann war die Göttlichkeit unter ihnen getheilt; jeder hatte etwas davon; jeder war unfehlbar für ſeine Partei.

Ich fragte den Monſignor, durch welche Kunſt ſein Hof die Herrſchaft über alle andre Höfe zu erlangen gewußt habe. „Für kluge Leute," erwiderte er, „iſt es keine große Kunſt, Dummköpfe am Narrenſeile zu führen." Ich wollte wiſſen, ob man ſich nie gegen die Entſcheidungen des Vicegottes aufgelehnt habe. Er geſtand, daß zu Zeiten Einzelne verwegen genug geweſen wären, die Augen zu öffnen, man habe ſie ihnen aber dann alsbald ausgeſtochen oder jene Elenden gleich von der Erde vertilgt, und bis jetzt hätten ſolche Widerſetzlichkeiten nur dazu gedient, die Unfehlbarkeit auf dem Throne der Wahrheit noch unerſchütterlicher zu befeſtigen.

Man hat jetzt endlich einen neuen Vicegott ernannt. Die Glocken läuten, die Trommeln werden gerührt, die Trompeten ſchmettern, die Kanonen donnern, und 100,000

brüllende Menschenstimmen antworten dem Lärm. Ich werde Dir Alles erzählen, was ich sehe und höre.

XXX.

Sechszehnter Brief

Amabed's.

Am 15. des Krokodilmonds oder nach hiesiger Zeitrechnung am 13. des Monats, der nach dem Planeten Mars benannt wird, wählte eine Anzahl rothgekleideter und von Gott erleuchteter Menschen den unfehlbaren Mann, der über mich, so wie über Augenlust in ihrer Eigenschaft als Apostata, Recht sprechen soll.

Dieser Gott auf Erden nennt sich Leone und ist der Zehnte dieses Namens. Er ist ein sehr hübscher Mann von vier oder fünf und dreißig Jahren und sehr liebenswürdigem Wesen. Die Weiber sind sämmtlich vernarrt in ihn. Er war mit einer häßlichen Krankheit behaftet, die bis jetzt fast nur in Europa bekannt ist, seit einiger Zeit jedoch von den Portugiesen auch nach Hindostan verpflanzt wurde. Man hoffte, er werde daran sterben, und deshalb eben wählte man ihn, damit der erhabene Platz bald wieder erledigt werde. Allein er ist wieder gesund geworden und lacht nun über seine Wähler ins Fäustchen [63]).

Seine Krönung übertraf an Pracht Alles, was man nur sehen kann. Er hat dabei fünf Millionen Rupien ausgegeben, um den Bedürfnissen seines Gottes, der doch bekanntlich so arm war, zu genügen. Ich konnte Dir während des Lärms aller dieser Feierlichkeiten nicht

ſchreiben; ſie folgten ſo ſchnell auf einander, wir mußten ſo viele rauſchende Vergnügungen mitmachen, daß an keine Muße zu denken war.

Der Vicegott Leone veranſtaltete Luſtbarkeiten, von denen Du Dir keine Vorſtellung machen kannſt; eine unter Anderm, die ſie Comedia nennen und die mir weit mehr gefällt, als alle übrigen zuſammen genommen. Es iſt eine Darſtellung des menſchlichen Lebens, ein lebendes Bild. Die Perſonen reden und handeln; ſie verfolgen ihre Zwecke, laſſen ihre Leidenſchaften walten und rühren die Seele der Zuſchauer.

Die Komödie, die ich vorgeſtern bei dem Papſte ſah, führt den Titel: Mandragora [64]). Der Held des Stückes iſt ein liſtiger junger Mann, der es auf die Frau ſeines Nachbars abgeſehen hat; er bewegt einen Mönch, ſo einen Fatutto oder Famolto, durch Beſtechung, ſeine Geliebte zu verführen und dem Ehemanne einen lächerlichen Fallſtrick zu legen. In dem ganzen Stück von Anfang bis zu Ende macht man ſich über die Religion luſtig, zu welcher ganz Europa ſich bekennt, deren Mittelpunkt Rom und deren Herrſcherſitz der päpſtliche Stuhl iſt. Solche Vergnügungen werden Dir vielleicht unanſtändig vorkommen, frommer, verehrter Schaſtaſid. Auch Augenluſt nahm ein Aergerniß daran; doch die Komödie iſt ſo allerliebſt, daß das Vergnügen über das Aergerniß den Sieg davon trug.

Gaſtmäler, Bälle, ſchöne Proceſſionen und Seiltänzervorſtellungen jagten einander. Die Bälle beſonders ſind ſehr ſpaßhaft; Jeder, der dazu eingeladen iſt, legt ein fremdes Kleid an und bindet ein Geſicht von Pappe über ſein eignes. Unter dieſer Verkleidung hält man Reden zum Todtlachen. Während der Mahlzeit fehlt

nie die bezauberndſte Muſik; kurz es iſt eine wahre Feenwirthſchaft.

Man erzählt, ein früherer Vicegott, der dritte Vorgänger Leone's, Namens Alexander VI., habe zur Hochzeitsfeier einer ſeiner natürlichen Töchter ein noch weit merkwürdigeres Feſt veranſtaltet: er ließ nämlich von funfzig völlig nackten Mädchen einen Tanz aufführen. Solche Tänze ſind unſern Bramanen nie in den Sinn gekommen. Du ſiehſt, wie jedes Land ſeine eignen Gebräuche hat.

Ich umarme Dich ehrfurchtsvoll, um mit meiner Adate zu tanzen. Möge Birma Dich mit ſeinem Segen überſchütten!

XXXI.

Siebenzehnter Brief

Amabed's.

Wahrhaftig, großer Bramine, nicht alle Vicegötter waren ſo kurzweilig, wie der jetzige. Es iſt ein Vergnügen, unter ſeiner Herrſchaft zu leben. Der letzt verſtorbene Julius II. hatte eine ganz andre Gemüthsart; das war ein alter unruhiger Soldat, der auf den Krieg verſeſſen war wie ein Narr; den ganzen Tag zu Pferde und den Helm auf dem Kopfe, theilte er Segensſprüche und Säbelhiebe aus, fiel ſeinen Nachbarn ins Land, übergab ihre Seelen der Verdammniß und ihre Leiber dem Tode, ſo viel er nur konnte, und ſtarb zuletzt an einem Anfall heftigen Zorns. Das muß ein verteufelter Vicegott geweſen ſein! Sollteſt Du wohl

glauben, daß er sich einfallen ließ, vermittelst eines Stücks Papier Könige ihres Reichs zu berauben? Auf diese Weise wollte er den König eines benachbarten recht schönen Landes, das sie Frankreich nennen, entthronen. Der König war ein ehrlicher Mann; hier gilt er freilich für einen Dummkopf, weil er kein Glück hatte. Dieser arme Fürst sah sich genöthigt, die gelehrtesten Männer seines Reichs zu versammeln, um sie zu fragen, ob er sich gegen einen Vicegott vertheidigen dürfe, der ihn auf dem Papiere entthronte [65]). Man muß doch in der That sehr gutherzig sein, um eine solche Frage zu thun. Ich bezeugte dem violetten Monsignor, der mir seine besondre Gunst zugewandt hat, meine Verwunbrung darüber. Ist es nur möglich, sagte ich, daß man in Europa so dumm ist? „Ich fürchte sehr," erwiderte er, „die Vicegötter werden die Gefälligkeit der Menschen so arg mißbrauchen, daß sie es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn jene endlich klug werden."

Höchst wahrscheinlich stehen also Revolutionen in der Kirche Europa's bevor. Befremden muß es Dich, mein gelehrter und scharfsichtiger Freund, daß unter dem Vicegott Alexander, der vor jenem Julius regierte, noch keine stattfanden. Er ließ ungestraft die Edelleute und kleine Fürsten in seiner Nachbarschaft erdolchen, hängen, ersäufen und vergiften; einen seiner fünf Bastarde brauchte er im Angesicht von ganz Italien als Werkzeug seiner zahllosen Verbrechen. Wie konnten nur die Völker in der Religion eines solchen Ungeheuers beharren! Es ist derselbe, der die funfzig Mädchen ohne alle überflüssige Hülle tanzen ließ. Solche Aergerniße mußten Verachtung einflößen, seine Unmenschlichkeit mußte tausend Dolche gegen ihn schärfen; und gleichwohl lebte

er hochgeehrt und umangefochten in ſeinem Pallaſte. Der Grund davon iſt meines Bedünkens der, daß die Prieſter bei allen ſeinen Verbrechen ihren Vortheil fanden und daß die große Maſſe der Völker nichts dabei verlor. Sobald man aber das Volk über die Gebühr ſchindet, wird es ſeine Ketten zerbrechen. Hundert Stöße mit dem Mauerbrecher vermochten den Koloß nicht zu erſchüttern; ein Kieſelſtein wird ihn zu Boden werfen. Das ſagen auch hier die tiefer ſehenden Leute, die ſich eines Blicks in die Zukunft rühmen.

Endlich ſind die Feſtlichkeiten vorüber und es war auch hohe Zeit. Nichts wird einem leichter zum Ueberdruß, als wenn ihrem Weſen nach außerordentliche Dinge durch zu häufige Wiederholung gemein werden. Nur die immer wiederkehrenden Bedürfniſſe vermögen uns täglich aufs neue zu vergnügen.

Ich empfehle mich Deinem heiligen Gebet.

XXXII.

Achtzehnter Brief

Amabed's.

Es hat dem Unfehlbaren gefallen, Augenluſt und mich ohne weitere Zeugen in ſeine erhabene Gegenwart zu berufen. Unſer Monſignor führte uns in ſeinen Pallaſt ein; dreimal mußten wir niederknien. Der Vicegott ſtreckte uns ſeinen rechten Fuß zum Kuß entgegen, wobei er ſich vor Lachen den Bauch hielt. Er fragte uns, ob der Pater Fatutto uns bekehrt habe und ob wir wirklich Chriſten ſeien. Meine Frau erwi-

derte, der Pater Fatutto sei ein unverschämter Böse-wicht, worauf der Papst noch herzlicher an zu lachen fing. Er gab meiner Frau und mir, jedem zwei Küsse.

Er nöthigte uns hierauf neben seinem Fußkußbettchen Platz zu nehmen und richtete mancherlei Fragen an uns, wie man in Benares einen Liebesantrag mache, in welchem Alter die Mädchen zu heirathen pflegten, ob der Oberbramine einen Harem habe und dergleichen mehr. Meine Frau erröthete; ich beantwortete seine Fragen mit ehrfurchtsvoller Bescheidenheit. Er verabschiedete uns darauf, wobei er uns noch sehr das Christenthum ans Herz legte, uns umarmte und uns zum Zeichen seines Wohlwollens kleine freundschaftliche Klappse versetzte.

Als wir sein Zimmer verließen, begegneten wir den Vätern Fatutto und Famolto, die uns den Saum unsrer Gewänder küßten. Im ersten Augenblick, der immer die Seele beherrscht, fuhren wir Beide schaudernd zurück; doch der Violette sagte: „Eure Bildung ist noch nicht vollendet. Tragt ja kein Bedenken, diesen guten Vätern tausend Liebkosungen zu erweisen; es ist hier zu Lande eine wesentliche Pflicht, seine Todfeinde zu umarmen. Ihr mögt sie vergiften lassen, wenn ihr könnt; einstweilen aber müßt ihr euch so freundschaftlich gegen sie bezeugen, wie nur irgend möglich.“ Ich umarmte sie demnach; Augenlust dagegen machte ihnen eine sehr kalte Verbeugung und Fatutto schielte sie von der Seite an, indem er sich bis auf die Erde neigte. Mir kömmt dies Alles wie ein Mährchen vor; wir kommen vor Verwundrung nicht zu uns selbst. Wahrhaftig, ich fange an zu zweifeln, ob sich in Madura besser leben läßt, als in Rom.

XXXIII.

Neunzehnter Brief

Amabed's.

An keine Gerechtigkeit gegen den Pater Fatutto zu denken!

Gestern plagte die Neugier unsre junge Dera, in einen kleinen Tempel zu gehen. Das Volk lag auf den Knien; ein prachtvoll gekleideter Bramine des Landes bückte sich über einen Tisch, wobei er dem Volke den Rücken zuwandte. Man sagt, er „mache Gott". Als er damit fertig war, drehte er sich um und zeigte sein Gesicht. Da schrie Dera laut auf und rief: „Das ist der Bösewicht, der mich entehrt hat." Glücklicher Weise sprach sie im Uebermaß ihres Schmerzes und ihrer Ueberraschung indisch. Man versichert mich, wenn der Pöbel sie verstanden hätte, würde er wie über eine Hexe über sie hergefallen sein. Fatutto antwortete ihr auf italienisch: „Meine Tochter, die Gnade der heiligen Jungfrau sei mit dir! aber rede leiser."

Ganz außer sich kam sie zurück, um uns die Begebenheit zu erzählen. Unsre Freunde riethen uns, ja keine Beschwerde weiter zu erheben; sie sagten, Fatutto sei ein Heiliger und von der Heiligen dürfe man niemals übel reden. Was sollen wir machen? Geschehene Dinge sind nicht zu ändern. Wir lassen uns geduldig alle die Freuden und Ergötzlichkeiten gefallen, die man uns hier bereitet. Mit jedem Tage lernen wir was Neues kennen, wovon wir keine Ahnung hatten. Das Reisen witzigt einen sehr, das ist ausgemacht.

Seit kurzem kam ein großer Dichter an Leone's

Hof. Er heißt Meſſer Arioſto und liebt die Mönche gar nicht. Höre nur, wie er ſich über ſie ausſpricht:

Non sa quel che sia amor, non sa che vaglia
La caritade; et quindi avien che i frati
Sono si ingorda et si crudel canaglia [66]).

das heißt auf indiſch:

Modermen sebar eso
La te ben sofa meso [67]).

Du erkennſt hieran zugleich die Ueberlegenheit, welche die uralte indiſche Sprache jederzeit über alle dieſe neuen kauderwälſchen Sprachen Europa's behaupten wird. Wir ſagen in vier Worten, wozu ſie zehn brauchen und dabei noch Mühe haben, es verſtändlich zu machen. Es iſt mir übrigens ſehr einleuchtend, daß der Arioſto die Mönche für Geſindel erklärt; doch weiß ich nicht, wie er behaupten kann, daß ſie die Liebe nicht kennen. Wir wiſſen leider ein andres Lied davon zu ſingen! Wahrſcheinlich meint er, daß ſie nur für den groben Genuß, nicht aber für die Liebe der Seelen Sinn haben.

XXXIV.

Zwanzigſter Brief

Amabed's.

Schon ſeit einigen Tagen, großer Bramine, habe ich Dir nicht geſchrieben. Die dienſtfertigen Zudringlichkeiten, womit man uns fortwährend beehrt, ſind ſchuld daran. Unſer Monſignor gab uns und zwei vom Kopf bis zu den Füßen in Purpur gekleideten jungen Leuten ein herrliches Gaſtmahl. Sie führen den Titel: Car-

dinale, was dem Wortsinne nach so viel als Thürangelmann bedeutet. Der eine war der Kardinal Sacripante, der andre der Kardinal Facchinetti [68]). Sie bekleiden nächst dem Vicegott den ersten Rang auf Erden und werden deshalb auch Stellvertreter des Stellvertreters genannt. Vermöge ihres guten und ohne Zweifel göttlichen Rechts sind sie den Königen gleich und über alle andre Fürsten erhaben, vor Allem aber unermeßlich reich — Vorzüge, die sie in Betracht des nicht zu berechnenden Nutzens, den sie in der Welt stiften, sicher verdienen.

Diese beiden Edelleute nun machten uns, während sie mit uns zu Tisch saßen, den Vorschlag, einige Tage auf ihren Landhäusern zuzubringen; denn die Leute reißen sich hier förmlich um uns. Nachdem sich die beiden Kardinäle eine Zeit lang auf die ergötzlichste Weise von der Welt gestritten hatten, wen wir zuerst mit unserm Besuch beehren sollten, wurde endlich ausgemacht, daß Facchinetti zuerst die schöne Adate und Sacripante mich bewirthen sollte, unter der Bedingung, daß sie am folgenden Tage tauschten und daß wir am dritten alle vier wieder zusammen kämen. Dera begleitete uns.

Ich weiß nicht, mit welchen Worten ich Dir erzählen soll, wie es uns jetzt erging, doch will ich mein Möglichstes thun. — —

Hier endet das Manuscript der Briefe Amabed's. Man hat in allen Bibliotheken zu Madura und Benares die Fortsetzung dieser Briefe gesucht, und das Ergebniß dieser Forschungen ist, daß sie nicht existirt.

Sollte demnach ein unglücklicher Falsarius es sich jemals einfallen lassen, die übrigen Abenteuer der beiden jungen Inder, etwa unter dem Titel: „Neue Briefe Amabed's; neue Briefe Augenluft's; Antworten des Oberbraminen Schastasid ꝛc.“ zu drucken und herauszugeben, so kann der Leser versichert sein, daß man ihn betrügt und ihm lange Weile verursacht, wie das in ähnlichen Fällen schon hundertmal vorgekommen ist [69]).

Noten zu Amabed's Briefen.

Die mit V. bezeichneten Anmerkungen sind von Voltaire.

---

1) Madura ist eine Stadt in der Provinz Karnatik, zur jetzigen brittisch-ostindischen Präsidentschaft Madras gehörig. Es liegt etwa 30 Meilen nördlich vom Kap Komorin und ist nicht mit der Insel Madura bei Java zu verwechseln.

2) Benares (indisch Varanasi), eine der größten und volkreichsten Städte Indiens in der Provinz Allahabad am Ganges, war früher berühmt als der vornehmste Lehrsitz der braminischen Weisheit.

3) Dies Datum entspricht dem Jahre 1512 unsrer Zeitrechnung, zwei Jahre nachdem Alfons von Albuquerque Goa eingenommen hatte. Man muß wissen, daß die Braminen von der Empörung und dem Fall der himmlischen Wesen bis zum Bekanntwerden des Schasta, ihres ältesten heiligen Buches, 111,100 Jahre zählten, und von da bis zum J. 1512 4552 Jahre, woraus sich dann die obige Zahl ergiebt. Es herrschte damals in Mogolistan Babar, in Persien Ismael Sophi, in der Türkei Selim, in Deutschland Maximilian I., in Frankreich Ludwig XII., in Rom Julius II., in Spanien Johanna die Tolle und in Portugal Emanuel der Große. V.

4) Die von Kungdsö gesammelten heiligen Bücher der Chinesen (I-King, Schu-King, Schi-King, Tschün-Zieu und Liki) sind theils mystisch-religiösen, theils historischen, theils poetischen, theils moralischen Inhalts. Der Schu-King, der eine Geschichte der vier ältesten Dynastien enthält, wurde von Gaubil und neuerdings von Pauthier ins Französische übersetzt und das Odenbuch Schi-King durch Rückert's meisterhafte poetische Bearbeitung der lateinischen Umschreibung vom Jesuiten Lacharme auch in der deutschen Litteratur eingebürgert.

5) Voltaire erklärt (lettres chinoises etc. 9), auf die Autorität des Engländers Holwell gestützt, den Schasta (oder vielmehr die sechs Bücher dieses Namens, sonst auch Schaster oder Schastron genannt) für die älteste schriftliche Urkunde der Inder, wogegen Dow ihn nach der Aussage der Tamuler auf der Küste Koromandel für einen Kommentar der vier Weda's und letztere demnach für älter hält.

6) Ueber Zoroaster s. unsre Ausg. des Zadig, S. 128, Anm. 7. Es ist bei den Alten von acht verschiednen Zoroastern die Rede.

7) Es ist hier vermuthlich an das Buch Poemandros zu denken, ein Werk theosophischen Inhalts, das dem Hermes Trismegistos oder Thaaut (vgl. Zadig, S. 129, Anm. 10) zugeschrieben wurde und wahrscheinlich von einem Neuplatoniker herrührt. Voltaire bestreitet freilich in dem Artikel Hermes des Dictionn. philos. diese Ansicht und hält mit Jos. Scaliger die hermetischen Schriften für wirklich altägyptischen Ursprungs.

8) Die vom Bischof Huet von Avranches und von Dortous de Mairan aufgestellte Hypothese, daß die Inder und Chinesen von den Aegyptern abstammten oder ihnen wenigstens die Anfänge ihrer Kultur verdankten, dient Voltaire häufig zum Gegenstande der Belustigung; so z. B. im siebenten seiner „chinesischen Briefe" an de Pauw und in der Einleitung zur Geschichte Rußland's unter Peter d. Großen, wo es, §. 3, folgendermaßen heißt: „Man sehe nur, wie die Gelehrten unsrer „Zeit es anfangen, um zu beweisen, daß die Aegypter die Urväter „der Chinesen waren. Ein Alter hat erzählt, daß der Aegypter „Sesostris bis an den Ganges vordrang: wenn er nun bis „an den Ganges kam, so kann er auch wohl bis nach China „gekommen sein (das freilich noch sehr weit vom Ganges entfernt „ist); folglich ist er dort hingekommen. Nun war aber China „damals nicht bevölkert, folglich liegt es am Tage, daß Sesostris es bevölkert haben muß. Die Aegypter zündeten bei „ihren Festen Fackeln an; die Chinesen haben Laternen: „folglich leidet es gar keinen Zweifel, daß letztere eine ägyptische Kolonie sind. Ueberdies haben die Aegypter einen „großen Fluß und die Chinesen gleichfalls. Endlich ist es „eine ausgemachte Sache, daß die ältesten chinesischen Kaiser die „Namen alter ägyptischer Könige führten; denn in dem Namen „des Kaisers Jü, des Begründers der ältesten chinesischen Dynastie,

„kann man dieſelben Charaktere finden, die, auf eine andre Weiſe „geordnet, den Namen Menes bilden. Es iſt demnach unbe„ſtreitbar erwieſen, daß der Kaiſer Jü ſeinen Namen von dem „ägyptiſchen Könige Menes empfing, und der Kaiſer Ki iſt „augenſcheinlich der König Atoes, wenn man nur K in A und i in „toes verwandelt.“ — Wie mancher urhiſtoriſche Lynkeus könnte ſich noch heutzutage an dieſer kühnen Deduction ſpiegeln, ſo vornehm er auch vielleicht die Achſeln darüber zuckt.

9) Factotum.

10) Ueber Brama ſ. Zadig, S. 136, Anm. 42. — Birma iſt nur ein andrer Name dieſer Gottheit. Da aber Voltaire in dieſer Erzählung beide von einander unterſcheidet und den Brama weiter unten (No. VII.) als Birma's Sohn bezeichnet, ſo verſteht er darunter ohne Zweifel den Braman oder Breman, den Stammvater der Bramanen, welchen jener Bruma, Brama oder Birma aus ſeinem Munde hervorbrachte, ſo wie ſpäter die Stammväter der übrigen Kaſten aus andern Theilen ſeines Körpers.

11) Druga iſt das indiſche Wort für Tugend. Sie wird auf einen Drachen reitend und mit zehn Armen dargeſtellt, womit ſie die zehn Laſter bekämpft, nämlich: Unmäßigkeit, Unkeuſchheit, Diebſtahl, Mord, Ungerechtigkeit, Klatſchſucht, Verleumdung, Müßiggang, Widerſetzlichkeit gegen die Aeltern und Undankbarkeit. Eben dieſe Figur wurde von einigen Miſſionären für den Teufel angeſehen. B.

12) Schaſtaſid hatte, wie man ſieht, unſre Bibel in arabiſcher Sprache geleſen und dachte an die Epiſtel St. Judä, wo ſich wirklich im 6. Verſe jene Worte finden. Das apokryphe Buch, welches nie exiſtirt hat, iſt das von Sanct Judas im 14. Verſe angeführte Buch Henoch. V.

13) Die Banianen bildeten die jetzt faſt ganz ausgeſtorbene Handelskaſte unter den Hindus. Am zahlreichſten waren ſie in und um Guſurate, wo ſich auch bis jetzt einige Ueberbleibſel von ihnen erhalten haben ſollen.

14) Die Abweichung des hebräiſchen Textes, der ſamaritaniſchen Ueberlieferung und der Septuaginta. V.

15) 1. B. Moſe, IX, 20.

16) Vermuthlich iſt die Rede von einem Blutbade, das die Portugieſen unter Pedro Cabral (dem Entdecker Braſiliens) im

J. 1500 in Kalikut angerichtet hatten. S. Essai s. l. moeurs, chap. 141.

17) Voltaire hat dieſe, nachher vielfach discutirte Anſicht im 4. Kap. ſeines berüchtigten Tombeau du fanatisme weiter ausgeführt und ſtützt ſich dabei vermuthlich auf eine Stelle im heil. Auguſtin, wo es im 2. Buche de mirabilibus gegen das Ende heißt: Esdras, dei sacerdos, combustam a Chaldais in archivis templi restituit legem. (Augustini opp. ed. Froben. T. III, p. 533.)

18) Man ſieht leicht, daß Schaſtaſid hier als Bramin ſpricht, dem die Gabe des Glaubens und die Gnade abgeht.

V.

19) Anſpielung auf den Glaubensſatz der orthodoxen chriſtlichen Kirche, daß Chriſtus kraft ſeiner göttlichen und menſchlichen Natur auch zwei Willen habe. Die entgegengeſetzte Meinung der Monotheleten wurde durch die ſechste ökumeniſche Synode zu Konſtantinopel i. J. 680 als ketzeriſch verdammt, erhielt ſich aber unter der Secte der Maroniten, wie man ſie nach ihrem vornehmſten Wortführer, dem ſyriſchen Mönche Maron (im 4. Jahrh.) nannte, bis auf den heutigen Tag.

20) Seit undenklicher Zeit bis auf den heutigen Tag tauchen die Inder ſich in den Ganges. Da ſich die Menſchen von jeher durch ſinnliche Vorſtellungen leiten ließen, mußten ſie leicht auf den Wahn verfallen, daß, was den Körper reinige, auch die Flecken der Seele abwaſche. Daher befanden ſich auch in den unterirdiſchen Gemächern der ägyptiſchen Tempel große Waſſerkufen für Prieſter und Eingeweihte; und daß derſelbe Glaube bei den Römern herrſchte, ſehen wir u. A. aus Ovid's Vers (Fast. II, 45, sq.):

Ah! nimium faciles, qui tristia crimina caedis
Fluminea tolli posse putetis aqua.

V.

21) Der aus ſeinem Erbtheil in der Bucharei verdrängte Timuride Babar oder Babur wandte ſich mit ſeinen Anhängern nach Hindoſtan, eroberte Delhi und gründete hier zu Anfang des 16. Jahrh. den Thron des ſogenannten großen Mogul, der ein paar Jahrhunderte lang ſeinem ſtolzen Namen keine Schande machte, dann aber von Mahratten und Britten auf ein ſehr beſcheidnes Maß zurückgeführt wurde und in neueſter Zeit vor der täglich ſchwellenden Macht der letztern gänzlich zum

Schatten dahinschwand. — Dow führt in seiner History of Hindostan Babar's Stammbaum in etwas andrer Geschlechtsfolge auf Timur zurück, als Bernier, dem Voltaire hier folgt, in seiner Histoire du Grand-Mogol. Doch thun dergleichen kleine Verschiedenheiten, wie wir aus den abweichenden Geschlechtsregistern Matthäus I. und Lukas III. wissen, der Zuverlässigkeit beider verschiednen Berichte nicht den geringsten Eintrag. — Ausführlichere Nachrichten über Babar findet man in Voltaire's Fragmens sur l'Inde, article 33 und im Essai sur les moeurs etc., ch. 157.

22) Ogus-Kan oder, wie er in den chinesischen Jahrbüchern heißt, Mao-Tong war ein ziemlich fabelhafter Eroberer etwa zur Zeit Abraham's und gilt für den Stifter des alttürkischen Reichs in Hinterasien. — Sesak setzt Voltaire willkürlich als orientalischen Namen für Sesostris, wiewohl die von Marsham verfochtene Identität des alttestamentlichen Sisak oder Sesak (2 Chron. 12) mit jenem ägyptischen Eroberer von Perizonius und Andern aus guten Gründen in Abrede gestellt wurde.

23) Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Fabeln über Bacchus in Arabien und Griechenland schon längst allgemein verbreitet waren, ehe die Nationen wußten, ob die Juden eine Geschichte hätten oder nicht. Josephus selbst gesteht, daß die Juden ihre Bücher vor ihren Nachbarn immer geheim hielten. Der Kult des Bacchus war längst in Aegypten, in Arabien und in Griechenland verbreitet, ehe der Name Moses bis in diese Länder drang. Die alten orphischen Verse nennen Bacchus Misa oder Mosa. Er wurde auf dem Berge Nisa, der nichts anders ist, als der Berg Sinai, erzogen. Er floh nach dem rothen Meere, sammelte dort ein Heer und ging damit trocknen Fußes durch's Meer. Er gebot der Sonne und dem Monde Stillstand. Sein Hund folgte ihm auf allen seinen Zügen, und der Namen Kaleb's, eines der hebräischen Eroberer, bedeutet Hund. — Die Gelehrten haben viel darüber gestritten und sind auch nicht eins darüber geworden, ob Moses älter sei oder Bacchus. Beide sind große Männer, aber Moses lockte nur Wasser aus dem Felsen, als er mit seinem Stabe darauf schlug; wogegen Bacchus, als er mit seinem Thyrsus auf die Erde schlug, Wein daraus hervorsprudeln ließ. Daher feiern auch alle Tischlieder den Bacchus, während dem Lobe des Moses vielleicht keine zwei gewidmet sind. B.

24) Dieser Mosasor ist einer der vornehmsten rebellischen Engel, die nach dem Bericht des Schasta, des ältesten Buches der Bramanen, sich gegen den Ewigen auflehnten. Wahrscheinlich ist in diesem Mythus der Ursprung des Titanenkrieges und aller andern nach demselben Muster ersonnenen Fabeln zu suchen. B.

25) Obispo ist die portugiesische Form des Wortes ἐπίσκοπος, woraus wir Bischof gemacht haben. Jenes griechische Wort kommt übrigens in keinem der vier Evangelien vor*). B.

*) Wohl aber findet es sich schon in den paulinischen Briefen.

26) Im Original ein unübersetzbares Wortspiel: Je ne sais où demeure ce vice (dies Laster), womit wenigstens dem damaligen liederlichen Papst — Kaiser Max nannte ihn nur den versoffenen Julius — nicht zu viel geschieht.

27) Apostelgesch. IX, 3, f.

28) 2 Korinth., XI, 23—25.

29) Ib. XII, 2.

30) *Il est beau, qu'un mortel jusques aux cieux s'éleve;*
Il est beau même d'en tomber.

Vermuthlich ein Vers von Saint-Lambert, nicht als ob er die ihm hier beigelegten Epitheta verdiente, wohl aber weil sie in Voltaire's Munde auf niemand besser, als auf ihn, passen.

31) Apostelgesch., XXV, 12 ꝛc.

32) Luc. II, 1—5; Matth. XXII, 17, ff. ꝛc. — Zamorin, Statthalter.

33) 4 B. Mose, XXII, 28, ff.

34) Jonas, II.

35) 2 B. d. Könige, II, 11.

36) 2 B. Mose, XIV, 21, f.

37) Josua X, 12, f.

38) Hesekiel. IV, 12.

39) Hosea, I, 2, f.

40) Hesekiel, XXIII.

41) I B. Mose, XVI, 2; ib. XXX, 3; I Könige, I, 2, ꝛc.

42) I B. Mose, XXXV, 22.

43) Ib. XXXVIII, 18.

44) Richter, XIX, 22.

45) I B. Mose, XIX, 30, ff.

46) Ib. 1—9.

47) Der Vorwurf Philipp's beim Lukian: — καὶ γά-

μους τοιούτους γαμῶν καὶ Ἡφαιστίωνα ὑπεραγαπῶν (Todtengeſpr. 14, 4), wird von Einigen ſo gedeutet, doch ſcheint Voltaire eine ſtärkere Stelle, die er, aber ohne den Namen des Autors, in einer Note zum 12. Geſange der Pucelle anführt, im Sinne zu haben. Alexander wird dort gradezu Paedicator Hephaestionis genannt. — Eine Anekdote im Athenäus, B. 13 (Opp. ed. Casaub. t. II, p. 603), könnte hier zum Grunde liegen, doch iſt dort nicht vom Hephäſtion, ſondern von einem gewiſſen Bagoas die Rede.

48) Die Sage von den natürlichen Schürzen der Hottentottinnen wird von Sonnerat und allen ſpätern Reiſenden für eine Fabel erklärt. Vergl. Blumenbach's Naturgeſchichte, 12. Aufl. S. 59.

49) Im Original der Lafontaine'ſche Vers: Tout se conforme aux moeurs du maître.

50) Die Erwähnung Malta's als des Sitzes der Johanniter i. J. 1513 iſt ein Anachronismus. Erſt 17 Jahre ſpäter wurde dieſe Inſel den Rittern von Kaiſer Karl V. eingeräumt, nachdem ſie, während ſeiner unnützen Kriege mit Franz v. Frankreich ohne Schutz und Hülfe gelaſſen, die Vormauer der Chriſtenheit, das ſtarke Rhodus, das hier nicht gemeint ſein kann, an die Türken verloren hat.

51) Er meint offenbar das neue Jeruſalem, wie es in dem gründlichen Buche der Offenbarung Johannes, ſo wie auch von Juſtin dem Märtyrer, Tertullian, Irenäus und andern großen Männern beſchrieben wird. Man ſieht aber wohl, daß der arme Bramin nur einen ſehr unvollkommenen Begriff davon hatte. B.

52) Civita vecchia.

53) Vor Alters hieß es das Thor des Janiculus — wieder ein Beleg dafür, wie das neue Rom dem alten in allen Stücken den Rang abgelaufen hat. B.

54) So nennt man bekanntlich in Rom die Leute, die davon leben, den Fremden die alten Scharteken zu zeigen. B.

55) Die Charakteriſtik dieſer mittelalterlichen Fürſtin Piombino aus dem Hauſe Appiani paßt zufällig auch ſo ziemlich auf Napoleon's Schweſter Eliſe, die in neuerer Zeit eben jenem Titel durch die Verbindung mit dem Namen Bonaparte mehr Glanz und Anſehen verlieh, als durch ihn gewann.

56) Matth. XX, 26.

57) Voltaire giebt hier einen Auszug seiner humoristischen Diatribe über das Fegefeuer im betreffenden Artikel des Dictionn. philosophique, wo er die ersten Spuren dieser Lehre im Virgil (Aen. VI, vs. 740 sqq), in Platon's Phädon und in dem indischen Schasta (s. oben Anm. 5) nachzuweisen sucht. Demnach dürfte sie freilich den Inder Amabed nicht so sehr befremden; doch gilt seine Verwunderung weniger der „Seelenapotheke" selbst, als ihrer schlauen Ausbeutung durch die römischen Neunundneunziger.

58) Matth. XXI, 19.

59) Joh. II,.

60) Matth. VIII, 32.

61) Ib. XXII, 21.

62) Johann VIII. wurde von einem eifersüchtigen Ehemann mit Hammerschlägen getödtet; Johann X., der Liebhaber der Theodora (s. Essai sur les moeurs et l'esprit des nations, chap. 35), wurde in seinem Bette erdrosselt; Stephan VIII. wurde in die Engelsburg eingesperrt; Stephan IX. wurde von den Römern das Gesicht zerfetzt; Johann XII. wurde vom Kaiser Otto I. abgesetzt und bei einer seiner Beischläferinnen erdolcht; Benedikt V. wurde von Kaiser Otto I. fortgejagt; Benedikt VII. wurde von dem Bastard Johann's X. erdrosselt; Benedikt IX. kaufte als der dritte Mann das Papstthum und verkaufte dann wieder seinen Antheil daran ꝛc. ꝛc. Sie waren sämmtlich unfehlbar. B.

63) Historisch verbürgt. S. Varillas, anecdotes de Florence, tome VI, p. 253—57. — Paul. Jovius in vita Leonis X, l. III, p. 126, spricht freilich nur von einem, möglicherweise unschuldigern „Ulcus" am Intestino recto. Jedenfalls nennt Amabed die Hoffnung der Kardinäle auf Leo's baldigen Tod ihren vornehmsten Beweggrund bei seiner Wahl.

64) Eine in Italien noch jetzt sehr beliebte Farce von Nicolo Machiavelli, dem berühmten Verfasser des „Fürsten".

65) Papst Julius II. excommunicirte 1510 den König Ludwig XII. von Frankreich. Er belegte das Königreich Frankreich mit dem Interdict und sprach es dem ersten Besten zu, der Lust haben würde, sich desselben zu bemächtigen. Im J. 1512 wurde Bann und Interdict wiederholt. Heutzutage scheint uns eine so übermäßige Anmaßung und Abgeschmacktheit kaum glaublich. Allein seit Gregor VII. gab es fast keinen römischen

Bischof, der nicht das Recht in Anspruch genommen hätte, nach Gutdünken Fürsten ein- und abzusetzen, und mehr als einen, der es wirklich that. Alle Fürsten verdienten übrigens diese schändliche Behandlung, da sie dumm genug gewesen waren, ihre Völker selbst in dem Glauben an die Unfehlbarkeit des Papstes und an seine Gewalt über alle Kirchen zu bestärken. Sie hatten sich selbst Fesseln aufgelegt, die sehr schwer zu zerbrechen waren. Die Staatsregierung war überall ein aus Aberglauben und Vorurtheilen aller Art zusammengeworfenes Chaos. Erst sehr spät fand die Vernunft bei den abendländischen Völkern Eingang. Sie heilte einige der Wunden, die jener Aberglaube, der Feind des Menschengeschlechts, den Völkern geschlagen hatte; aber tiefe Narben blieben ihnen noch zurück. V.

In Bezug auf die im Folgenden angekündigte Religionsrevolution erinnere man sich, daß vier Jahre nach dem Datum dieses Briefs Luther seine Thesen anschlug.

66) Er kennt die holde Liebe nicht, ist blind
Für ihren Werth: das ist's, warum die Mönche
So herzlos grausames Gesindel sind.
Satira V., ad Annibale Malagnzzo, vs. 22.

67) Es bedarf kaum der Bemerkung, daß Amabed hier indisch schreibt, wie im vierten Act des **Bourgeois gentilhomme** türkisch gesprochen wird.

68) Sacripante ist der Name des Fürsten von Circassien, eines Helden von ziemlich zweideutigem Charakter im **Orlando furioso**; Facchinetti ist von **facchino** gebildet und würde etwa dem Schiller'schen Schufterle (in den Räubern) entsprechen.

69) Voltaire spielt hier vermuthlich auf eine elende Fortsetzung des Kandid an, die noch bei seinen Lebzeiten unter seinem Namen erschien und die auch Mylius, anfangs in gutem Glauben an ihre Echtheit, wiewohl er dies später auf Wieland's Rüge in Abrede stellte, seiner Uebersetzung beifügte.

Die

Ohren des Grafen Cheſterfield

und

der Kapellan Goodman.

(1775.)

Erſtes Kapitel.

Ach! ein unerbittliches Verhängniß beherrſcht alle Dinge hienieden. Ich ziehe dieſen Schluß mit Fug und Recht aus meinen eignen Begegniſſen.

Lord Cheſterfield, der mir ſehr wohlwollte, hatte mir verſprochen, mein Glück zu machen. Eine gute Pfründe, die er zu verleihen hatte, war erledigt. Ich eile aus der entlegenen Grafſchaft, wo ich mich aufhielt, nach London, mache Mylord meine Aufwartung und erinnere ihn an ſein Verſprechen. Er drückt mir freundſchaftlich die Hand und erwidert mit beſorgter Miene, daß ich in der That ſehr übel ausſehe. Ich entgegne, daß mein Hauptübel in der Armuth beſteht. Er verſpricht mir darauf, die Sorge für meine Heilung auf ſich zu nehmen, und giebt mir auf

der Stelle einen Brief an Herrn Sidrac unweit Guildhall.

Ich zweifle keinen Augenblick, in Herrn Sidrac den Geschäftsmann zu finden, der mir die Einkünfte meiner Pfarre zu behändigen hat. Ich eile zu ihm. Herr Sidrac, der Leibchirurgus Sr. Herrlichkeit, schickt sich sogleich an, mich zu sondiren, und versichert, wenn ich am Stein leide, werde mich Niemand so glücklich operiren, wie er.

Man muß nämlich wissen, daß der Graf verstanden hatte, ich sei mit einem gefährlichen Uebel an der Blase behaftet, und demnach, seiner bekannten Großmuth gemäß, auf seine Kosten den Steinschnitt an mir wollte vornehmen lassen. Er war taub [1]), wie sein Bruder, und das hatte ich noch nicht gewußt.

Während der Zeit, die ich damit verlor, meine Blase gegen Herrn Sidrac zu vertheidigen, der mich mit aller Gewalt sondiren wollte, begab sich einer der 52 andern Bewerber um die nämliche Pfründe zu Sr. Herrlichkeit, suchte laut genug brüllend um meine Pfarre nach und trug sie richtig davon.

Ich liebte Miß Fidler; ich wollte sie heirathen, sobald ich eine Pfarre hätte, und mußte jetzt sehen, wie mein Nebenbuhler mir Stelle und Braut vor der Nase wegschnappte.

Sobald der Graf mein Mißgeschick und seinen Mißgriff erfahren hatte, versprach er mir, Alles wieder gut zu machen; aber zwei Tage darauf lag er auf der Bahre.

Herr Sidrac bewies mir sonnenklar, daß mein guter, seliger Gönner vermöge der damaligen Beschaffenheit seiner Organe nicht eine Minute länger hätte

leben können, und ſetzte mir auseinander, daß ſeine Taubheit nur von der außerordentlichen Trockenheit der Chorda und des Tympanum ſeines Ohrs herrühre. Ja, er erbot ſich, mir mit Weingeiſt beide Ohren dermaßen zu verhärten, daß ich tauber werden ſollte, als irgend ein Peer in den drei Königreichen.

Ich bekam allen Reſpect vor Herrn Sidrac's Gelehrſamkeit, und er flößte mir großen Geſchmack an den Naturwiſſenſchaften ein. Ich lernte ihn überdies als einen höchſt mildthätigen Mann kennen und überzeugte mich, daß er gelegentlich den Steinſchnitt gratis an mir vornehmen und mir überhaupt bei allen etwaigen Unfällen in der Gegend des Blaſenhalſes freundlichſt beiſpringen werde.

Ich warf mich alſo unter ſeiner Leitung mit allem Eifer auf das Studium der Natur, um mich über den Verluſt meiner Pfarre und meiner Geliebten zu tröſten.

Zweites Kapitel.

Nach manchen Beobachtungen, die ich vermittelſt meiner fünf Sinne ſowohl, als der Brille und des Mikroſkops angeſtellt hatte, ſprach ich eines Tags zu Herrn Sidrac: „Man macht uns nichts als Wind vor. Es giebt gar keine Natur, Alles iſt Kunſt. Mit bewundernswürdiger Kunſt tanzen alle Planeten regelmäßig um die Sonne, während dieſe ſich wie ein Rad um ihre Achſe dreht. Jedenfalls muß Jemand, der wenigſtens eben ſo gelehrt iſt, als die Londoner königliche Societät, die Sachen ſo eingerichtet haben, daß

das Quadrat der Umlaufsbahnen eines jeden Planeten immer mit der Kubikwurzel ihrer Entfernung von ihrem Mittelpunkte im Verhältniß ſteht, und man muß ein Hexenmeiſter ſein, um das heraus zu bringen. — Die Ebbe und Fluth unſrer Themſe erſcheint mir als die conſtante Wirkung einer eben ſo tiefſinnigen und eben ſo ſchwer zu ergründenden Kunſt. Thiere, Pflanzen, Mineralien, Alles ſehen wir mit Gewicht, Maß, Zahl, Bewegung ausgeſtattet. Alles iſt Triebfeder, Hebel, Flaſche [2]), hydrauliſche Maſchine, chemiſches Laboratorium, vom Farrenkraute bis zur Eiche, vom Floh bis zu dem Menſchen, vom Sandkorn bis zu den Wolken. Kurz überall ſehen wir nur Kunſt, und die Natur iſt eine Schimäre."

„Sie haben Recht," entgegnete Herr Sidrac, „allein Ihre Weisheit iſt ſo nagelneu nicht. Ein Träumer jenſeit des Kanals hat ſchon ungefähr daſſelbe geſagt [3]), doch man achtete nicht darauf."

„Was am meiſten meine Bewundrung erregt und mir vor Allem gefällt, iſt jene unbegreifliche Kunſt, vermöge deren zwei organiſche Weſen ein drittes produciren, und ich bedaure nichts mehr, als daß mir nicht vergönnt iſt, dies Wunder mit Miß Fidler zu verrichten; doch ſeh' ich wohl ein, daß auch dies von Ewigkeit her ſo beſtimmt war, wie alles Uebrige."

„Was Sie da ſagen," entgegnete Herr Sidrac, „iſt wieder nichts Neues [4]), doch um ſo beſſer: dies ſpricht eben dafür, daß Sie Recht haben. Allerdings iſt es ſehr kurzweilig, daß zwei Weſen ein drittes produciren, doch gilt dies nicht von allen Weſen. Zwei Roſen erzeugen keine dritte Roſe, indem ſie ſich küſſen;

ebenſowenig thun dies zwei Kieſelſteine, zwei Metalle, und doch iſt ein Metall, ein Stein ꝛc. etwas, das kein menſchlicher Kunſtfleiß hervorzubringen vermöchte. Das große, das ſchöne, ſich ewig wiederholende Wunder beſteht darin, daß ein Mann und ein Mädchen ein Weſen ihrer Art zuſammen erzeugen, daß ein Nachtigallmännchen und ein Nachtigallweibchen wieder ein Nachtigallküchlein erzielen und nicht eine Grasmücke. Man ſollte die eine Hälfte ſeines Lebens damit hinbringen, es zu machen wie ſie, und die andre, den zu preiſen, der dieſe Methode erfand. Bei der Zeugung finden tauſend höchſt merkwürdige Geheimniſſe ſtatt. Newton behauptet, die Natur ſei ſich überall gleich: **Natura est ubique sibi consona.** In Bezug auf die Geſchlechtsvereinigung iſt dieſer Satz nicht durchzuführen. Bei den Fiſchen, Amphibien und Vögeln verhält es ſich anders damit, als bei uns. Es waltet hier eine unendliche Mannigfaltigkeit ob. Die Zubereitung der empfindenden und handelnden Weſen reißt mich zum Entzücken hin. Auch die Pflanzenwelt iſt nicht zu verachten. Ich kann mich nie genug darüber verwundern, daß ein in die Erde geworfenes Getraidekorn deren ſo viele hervorbringt."

„Ach," erwiderte ich in meiner Dummheit, „das Korn muß ja ſterben, um zu entſtehen, wie uns in der Schule gelehrt wurde."

Lachend, aber auf höchſt verſtändige Weiſe berichtigte Herr Sidrac meinen Irrthum. „Zur Zeit der Schule mochte das ganz gut ſein," ſprach er; „jetzt aber leuchtet die Abgeſchmacktheit jener Hypotheſe auch dem einfachſten Landmann ein."

„Ach, Herr Sidrac, ich bitte sehr um Entschuldigung! aber ich war Theolog und es hält schwer, seine alten Gewohnheiten so auf einmal abzulegen.“

Drittes Kapitel.

Einige Zeit nach diesen Unterredungen zwischen dem armen Priester Goodman und dem trefflichen Anatomen Sidrac begegnete der Chirurg jenem im Park St. James und fand ihn so nachdenkend, träumerisch und bekümmert, wie einen Algebraisten, der eine falsche Rechnung gemacht hat.

„Was fehlt Ihnen,“ fragte Sidrac; „hapert's in der Blase oder im Grimmdarm?“

„Nein,“ versetzte Goodman, „diesmal steckt's in der Gallenblase. Eben sehe ich den Bischof von Glocester [5]), jenen maulreißerischen, übermüthigen Pedanten in einer schönen Kutsche vorüberfahren; ich muß zu Fuß schleichen und das wurmt mich. Ich dachte darüber nach, daß wenn ich auf ein Bisthum in diesem Königreiche speculirte, 10,000 gegen 1 zu wetten wäre, daß ich es nicht bekäme, maßen wir Priester unsrer 10,000 in England sind. Seit dem Tode Lord Chesterfield's, der leider taub war, fehlt es mir an aller Protection. Nehmen wir nun an, daß die 10,000 anglikanischen Priester jeder zwei Gönner haben, so wäre in diesem Falle 20,000 gegen 1 zu wetten, daß ich das Bisthum nicht bekäme. Und das ist ärgerlich, wenn man so recht darüber nachgrübelt. Ich erinnere mich, wie man mir einst den Vorschlag machte, als Schiffsjunge mit nach Indien zu gehen;

man versicherte mich, da könne ich recht mein Glück machen, doch ich fühlte keinen sonderlichen Beruf in mir, es bis zum Admiral zu bringen. Und so blieb ich denn nach reiflicher Prüfung eines jeden Berufs Priester, und bin als solcher auch zu nichts nütze."

„Nun so hängen Sie den Priester an den Haken und werden Sie ein Philosoph," sprach Sidrac. „Dies Gewerbe bringt freilich keine Schätze ein, doch sind dazu auch keine erforderlich. Wie hoch belaufen sich Ihre Einkünfte?"

„Auf 30 Pfund jährlich, und wenn meine alte Tante stirbt, auf 50."

„Schon gut, mein lieber Goodman; das ist völlig hinreichend, um unabhängig zu leben und um zu denken. 30 Pfund machen 630 Schillinge; das bringt beinahe 2 Schillinge auf den Tag. Philipps[b]) wollte mit einem auskommen. Bei einem solchen Einkommen, wenn es sicher steht, kann man Alles sagen, was man denkt, sei es über die ostindische Compagnie, über das Parlament, über unsere Colonieen, über den König, über das Gemeinwesen, über Gott und Menschen, kurz was man will, und das ist ein Hauptvergnügen. Speisen Sie bei mir zu Mittag; damit sparen Sie gleich etwas. Wir wollen mit einander plaudern, und Ihr Denkvermögen wird das Vergnügen haben, sich dem meinigen vermittelst des Worts mitzutheilen. Das ist auch etwas sehr Merkwürdiges, das die Menschen lange nicht genug bewundern.

Viertes Kapitel.

Unterredung des Dr. Goodman und des Anatomen Sidrac über die Seele und einige andere Dinge.

Goodman. Aber lieber Sidrac, warum sagen Sie immer mein Denkvermögen? warum nicht meine Seele, kurzweg? Das wäre weit einfacher und ich verstände Sie eben so gut.

Sidrac. Aber ich würde mich selbst nicht verstehen. Ich fühle und weiß sehr wohl, daß Gott mir das Vermögen zu denken und zu reden verliehen hat, nicht aber, ob er mich mit jenem Wesen begabte, welches man Seele nennt[7]).

G. Wahrhaftig, wenn ich recht darüber nachdenke, sehe ich, daß ich eben so wenig davon weiß, und doch lange kühn genug war mir einzubilden, daß ich es wüßte. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die orientalischen Völker die Seele mit einem Worte bezeichneten, der nichts Andres als Leben bedeutet. Nach ihrem Vorgange verstanden die Lateiner unter anima ursprünglich das Leben des Thiers (animal). Die Griechen sprachen von dem πνεῦμα der Seele. Dies πνεῦμα ist ein Hauch. Die Lateiner übersetzten das Wort Hauch durch spiritus. Daher das Wort, das in allen romanischen Sprachen diesem Begriff entspricht. Da Niemand diesen Hauch, diesen spiritus jemals gesehen hat, machte man daraus ein Wesen, das man nicht sehen und fühlen kann. Man sagte, daß es in unserm Körper wohne, ohne einen bestimmten Platz darin einzunehmen, daß es unsre Organe in Bewegung setze, ohne einen integrirenden Theil derselben zu bilden, und was des Geschwätzes mehr ist. All unser Reden dar-

über beruht, wie mir ſcheint, auf ſchwankenden, zweideutigen Ausdrücken. Ich ſehe, wie der weiſe Locke wohl fühlte, in welches Chaos durch dieſe doppeldeutigen Redensarten in allen Sprachen die menſchliche Vernunft gerieth. In ſeinem Buche, der einzigen vernünftigen Metaphyſik, die je geſchrieben wurde, findet ſich kein Kapitel über die Seele. Und wenn er zufällig hier und da dies Wort einmal mit unterlaufen läßt, bedeutet es bei ihm nichts Andres, als unſer Begriffsvermögen.

In der That fühlt Jedermann wohl, daß er ein Begriffsvermögen beſitzt, daß er Ideen empfängt, ſammelt, zerlegt; Niemand aber, daß ſich ein andres Weſen in ihm befindet, welches ihm Bewegung, Empfindungen und Gedanken verleiht. Es iſt im Grunde lächerlich, Wörter auszuſprechen, die man nicht verſteht, und Weſen anzunehmen, von denen man nicht die geringſte Kenntniß hat.

S. Wir ſind demnach ſchon über eine Sache einverſtanden, die ſo viele Jahrhunderte lang ein Gegenſtand des Streits war.

G. Allerdings, und ich wundre mich nicht wenig, daß wir einverſtanden ſind.

S. Ich finde darin eben nichts Wunderbares. Wir ſuchen ehrlich die Wahrheit. Säßen wir auf den Bänken der Schule, ſo würden wir Argumente drehen, wie die Leute im Rabelais. Lebten wir in den Jahrhunderten der ſchrecklichſten Finſterniß, die auch England ſo lange bedeckte, ſo würde einer von uns vielleicht den andern verbrennen laſſen. Wir leben aber, Gott ſei Dank, in dem Jahrhundert der geſunden Ver-

nunft; wir finden leicht, was uns als wahr erscheint, und wagen es auszusprechen.

G. Sie haben recht, doch fürchte ich, daß diese Wahrheit nur wenig zu bedeuten hat. Wir haben es in der Mathematik zu Wunderdingen gebracht, die einen Apollonius und Archimedes in Erstaunen setzen und sie zu unsern Schülern machen würden. Was entdeckten wir aber wohl in der Metaphysik? Nichts in der Welt, als unsre Unwissenheit.

S. Und ist denn das etwa nichts? Sie räumen ein, daß das höchste Wesen Ihnen das Vermögen der Empfindung und des Gedankens verliehen hat, wie es Ihren Füßen das Vermögen zu gehen, Ihren Händen die Fähigkeit, tausenderlei Arbeiten zu verrichten, Ihren Eingeweiden die Gabe des Verdauens, Ihrem Herzen endlich die Macht, Ihr Blut in die Pulsadern zu treiben, verlieh. Wir haben Alles von ihm; wir konnten uns selbst nichts geben, und werden über die Art und Weise, wie der Herr des Weltalls es anfängt, uns zu regieren, ewig in Unwissenheit bleiben. Was mich betrifft, so danke ich ihm, mir die Augen darüber geöffnet zu haben, daß ich von den Grundursachen der Dinge nichts weiß. Man wurde nie müde, darüber nachzugrübeln, wie die Seele auf den Körper einwirkt. Vor allen Dingen fragt es sich aber, ob wir überhaupt eine Seele haben? Entweder hat Gott uns damit begabt oder uns etwas dafür verliehen, das als Aequivalent dafür gelten kann. Wie er es aber auch mag angefangen haben, jedenfalls stehen wir in seiner Hand. Er ist unser Herr, und das ist Alles, was ich davon weiß.

G. Aber theilen Sie mir doch wenigstens Ihre

Vermuthungen mit. Sie haben ja die Gehirnsubstanz zerlegt, haben Embryonen und Fötus untersucht; haben Sie denn nie etwas entdeckt, was einer Seele ähnlich gesehen hätte?

S. Nicht das Geringste, und nie konnte ich begreifen, wie sich ein unkörperliches, unsterbliches Wesen neun Monate lang unnützer Weise in einer Membran zwischen der Harnblase und dem **Intestinum rectum** versteckt halten sollte. Es schien mir schwer begreiflich, daß diese vermeinte einfache Seele vor der Bildung ihres Körpers vorhanden gewesen sein sollte. Denn wozu hätte sie die Aeonen lang, da sie noch keine menschliche Seele war, gedient? Wie kann man sich ferner ein einfaches metaphysisches Wesen denken, das eine Ewigkeit hindurch auf den Augenblick wartet, wo es ein Atom Materie ein paar Minuten lang beleben soll? Was wird aus diesem unbekannten Wesen, wenn der Fötus, den es beleben soll, im Uterus stirbt?

Noch lächerlicher kam es mir vor, daß Gott eine Seele im Augenblicke der Zeugung schaffen sollte. Es schien mir sogar eine Lästerung in der Annahme zu liegen, daß Gott die Vollziehung eines Ehebruchs, eines Incest's abwarte, um solche Schändlichkeiten mit der, durch sie bedingten Erschaffung einer Seele zu belohnen. Noch schlimmer wäre es, wenn man mir weiß machen wollte, Gott rufe unsterbliche Seelen aus dem Nichts ins Dasein, um sie ewig die unsäglichsten Qualen erdulden zu lassen. Wie! er sollte einfache Wesen verbrennen! Wesen, an denen durchaus nichts Brennbares ist! Wie sollten wir es anfangen, einen Schall, einen vorübergehenden Windstoß zu verbrennen? Und doch war dieser Schall, war dieser Windstoß für den

kurzen Augenblick seines Daseins noch etwas Materielles: aber ein reiner Geist, ein Gedanke, ein Zweifel! Mir steht der Verstand dabei still. Wohin ich mich wende, überall stoße ich auf Dunkelheiten, Widersprüche, Unmöglichkeiten, Abgeschmacktheiten, Träumereien, Ungereimtheiten, Hirngespinnste, Dummheiten und Windbeuteleien.

Allein ich fühle mich beruhigt, wenn ich mir sage: Gott ist der Herr. Er, der die Schwerkraft und die Bewegung zahlloser Sterne regiert, er, der das Licht schuf, ist wohl mächtig genug, uns Empfindungen und Begriffe zu verleihen, ohne daß wir eines kleinen, fremdartigen, unsichtbaren Atom's, das man Seele nennt, bedürften.

Es ist ausgemacht, daß Gott alle lebenden Wesen mit Empfindung, Gedächtniß und Kunstfleiß ausstattete. Er gab ihnen das Leben, und das ist gewiß ein so schönes Geschenk, als es eine Seele nur sein könnte. Niemand hat etwas dagegen einzuwenden, daß die Thiere leben; es ist auch hinlänglich erwiesen, daß sie empfinden, da ihnen die Organe der Empfindung nicht fehlen. Wenn sie nun dies Alles haben und dabei doch keine Seele, warum wollen wir denn mit aller Gewalt eine haben?

G. Vielleicht aus Eitelkeit. Ich bin überzeugt, wenn ein Pfau sprechen könnte, würde er sich gleichfalls einer Seele rühmen und seinen Schweif für den Sitz derselben ausgeben. Ich fühle mich sehr geneigt, mit Ihnen anzunehmen, daß Gott uns als essende, trinkende, gehende, schlafende, fühlende und denkende Wesen, als Wesen voller Leidenschaften, Dünkel und Elend erschaffen hat, ohne uns eine Sylbe von seinem

Geheimniß zu verrathen. Wir wissen nicht mehr davon, als der Pfau, wovon ich eben sprach, und wer da sagte, daß wir geboren werden, leben und sterben, ohne zu wissen, wie, der hat eine große Wahrheit ausgesprochen.

Wer uns die Marionetten der Vorsehung nennt, scheint mir eine ziemlich treffende Definition zu geben; denn behuf unsrer Existenz bedarf es einer Unzahl von Bewegungen. Nun haben wir aber nicht die Bewegung gemacht; wir sind es nicht, die die Gesetze derselben feststellten. Es muß Jemand da sein, der erst das Licht erschaffen hat und dann bewirkt, daß es von der Sonne bis zu unsern Augen gelangt und diesen Weg in sieben Minuten zurücklegt. Nur vermittelst der Bewegung werden meine fünf Sinne zur Thätigkeit angeregt; nur vermittelst der Functionen meiner fünf Sinne bilden sich in mir Vorstellungen und Begriffe. Folglich ist der Urheber der Bewegung auch der Urheber meiner Vorstellungen und Begriffe. Und wenn er mir sagt, auf welche Weise er mir dieselben verleiht, so werd' ich ihm in Demuth danken. Ich danke ihm schon mit Epiktet aus vollem Herzen dafür, daß er mir erlaubte, das herrliche Schauspiel dieser Welt einige Jahre zu betrachten. Zwar hätte er mich glücklicher machen und mich mit einer guten Pfründe und dem Besitz meiner geliebten Miß Fidler begnadigen können; indessen bin ich ihm auch so mit meinen 630 Schillingen Rente immer noch sehr verpflichtet.

S. Sie sagen, Gott hätte Ihnen eine gute Pfründe geben und Sie glücklicher machen können, als Sie sind. Doch giebt es Leute, die Ihnen das nicht einräumen würden. Ei, vergaßen Sie denn ganz, daß

Sie selbst Sich über das Verhängniß beklagten? Ein Mensch, der Pfarrer hat werden wollen, dürfte sich nicht widersprechen! Ihnen muß doch einleuchten: wenn Sie die gewünschte Pfarre sammt Frau bekommen hätten, würden Sie statt Ihres Nebenbuhlers mit Miß Fidler ein Kind erzeugt haben. Das Kind, welches sie geboren haben würde, hätte Schiffsjunge werden, hätte es bis zum Admiral bringen, hätte an der Mündung des Ganges eine große Seeschlacht liefern und den großen Mogul vollends entthronen können. Das allein hätte die Lage der ganzen Welt geändert. Ja, es wäre eine von der unsern gänzlich verschiedene Welt nöthig gewesen, wenn Ihr Mitbewerber die Pfarre nicht bekommen, wenn er Miß Fidler nicht heirathen und wenn Sie nicht, bis Ihre Tante stirbt, auf 630 Schilling jährlich beschränkt bleiben sollten. Alles ist nothwendig mit einander verkettet, und es wäre zu viel verlangt, sollte der liebe Gott meinem Freund Goodman zu Liebe die ewige Kette zerreißen.

G. Ich rechnete nicht auf diese Schlußfolgerung, als ich vom Verhängniß sprach. Aber angenommen, es verhielte sich so, so wäre ja Gott ein Sklave, so gut wie ich?

S. Allerdings ist er ein Sklave seines Willens, seiner Weisheit, seiner selbstgegebenen Gesetze, seiner nothwendigen Natur. Er kann jene Gesetze nicht übertreten, weil er nicht schwach, wankelmüthig und flatterhaft sein kann, wie wir; weil das, nothwendigerweise ewige Wesen keiner Wetterfahne gleichen kann.

G. Aber, Herr Sidrac, das könnte am Ende gar zur Religionsverachtung führen! Denn wenn Gott an den Weltbegebenheiten nichts ändern kann, wozu

dienen denn die Lobgesänge auf ihn? wozu die Gebete, die man an ihn richtet?

S. Ei, wer sagt Ihnen denn, daß Sie zu Gott beten und ihn preisen sollen? Ihm ist wahrlich viel an Ihren Psalmen und Gebeten gelegen! Man lobt einen Menschen, weil man ihn für eitel hält; man bittet ihn, wenn man ihn für schwach hält und ihn zur Aenderung seines Willens zu vermögen hofft. Lassen Sie uns nie unsere Pflichten gegen Gott vergessen! lassen Sie uns ihn im Herzen verehren und uns der Tugend befleißigen: das sind die wahren Lobgesänge und Gebete.

G. Herr Sidrac, wir haben da ein weites Feld betreten! Miß Fidler's gar nicht zu gedenken, prüfen wir, ob wir eine Seele haben, ob ein Gott ist, ob er seinen Willen ändern kann, ob wir noch für ein andres Leben bestimmt sind, ob ..... o! das nenn' ich tiefsinnige Forschungen und vielleicht hätt' ich nun und nimmer daran gedacht, wenn ich Pfarrer geworden wäre. Ich muß jedenfalls diese hochwichtigen, erhabenen Fragen vollständig ergründen, da ich nichts zu thun habe.

S. Vortrefflich! Morgen speist der Doctor Grew[8]) bei mir zu Mittag. Er ist ein sehr kenntnißreicher Arzt, hat mit Banks und Solander[9]) die Welt umsegelt und muß sicher von Gott und der Seele, vom Wahren und Falschen, von Recht und Unrecht besser Bescheid wissen, als Jemand, der nie über Coventgarden hinausgekommen ist. Der Doctor Grew hat überdies in seiner Jugend fast ganz Europa durchreist, ist in Rußland Zeuge von fünf oder sechs Revolutionen gewesen und hat den Pascha, Grafen Bonne-

val [10]) beſucht, der bekanntlich in Konſtantinopel ein vollkommener Muſelmann geworden iſt. Auch mit dem Irelander Mac Carthy [11]), dem papiſtiſchen Prieſter, der gleichfalls zum Islam übertrat, hat er verkehrt und nicht minder mit unſerm ſchottiſchen Presbyterianer Ramſay [12]), der es eben ſo machte, dann in Rußland diente und endlich in einer Schlacht gegen die Schweden in Finnland fiel. Endlich iſt er noch mit dem ehrwürdigen Pater Malagrida [13]) bekannt geworden, der ſpäter in Liſſabon verbrannt wurde, weil ihm die heilige Jungfrau Alles offenbart hatte, was ſie im Leibe ihrer Mutter, der heiligen Anna, vorgenommen.

Sie werden einräumen, daß ein Mann, der ſo vielerlei geſehen hat, wie Grew, der größte Metaphyſiker von der Welt ſein muß. Vergeſſen Sie alſo nicht, ſich morgen zum Eſſen bei mir einzufinden!

G. Und übermorgen wieder, mein lieber Sibrac; denn eine Mahlzeit reicht nicht, um ſich gehörig zu belehren.

Fünftes Kapitel.

Den folgenden Tag ſpeiſten die drei Denker zuſammen, und da ſie gegen das Ende der Mahlzeit etwas aufgeräumter wurden, wie die meiſten Philoſophen, wenn ſie zu Tiſche ſitzen, vertrieben ſie ſich die Zeit damit, alles Elend, alle Dummheiten und alle Gräuel mit einander durchzugehen, mit denen die menſchliche Gattung von der ſüdlichen Hemiſphäre bis an den Nordpol und von Lima bis Miako behaftet iſt. Eine ſo

bunte Mannigfaltigkeit von Abscheulichkeiten ist bei alle dem höchst unterhaltend. Von diesem Vergnügen hat freilich keiner jener Ofenhocker eine Ahnung, die nur ihren Kirchthurm kennen und die da glauben, daß die ganze übrige Welt so aussieht, wie Exchange-Alley in London oder wie die Straße La Huchette in Paris.

„Ich bemerke," sprach der Doctor Grew, „daß, trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit auf diesem Erdball, doch alle Menschen, die ich sah, mochten sie nun schwarz und krauswollig oder schwarz und behaart oder bronzefarbig oder roth oder bräunlich sein oder sich weiß nennen, sammt und sonders zwei Beine, zwei Augen und einen Kopf auf den Schultern haben, was auch der heilige Augustin sagen mag, der in seiner sieben und dreißigsten Predigt versichert, Akephalen, d. i. Leute ohne Kopf, Monokulen mit einem Auge und Monopeden mit einem Beine gesehen zu haben. Was die Menschenfresser betrifft, so räume ich ein, daß es deren in Menge giebt und daß vielleicht anfangs alle Völker es waren. Man hat mich oft gefragt, ob die Bewohner der großen Inseln, die man Neuseeland nennt, Leute, die unter allen Barbaren auf der untersten Stufe der Barbarei stehen, getauft wären? Ich antwortete, daß ich es nicht wisse, daß es aber möglich sei; daß die Juden, die jene an Barbarei noch übertrafen, zwei Taufen statt einer gehabt hätten, die Taufe der Gerechtigkeit und die Taufe der Heimath."

„Ganz recht, das ist mir wohl bekannt," sprach Goodman, „und ich habe häufig mit andern Leuten, die behaupten wollen, wir hätten die Taufe erfunden, lebhaft darüber gestritten. Nein, ihr Herren, wir haben nichts erfunden, sondern nur wiedergekäut. Doch ich bitte

Sie, Herr Grew, sagen Sie uns doch, welche von den 80 oder 100 Religionen, die Sie auf Ihren Reisen gesehen haben, Ihnen am besten gefallen hat; vielleicht die Religion der Neuseeländer oder die der Hottentotten?"

Grew. Ohne allen Vergleich die Religion der Insel Otaheiti. Ich habe beide Hemisphären durchstreift, aber nichts gesehen, was sich dieser glückseligen Insel und ihrer frommen Königin an die Seite stellen ließe. In Otaheiti ist die Natur zu Hause. Sonst sah ich überall nur Larven, nur Schelme, von denen sich Dummköpfe betrügen lassen, nur Marktschreier, die den übrigen das Geld aus der Tasche stibitzen, um sich in Ansehen zu setzen, und die wieder Ansehen und Geltung erschleichen, um ungestraft auf Beute ausgehen zu können; die den Leuten Spinnwebe verkaufen, um ihre Rebhühner zu schmausen; die euch Schätze und Wohlleben versprechen, wenn Niemand mehr da sein wird, damit ihr den Spieß dreht, während sie sich's wohl sein lassen. Bei Gott! auf der Insel Otaheiti geht's anders zu. Diese Insel ist weit civilisirter als Neuseeland und das Land der Kaffern, ja ich möchte sagen, als unser Altengland, weil die Natur sie mit einem fruchtbarern Boden begünstigte. Sie gab ihr den Brodbaum, ein eben so nützliches als bewundernswürdiges Geschenk, womit sie nur einige Inseln der Südsee bedachte. Otaheiti besitzt überdies Geflügel, Obst, Hülsenfrüchte und andres Gemüse in Menge. In einem solchen Lande hat man nicht nöthig, Seinesgleichen zu verzehren; wohl aber giebt es ein natürlicheres, süßeres, allgemeineres Bedürfniß, und die Religion Otaheiti's befiehlt, es öffentlich zu befriedigen. Es ist dies ohne Zweifel der ehrwürdigste unter allen denkbaren Reli-

gionsgebräuchen. Ich war sammt der ganzen Mannschaft unsres Schiffes Augenzeuge davon. Denken Sie nicht etwa, ich wolle Ihnen hier ein Mährchen aufbinden, wie man sie bei Dutzenden in den „merkwürdigen und erbaulichen Briefen" der ehrwürdigen Väter Jesuiten findet. Der Doctor John Hawkesworth [14]) ist gegenwärtig mit der Herausgabe des Berichts über unsre Entdeckungen auf der südlichen Hemisphäre beschäftigt. Ich war der beständige Begleiter des Herrn Banks, jenes hochachtbaren jungen Manns, der seine Zeit und sein Vermögen der Beobachtung der Natur am Südpol weihte, während die Herren Dawkins und Wood eben von den Ruinen Palmyra's und Baalbek's zurückkamen, wo sie die urältesten Kunstdenkmäler durchforscht hatten, und während Herr Hamilton die erstaunten Neapolitaner über die Naturgeschichte ihres Vesuv belehrte. Jener Herr Banks nun, so wie die Herren Solander, Kapitän Cook und hundert andre können mir die Thatsache bezeugen, die ich Ihnen jetzt erzählen will. — Die Prinzessin Oberea, Königin von Otaheiti.."

Man brachte in diesem Augenblick den Kaffee, und nachdem man ihn eingenommen hatte —

Sechstes Kapitel.

Nachdem also die Königin Oberea uns mit einer Höflichkeit, die der Königin von England würdig gewesen wäre, uns aufs großmüthigste beschenkt hatte, gab sie ihre Neugier zu erkennen, einmal unserm anglikanischen Gottesdienste beizuwohnen. Wir feierten ihn

demnach in ihrer Gegenwart mit möglichſtem Glanz. Sie lud uns hierauf denſelben Nachmittag zu dem ihrigen ein. Es war der 14. Mai 1769. Wir fanden ſie in der Mitte von etwa 1000 Perſonen beiderlei Geſchlechts, die ſie im Halbkreiſe und in ehrfurchtsvollem Schweigen umſtanden. Ein junges bildſchönes Mädchen in einfachem, aber ſehr geſchmackvollen Hauskleide lag zurückgelehnt auf einer Erhöhung, die als Altar diente. Die Königin Oberea befahl einem ſchönen Jüngling von etwa 20 Jahren, ſich zum Opfer anzuſchicken. Er ſprach eine Art Gebet aus und beſtieg den Altar. Die beiden Opfernden waren halb nackt. Die Königin belehrte mit majeſtätiſcher Miene das junge Opfer über die anſtändigſte und zweckmäßigſte Weiſe, die heilige Handlung zu vollziehen. Alle Otaheiter waren ſo aufmerkſam und andächtig, daß keiner unſrer Matroſen ſich unterſtand, die Zeremonie durch ein unanſtändiges Gelächter zu ſtören. Dies iſt es, was ich und mit mir, wie geſagt, unſre ganze Schiffsmannſchaft in Otaheiti ſah. Die Folgerungen mögen Sie ſelbſt daraus ziehen."

„Ich finde an dieſem heiligen Feſte durchaus nichts Wunderbares," ſprach der Doctor Goodman, „ich bin überzeugt, daß es das erſte Feſt war, welches die Menſchen jemals feierten, und ich ſehe nicht ein, warum man nicht zu Gott beten ſollte, wenn man im Begriff ſteht, ein Weſen nach ſeinem Bilde zu erzeugen, ſo gut wie man z. B. ein Gebet vor der Mahlzeit verrichtet, die dazu dient, unſern Körper zu erhalten. An der Entſtehung eines vernünftigen Geſchöpfs arbeiten, iſt unſtreitig die edelſte und heiligſte Handlung. So dachten die alten Inder, die den Lingam, ein Symbol

der Zeugung verehrten; so die alten Aegypter, die im feierlichen Aufzuge den Phallos umhertrugen, und nicht minder die Griechen, die diesen Kultus von ihnen annahmen und den Priapos Tempel errichteten. Wenn man noch die elende kleine Nation der Juden anführen darf, dieser plumpen Nachahmer aller ihrer Nachbarn, so heißt es in ihren Büchern, daß dies Volk den Priapos (Miplezeth) anbetete und daß eine jüdische Königin, die Mutter des Königs Assa, seine Hoheprieſterin war [15]). Wie dem übrigens sei, so ist's durchaus nicht wahrscheinlich, daß jemals ein Volk irgend einen Kult aus Liederlichkeit eingeführt habe. Wohl arteten mitunter Religionsgebräuche im Verlauf der Zeiten in wirkliche Ausschweifungen aus; die Satzungen an sich aber waren ursprünglich immer unschuldig und rein. Unsre ersten Agapen, wobei Jünglinge und Mädchen sich züchtig auf den Mund küßten, arteten erst spät in verliebte Zusammenkünfte und Treulosigkeiten aus. Wollte Gott, ich könnte mit Miß Fidler vor der Königin Oberea in allen Züchten und Ehren mein Opfer bringen! Das wäre jedenfalls der schönste Tag und die schönste Handlung meines Lebens."

Herr Sidrac, der bis dahin noch nichts dazu gesagt hatte, weil Goodman und Grew ihn nicht zu Worte kommen ließen, brach endlich sein Schweigen und sprach: „Was Sie da erzählen, erregt meine höchste Bewunderung. Ich halte die Königin Oberea für die erste Königin auf der südlichen Hemisphäre, ja ich möchte sagen auf beiden Hemisphären. Doch neben so viel Ruhm und Glück giebt es doch auch einen Punkt, der mich schaudern macht und worauf Herr Goodman vorhin anspielte; Sie gingen aber nicht darauf

ein. Ist es wahr, Herr Grew, daß der Kapitän Wallis, der vor Ihnen auf dieser glückseligen Insel landete, die beiden scheußlichsten Plagen der Menschheit, die Blattern und die Syphilis dort einschwärzte [16])?"

„Ja, das weiß der Himmel!" versetzte Herr Grew; „die Franzosen schieben es uns in die Schuhe und wir den Franzosen. Herr Bougainville behauptet, die verfluchten Engländer hätten die Königin Oberea angesteckt [17]); Kapitän Cook versichert dagegen [18]), die Königin verdanke dies Präsent Niemand anders als Herrn Bougainville in höchst eigner Person. Wie dem auch sei, es geht mit diesen Seuchen, wie mit den schönen Künsten: Niemand kennt ihren eigentlichen Erfinder; doch im Verlauf der Zeiten machen sie die Reise durch Europa, Asien, Afrika und Amerika."

„Schon seit langen Jahren beschäftigt mich die Ausübung der Wundarzneikunst," sprach Sidrac, „und ich gestehe, daß ich der Syphilis den größten Theil meines Vermögens verdanke; doch ist deshalb mein Abscheu dagegen um nichts geringer. Madam Sidrac beglückte mich damit in unsrer Hochzeitsnacht, und da sie eine außerordentlich zartfühlende Frau in Allem ist, was die Ehre beeinträchtigen könnte, so ließ sie in allen öffentlichen Blättern London's bekannt machen, sie sei zwar in der That mit dem fatalen Uebel behaftet, habe es aber aus dem Schooß ihrer Frau Mutter mit auf die Welt gebracht und es sei nun einmal ein angestammter Familienfehler. Woran dachte die sogenannte Natur, als sie auf diese Weise die Quellen des Lebens vergiftete? Man hat es oft gesagt und ich wiederhole es: es giebt keinen entsetzlichern, abscheulichern Widerspruch. Wie! der Mensch soll nach dem Bilde

Gottes gemacht ſein, **finxit in effigiem moderantum cuncta Deorum** [19]; und in die Zeugungsgefäße dieſes Ebenbildes wurde Schmerz, Anſteckung und Tod gepflanzt! Was wird da aus dem ſchönen Verſe Lord Rocheſter's:

Die Liebe führt ein Land zu Gott zurück,
Wo an ſein Daſein keiner mehr geglaubt [20]?"

„Ei!" warf der ehrliche Goodman dazwiſchen, „da habe ich am Ende gar Urſache der Vorſehung zu danken, daß aus meiner Heirath mit der himmliſchen Miß Fidler nichts geworden iſt; denn wer weiß, wie es mir vielleicht ergangen wäre? Kann man doch für Niemand in der Welt mehr einſtehen! Jedenfalls, lieber Sidrac, haben Sie mir in Allem, was meine Blaſe betrifft, Ihren Beiſtand zugeſagt."

„Ich ſtehe Ihnen zu Dienſten," verſetzte Sidrac; „doch ſchlagen wir uns dieſe Grillen aus dem Sinn!"

Goodman ſchien aber, als er ſo ſprach, eine Vorahnung zu haben, wie es ihm gehen würde.

Siebentes Kapitel.

Den folgenden Tag erörterten unſre drei Philoſophen die große Frage: Welches iſt die Haupttriebfeder aller menſchlichen Handlungen? Goodman, der noch immer den Verluſt ſeiner Pfründe und ſeiner Geliebten nicht verſchmerzen konnte, erklärte dafür die Liebe und den Ehrgeiz. Grew, der ſich weiter in der Welt umgeſehen hatte, ſtimmte für das Geld; der große Anatom Sidrac aber verſicherte, es ſei nichts Andres, als der Nachtſtuhl. Seine beiden Tiſchgenoſ-

sen sperrten vor Verwunderung Maul und Nase auf; der gelehrte Sidrac jedoch bewies ihnen seinen Satz folgendermaßen:

„Ich habe die Beobachtung gemacht und jederzeit bestätigt gefunden, daß alle Angelegenheiten dieser Welt von der Meinung und dem Willen irgend einer Hauptperson, sei er nun König, erster Minister oder geheimer Secretär, abhängen. Diese Meinung und dieser Wille nun sind die unmittelbare Wirkung der Art und Weise, wie die Lebensgeister im kleinen Gehirn und in der **Medulla oblongata** durchsickern. Diese Lebensgeister sind durch den Umlauf des Bluts bedingt und die Beschaffenheit des Bluts wieder durch die Bildung des Chylus. Letzterer bildet sich in dem Netze des **Mesenterium**; das **Mesenterium** hängt vermittelst dünner Fädchen an der äußern Wandung der Eingeweide; die Eingeweide aber sind, mit Erlaubniß zu sagen, mit Koth angefüllt. Trotz der drei starken Membranen nun, womit jeder Darm bekleidet ist, ist er durchlöchert wie ein Sieb; denn es giebt keinen ganz dichten Körper in der Natur, man findet kein noch so winzig kleines Sandkörnchen, das nicht unzählige Poren hätte. Man könnte tausend Nadeln durch eine Kanonenkugel bohren, wenn man welche fände, die fein und zugleich stark genug wären. Wie geht es nun einem Menschen, der mit Obstructionen behaftet ist? Die zartesten, feinsten Theile der **Faeces** vermischen sich mit dem Chylus in den **Venis Azellii**, gelangen in die Pfortader und das **Receptaculum Pecquetii**, von da in die **Subclavia** und bringen so zuletzt bis in das Herz des galantesten Mannes, wie der koketteſten Frau. Es ist gleichsam ein Thau von ausgetrocknetem Koth, der den gan-

zen Körper durchdringt. Wenn dieser Thau das Zellgewebe, die Gefäße und die Drüsen eines Schwarzgalligen überschwemmt, so steigert sich seine üble Laune bis zur Wildheit; das Weiße in seinen Augen wird dunkelglühend; seine Lippen sind auf einander gepreßt, sein Gesicht hat ein scheckig mißfarbiges Ansehen; er scheint euch zu drohen: kommt ihm ja nicht zu nahe! und wenn er ein Staatsminister ist, hütet euch wohl, ihm eine Bittschrift zu überreichen: er sieht alles Papier nur als ein Mittel an, dessen er sich, nach dem alten in ganz Europa einmal eingewurzelten scheußlichen Gebrauch, gern zu dem bekannten Zweck möchte bedienen können. Erkundigt euch auf seine Weise bei seinem Lieblingskammerdiener, ob Se. Excellenz heute Morgen mit Erfolg zu Stuhle gewesen. Das Ding ist weit wichtiger, als man denkt. Die Verstopfung eines großen Herrn hat mehr als einmal die blutigsten Scenen herbeigeführt. Mein Großvater, der als ein hundertjähriger Greis starb, war Cromwell's Leibapotheker und hat mir oft erzählt, daß der Protector seit 8 Tagen keine Oeffnung gehabt hatte, als er seinem Könige den Kopf abschlagen ließ. Wer in der Geschichte des Continents einigermaßen Bescheid weiß, wird sich auch erinnern, daß man den Herzog von Guise, mit dem Beinamen der Benarbte, oft warnte, es im Winter während eines anhaltenden Nordostwindes mit Heinrich III. nicht zu verderben. Der König litt dann immer an außerordentlichem Stuhlzwang; seine Faeces stiegen ihm zu Kopfe und er war unter solchen Umständen zu jeder Gewaltthätigkeit fähig. Der Herzog schlug die weise Warnung in den Wind, und was geschah? Er und sein Bruder fielen unter

den Dolchen der Meuchelmörder des Königs. — Des Letztern Vorgänger, Karl IX., war der hartleibigste Mann in seinem ganzen Reiche. Die Höhlungen seines Colon und seines Intestinum rectum waren dermaßen verstopft, daß ihm endlich das Blut aus allen Poren drang, und man weiß nur zu wohl, daß seine, eben in Folge dessen widernatürlich entzündete Leibesbeschaffenheit eine der Haupturſachen der Bartholomäusnacht war. — Solche Leute dagegen, die gut bei Leibe sind, die sich geschmeidiger Eingeweide und eines offenen Gallengangs erfreuen, deren Motus peristalticus [21]) leicht und regelmäßig von Statten geht, und die sich alle Morgen nach dem Frühstück mit nicht mehr Mühe, als wenn man ausspeit, ihres Ballasts nach unten entledigen; solche von der Natur begünstigte Personen sind sanft, leutselig, freundlich, zuvorkommend, mitleidig und dienstfertig. Ein Nein in ihrem Munde ist nicht so widerwärtig, wie ein Ja in dem Munde eines Verstopften.

Diese Unterleibsverhältnisse haben so großen Einfluß, daß ein Durchfall oft den Menschen kleinmüthig macht. Die Ruhr schwächt den Muth. Einem durch Schlaflosigkeit, durch ein schleichendes Fieber und durch funfzig faulichte Ausleerungen abgematteten Menschen dürft ihr nicht zumuthen, am hellen Tage eine Schanze zu erstürmen. Daher kann ich auch unmöglich der Sage Glauben schenken, daß unser Heer in der Schlacht bei Azincourt (1415) die Ruhr hatte und mit herunterhängenden Hosen den Sieg davon trug. Einige Soldaten hatten vielleicht einen Durchfall, weil sie sich auf dem Marsche mit schlechten Weintrauben den Magen verdorben hatten, und das haben denn die Ge-

ſchichtsſchreiber, nach ihrer gewohnten Weiſe, übertrieben.

„Und das, ihr Herrn, nennt man Geſchichte ſchreiben.“

So ſchwatzte auch ein Franzoſe dem andern nach, daß unſer großer König Eduard III. ſich ſechs Bürger von Calais mit dem Strick um den Hals ausliefern ließ, um ſie hängen zu laſſen, weil ſie ſich unterſtanden hatten, die Belagerung muthig auszuhalten, und daß ſeine Gemahlin endlich durch ihre Thränen die Begnadigung der tapfern Männer erwirkte[22]). Dieſe Romanſchreiber wiſſen nicht, daß es eine hergebrachte Sitte jener barbariſchen Zeit war, die Bürger mit dem Stricke um den Hals dem Sieger vorzuführen, wenn ſie ihn vor einem unhaltbaren Neſte zu lange aufgehalten hatten. Aber ſicher war es dem großherzigen Eduard nicht in den Sinn gekommen, die ſechs Geißeln erdroſſeln zu laſſen, da er ſie im Gegentheil mit Geſchenken und Ehrenbezeigungen überhäufte. Ich kenne nichts Widerlicheres, als alle ſolche Abgeſchmacktheiten, womit ſo viele ſogenannte Hiſtoriker ihre Chroniken zu würzen vermeinten, und wozu ich namentlich auch alle jene elenden Beſchreibungen von Schlachten zähle. Eben ſo gern will ich glauben, daß Gideon mit 300 Krügen einen glorreichen Sieg davontrug. Ich leſe, Gott ſei Dank, nur in der Naturgeſchichte, vorausbedungen, daß ein Burnet, ein Whiſton und ein Woodward[23]) mich nicht länger mit ihren verdammten Syſtemen langweilen, daß ein Maillet[24]) mir nicht weiß machen will, das irländiſche Meer habe den Berg Kaukaſus erzeugt und unſer Erdball ſei von Glas; daß man mir endlich Waſſerbinſen nicht für

Raubthiere und Korallen nicht für Insekten aufschwatzt; kurz vorausbedungen, daß mir nicht jeder Marktschreier seine Träumereien unverschämterweise als Wahrheiten verkauft. Ich gebe weit mehr auf eine gute Diät, die meine Säfte im Gleichgewicht erhält und mir eine tüchtige Verdauung und gesunden Schlaf verschafft. Trinkt warm, wenn es friert, trinkt kalt in den Hundstagen; hütet euch in allen Dingen vor dem Zuviel und Zuwenig; verdaut, schlaft und macht euch einen guten Tag, so braucht ihr für nichts weiter zu sorgen."

Achtes Kapitel.

Wie Herr Sidrac eben diese Worte ausgesprochen hatte, meldete man Herrn Goodman, der Haushofmeister des seligen Grafen Chesterfield halte in seiner Kutsche vor dem Hause und wünsche ihn wegen einer sehr dringenden Angelegenheit zu sprechen.

Goodman eilte hinunter, um die Befehle des Herrn Haushofmeisters in Empfang zu nehmen, der ihn einzusteigen bat und mit der Frage begann: „Sie wissen vielleicht, Sir, was Herrn und Mrs. Sidrac in ihrer Hochzeitsnacht begegnete?"

„Ich weiß es, Sir; er hat uns eben das kleine Abenteuer erzählt."

„Nun gut! grade so ist es der schönen Miß Fidler und dem Herrn Pfarrer, ihrem Gemahl, ergangen. Den Tag darauf haben sie sich geschlagen, den dritten Tag sich getrennt, und man hat dem Herrn

Pfarrer seine Pfründe entzogen. Ich liebe die Fidler; ich kenne ihre Liebe zu Ihnen, weiß aber auch, daß sie mich nicht haßt. Aus dem kleinen Mißgeschick, das an ihrer Scheidung Schuld ist, mache ich mir nichts. Treten Sie mir Miß Fidler ab, so verschaffe ich Ihnen die Pfarre, die 150 Pfund einträgt. Ich gebe Ihnen nur 10 Minuten Bedenkzeit."

„Der Vorschlag ist ein wenig kitzlig, Sir. Ich will doch meine Philosophen Sidrac und Grew um Rath fragen, im Augenblick bin ich wieder bei Ihnen."

Er eilt zu seinen Rathgebern.

„Ich sehe doch," sprach er, „daß die Verdauung in den Angelegenheiten dieser Welt nicht allein in Betracht kommt, sondern daß Liebe, Ehrgeiz und Geld auch ein Wort mitsprechen."

Er trägt ihnen hierauf den Fall vor und bittet sie, auf der Stelle seinen Entschluß zu bestimmen. Beide schlossen, daß für 150 Pfund alle Mädchen des Kirchspiels ihm zu Gebot stehen würden und Miß Fidler noch in den Kauf.

Goodman erkannte die Weisheit dieser Entscheidung. Er bekam die Pfarre und erfreute sich der Liebe seiner theuern Miß Fidler im Stillen, was noch viel süßer war, als wenn er sie zur Frau gehabt hätte. Herr Sidrac leistete ihm bei Gelegenheit die wirksamsten Dienste. Er wurde einer der gefürchtetsten Priester in England und ist fester als je von dem unwandelbaren Verhängniß überzeugt, das die Welt im Großen wie im Kleinen regiert.

Noten zu der Erzählung:
Die Ohren des Grafen Cheſterfield.

1) Dormer Stanhope, Graf Cheſterfield (1694—1773), der große Staatsmann und Verfaſſer des berühmteſten aller Lehrbücher der guten Lebensart, wurde wirklich in ſeinem Alter taub. — Von ſeinem Hauptwerke, ſeinen letters to his son, ſagte Samuel Johnſon, daß er darin die Moral einer Buhlerin und die Manieren eines Tanzmeiſters lehre.

2) In der phyſikaliſchen Bedeutung des Wortes.

3) Voltaire erinnert hier an ſeine eignen ausführlichen Erörterungen dieſes Gegenſtandes an vielen Stellen ſeiner Schriften, wobei er insbeſondre folgenden Dialog im Dictionnaire philosophique im Sinne zu haben ſcheint.

Der Philoſoph und die Natur.

Der Philoſoph. Wer biſt du, Natur? Ich lebe in dir; ſeit 50 Jahren ſuche ich dich und konnte dich bis jetzt nicht finden.

Die Natur. Die alten Aegypter, deren Leben 1200 Jahre gewährt haben ſoll, machten mir denſelben Vorwurf. Sie nannten mich Iſis, deckten mir einen großen Schleier übers Haupt und ſagten, daß Niemand ihn lüften könne.

Ph. Eben deshalb wende ich mich an dich. Es gelang mir zwar, einige deiner Weltkörper zu meſſen, ihre Bahnen zu berechnen und die Geſetze der Bewegung zu beſtimmen; nie aber konnte ich die rechte Kunde darüber erlangen, was du biſt. Biſt du immer thätig? oder immer leidend? haben deine Elemente ſich ſelbſt geordnet, wie das Waſſer ſich über dem Sande hält, das Oel über dem Waſſer und die Luft über dem Oel? haſt du einen Geiſt, der alle deine Verrichtungen leitet, wie die Concilien, ſobald ſie zuſammentreten, inſpirirt ſind, ſo unwiſſend die einzelnen Mitglieder auch ſein mögen? Ich flehe dich an, nenne mir das Löſungswort deines Räthſels.

N. Ich bin das große All, mehr weiß ich dir selbst nicht darüber zu sagen. Ich verstehe nichts von der Mathematik und gleichwohl ist Alles in mir nach mathematischen Gesetzen geordnet. Errathe nun, wenn du kannst, wie das Alles zugegangen ist.

Ph. Gewiß, da dein großes All nichs von der Mathematik versteht und deine Gesetze gleichwohl die tiefsinnigste Geometrie beurkunden, muß es einen ewigen Mathematiker geben, der dir vorsteht, einen höchsten Verstand, der deine Verrichtungen leitet.

N. Du hast recht; ich bin Wasser, Erde, Feuer, Atmosphäre, Metall, Mineral, Stein, Pflanze, Thier. Ich fühle allerdings das Vorhandensein eines Verstandes in mir. Auch du besitzest ihn, ohne ihn zu sehen, so wenig wie ich den meinigen sehe. Wohl aber fühle ich diese unsichtbare Macht. Ihr wahres Wesen kenne ich nicht, und wie kannst du, der du nur ein kleiner Theil meiner selbst bist, Anspruch darauf machen, etwas zu wissen, was ich selbst nicht weiß?

Ph. Wir sind neugierig; ich möchte gern wissen, wie es zugeht, daß du, in deinen Bergen, Wüsten und Meeren so roh und wild, gleichwohl in deinen Thieren, in deinen Pflanzen so sinnreich und erfinderisch erscheinst.

N. Soll ich dir die Wahrheit sagen, mein gutes Kind? Man hat mir einen Namen gegeben, der mir nicht zukommt; man nennt mich Natur und ich bin durch und durch Kunst.

Ph. Das Wort bringt alle meine Vorstellungen in Verwirrung. Wie! die Natur wäre nur Kunst?

N. Ohne Zweifel. Weißt du denn nicht, daß in jenen Meeren, jenen Bergen, die dir so roh scheinen, eine unendliche Kunst sich offenbart? Weißt du nicht, daß alle jene Gewässer sich vermöge der Schwerkraft nach dem Mittelpunkte der Erde zu senken und sich nur nach unwandelbaren Gesetzen emporheben? daß jene Berge, die das Land bekränzen, die unermeßlichen Behälter ewigen Schnees sind, der ohne Unterlaß jene Quellen, Seen und Flüsse erzeugt, ohne welche mein Thierreich und mein Pflanzenreich zu Grunde gehen müßten? Und was meine sogenannten drei Reiche der Thiere, Pflanzen und Mineralien betrifft, die du allein kennst, so wisse, daß ich deren Millionen umfasse. Betrachtest du aber auch nur die Bildung eines Insekts, einer Kornähre, des Goldes oder des Kupfers, so muß dies Alles dir schon als ein Wunder der Kunst erscheinen.

Ph. Freilich, je mehr ich darüber nachdenke, desto klarer

erkenne ich, daß du nur die Kunst irgend eines sehr mächtigen und sinnreichen Wesens bist, das sich verbirgt und dich erscheinen läßt. Alle Vernünftler seit Thales und wahrscheinlich schon lange vor ihm spielten blinde Kuh mit dir. Sie sagten: „Jetzt habe ich dich!“ und griffen ins Blaue. Wir gleichen Alle dem Ixion; er glaubte, die Götterkönigin zu umschlingen, und hielt nur eine Wolke in den Armen.

N. Da ich Alles bin, was da ist, wie könnte wohl ein Wesen wie du, ein so kleiner Theil meiner selbst, mich fassen? Begnügt euch, ihr Atome, meine lieben Kinder, einige Atome zu sehen, die euch umgeben, ein paar Tropfen meiner Milch zu trinken, ein paar Augenblicke in meinem Schooße zu vegetiren und zu sterben, ohne eure Mutter und eure Amme gekannt zu haben.

Ph. Geliebte Mutter, sage mir nur, warum du da bist, warum überhaupt etwas da ist.

N. Ich werde dir antworten, was ich seit so vielen Jahrhunderten Jedem antworte, der mich über die Urstoffe befragt: Ich weiß nichts davon.

Ph. Wäre vielleicht das Nichts diesen zahllosen Existenzen vorzuziehen, die nur geschaffen sind, um beständig aufgelöst zu werden, dieser Menge lebender Wesen, die geboren und wieder erzeugt werden, um andre zu verschlingen und selbst verschlungen zu werden, dieser Menge empfindender Wesen, die zu so vielen schmerzlichen Empfindungen erschaffen sind, dieser Menge verständiger Wesen endlich, die doch das Wahre und Rechte nur so selten verstehen? Wozu dies Alles, o Natur?

N. Ei! frage den, der mich gemacht hat.

4) Voltaire spielt hier wieder auf einen Artikel (génération) des Dictionnaire philosophique an, wo er in ähnlicher Weise die Unerklärlichkeit des Wunders der Zeugung bespricht. Derselbe schließt mit den Worten: Ihr werdet meinem Systeme vorwerfen, daß sich darin eine gewaltige Unwissenheit beurkundet. Ich räume es ein, allein ich antworte euch, wie der Bischof Montmarain von Aire (in Gascogne) seinen Amtsbrüdern antwortete. Er hatte aus seiner Ehe, bevor er die Priesterweihe empfangen, zwei Kinder. Diese nun stellte er ihnen ganz unbefangen vor, und als sie darüber lachten, sprach er: „Meine Herren, der Unterschied unter uns besteht nur darin, daß ich mich zu den meinigen bekenne.“

5) William Warburton, Bischof von Gloceſter, war einer der heftigſten Widerſacher Voltaire's, der ſelbſt, ehe er von ihm angegriffen wurde, ſeinem Scharfſinne und ſeiner Gelehrſamkeit die größte Gerechtigkeit hatte widerfahren laſſen.

6) Der Dichter John Philips in ſeinem humoriſtiſchen Gedichte: The splendid shilling.

7) Das Folgende ſind Auszüge aus Voltaire's gründlichern Erörterungen dieſes Gegenſtandes im 13. der engliſchen Briefe; in den Elémens de la philosophie de Newton, I, 7; im Traité de metaphysique, 5 u. 6; in der Abhandlung „über die Seele, von Soranus" und vor Allem in dem ſehr ausführlichen Artikel darüber im Dictionnaire philosophique.

8) Doctor Grew als Begleiter Cook's eine fingirte Perſon, wobei aber Voltaire vermuthlich den i. J. 1711, alſo 57 Jahre vor jener Reiſe verſtorbenen, engliſchen Arzt und Naturforſcher Nehemia Grew im Sinne hat.

9) Sir Joſeph Banks und Dr. Daniel Solander, Letzterer ein Schwede und Schüler Linné's, begleiteten Cook auf ſeiner erſten Reiſe um die Welt, von der ſie eine reiche Ausbeute naturwiſſenſchaftlicher, beſonders botaniſcher Entdeckungen heimbrachten.

10) Mehr über dieſen Abenteurer findet man im Siècle de Louis XV. (vgl. d'Alembert's Lobrede auf Monteſquieu, vor dem G. d. G., Th. I, S. 22 unſr. Ausg.), und einen langen Brief von ihm an Voltaire, worin er ſeinen Uebertritt zum Islam zu rechtfertigen ſucht, in dem (V. zugeſchriebenen) Commentaire historique sur les oeuvres de l'auteur de la Henriade.

11) Voltaire hat dieſem iriſchen Renegaten, der ihm mit 2000 Livres durchging, auch in einer Strophe ſeiner Ode l'ingratitude ein Ehrendenkmal geſetzt. Mac Carthy trat ſpäter wieder zum Chriſtenthum über und ſtarb in Liſſabon.

12) Der Schotte Ramſay wird in einer Note zu der ebengenannten Ode als der Freund und Gefährte Mac Carthy's erwähnt. Nicht zu verwechſeln iſt er mit ſeinem gleichzeitigen Landsmann, dem berühmten hiſtoriſchen und politiſchen Schriftſteller Ramſay, der gleichfalls zu einer andern Religion, aber nur zum Katholicismus übertrat, und deſſen Voltaire häufig, doch in ehrenvollerer Weiſe, gedenkt.

13) Im Siècle de Louis XV., ch. 38, finden ſich ausführlichere Nachrichten über dieſen Jeſuiten, der genau genommen

weniger wegen jener unschuldigen Offenbarungen als wegen seiner Theilnahme an dem Mordversuch gegen den König von Portugal i. J. 1761 gehängt wurde.

14) John Hawkesworth's account of the voyages undertaken for making discoveries in the southern hemisphere etc. 3 volumes. Der Bericht über die otaheitischen „Vespers", wovon im folgenden Kapitel die Rede ist, steht im 2. Bande, b. I, chap. 12, p. m. 128, lautet aber dort nicht ganz so feierlich, wie hier im Munde des Dr. Grew.

15) 1 Kön. 15; 2 Chron. 15. Priap heißt dort Mylezeth, an andern Stellen Thammus. Vgl. Prinzessin von Babylon, Anm. 16.

16) Der erste Entdecker von Otaheiti i. J. 1767.

17) Vgl. Gesch. des Huronen, S. 108, Anm. 11.

18) Bougainville hatte in diesem Falle doppelt guten Grund, die Insel „Cythere" zu taufen, die neuerdings in ernsterer Weise zum Zankapfel zwischen beiden Nationen werden sollte.

19) Ovid. metam.

20) Vielleicht ist eine Stelle in Rochester's Gedicht: the Juniper-tree gemeint, die aber in diesem Falle hier mehr als frei übersetzt wäre.

21) Ductus choledochus ist der Kanal, durch den sich die Galle aus Leber- und Gallenblase in den Zwölffingerdarm ergießt, und Motus peristalticus die wurmförmige Bewegung der Darmhäute, wodurch in den dünnen Gedärmen der Chymus (Speisebrei) und in den dicken die Fæces weiter befördert werden.

22) Nach dem Berichte des Jesuiten Daniel in seiner Geschichte von Frankreich.

23) Voltaire suchte die Weltentstehungssysteme dieser drei englischen Physiker in seiner Dissertation sur les changemens arrivés dans notre globe ernsthaft und in den Satyren les systèmes und les cabales humoristisch zu widerlegen.

24) Ueber das System Maillet's (französ. Consuls in Algier) vgl. Voltaire's Singularités de la nature.

Druck von E. Polz in Leipzig.

In meinem Verlage iſt erſchienen:

Geſchichte Europa's

ſeit

der erſten franzöſiſchen Revolution

von

Archibald Aliſon.

Deutſch

von

Dr. L. Meyer.

1—5. Band. gr. 8. 1842—44. à 1½ Thlr.

Aliſon's Geſchichte von Europa und den außereuropäiſchen Ländern, inwiefern ſie Einfluß auf die Geſchichte Europa's hatten, iſt eine der wichtigſten Erſcheinungen, welche die neuere Literatur aufzuweiſen hat. Seit Jahren hat kein Geſchichtswerk ſo viel Epoche gemacht, wie das von Aliſon. Sein Talent iſt eminent; ſeine Quellen und Forſchungen ſind die reichhaltigſten und umfaſſendſten. — Obſchon der conſervativen Partei angehörend, läßt er jede Partei ſprechen, und entwickelt meiſterhaft, wie die Staaten nur mit und durch Repräſentation groß, mächtig, glücklich werden und ſein können. Er huldigt mit der geſammten gebildeten Welt der aufgeklärten und erleuchteten Gegenwart. Solche Männer und ſolche Werke gehören im Grunde keiner Partei an, denn ſie ſind eins mit allen Freunden der Menſchheit und ſtreiten für die koſtbarſten Güter dieſer Erde. —

Von dieſem ausgezeichneten Werke biete ich allen gebildeten Deutſchen, die aufrichtigen Antheil an der Entwicklung der europäiſchen Völker nehmen, eine Ueberſetzung und Bearbeitung von Hrn. Dr. L. Meyer an, welche ich mit Recht ein Normalwerk für unſere Literatur nennen kann. Die erſten 5 Bände ſind bereits erſchienen und in jeder Buchhandlung einzuſehen.

Otto Wigand.

Französische Classiker.

Vierte Abtheilung:

Voltaire's Werke

in

zeitgemäßer Auswahl.

Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen

von

Adolf Ellissen.

Fünfter Theil.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1854.

Vorwort des Herausgebers.

Bei dem jetzigen Stande der Kameralwissenschaften kann es mit der Herausgabe der dahin gehörenden Schriften Voltaires, zu dessen Zeiten es in diesem Theile der Staatswissenschaft kaum Tag zu werden begann, auf unmittelbare Belehrung natürlich nicht abgesehen sein. Wohl aber scheint es durch das historische Interesse gerechtfertigt, den Mann, der in seinen, alle Zweige des Wissens und der Kunst umfassenden Schriften dem achtzehnten Jahrhundert sein geistiges Gepräge aufdrückte, und die Gemüther, wie kein andrer, für die Revoluzion vorbereitete, den Zeitgenossen auch in seiner Beziehung zu jenen materiellen Verhältnissen der Gesellschaft vorzuführen, deren Gebrechen die nächste äußere Veranlassung zum Ausbruch der Katastrophe waren.

In schroffem Gegensatz mit den gleichwohl auf denselben Endzweck hinauslaufenden, aber von reiner Abstrakzion ausgehenden und sich daher über alle faktischen

Verhältniſſe leicht hinwegſetzenden Lehren Rouſſeau's zeigt ſich auch bei Erörterung der hier in Frage kommenden Gegenſtände Voltaire's durch Charakter und perſönliche Lage bedingte Scheu vor jeder gewaltſamen oder auch nur plötzlichen Abänderung des von ihm ſelbſt auf der andern Seite ſo rüſtig bekämpften alten Schlendrians; ſein Beſtreben, das aufrichtig erſehnte und nach Kräften geförderte Neue und Beſſere mit dem Beſtehenden zu vermitteln, ſtatt es nach natürlicher Konſequenz der Lehren Rouſſeau's auf deſſen Umſturz gründen wollen; kurz, der regſte Eifer für die Reform bei dem entſchiedenſten Haſſe gegen die Revolution. Wären nicht ſolche hypothetiſche Schlüſſe überhaupt eitel, ſo ließe ſich behaupten, daß Voltaire, den die Revoluzion als ihren Vorläufer pries, und zum erſten Heros des Pantheon erhob, wenn er ſie in der vollen Kraft ſeines Wirkens erlebt hätte, als eines ihrer erſten Opfer gefallen ſein würde.

Wie in ſeinen übrigen Schriften ſtoßen wir auch in den kleinen Aufſätzen über ſtaatswirthſchaftliche Gegenſtände häufig auf ſcheinbare Widerſprüche, in der Regel hervorgerufen durch Uebertreibung des jedesmal von ihm bekämpften Syſtems, welchem er an andern Stellen, ſobald es ſich in den vernunftgemäßen Schranken hält, die vollſte Beiſtimmung ſchenkt.

So erklärt er ſich in der bedeutendſten der vorliegenden Schriften, dem Homme aux quarante écus, nachdrücklich gegen die Verirrungen der Phyſiokraten, die alles Eigenthum auf den Grundbeſitz reduziren und alle Abgaben daher leiten wollten; läßt aber in andern Aufſätzen dem Prinzip dieſes Syſtems und der gemäßigtern Form, worin ſein Freund Turgot es ins Leben zu rufen

versuchte, volle Anerkennung widerfahren. Um diese Widersprüche zu motiviren und die wirklichen Irrthümer, in die Voltaire nicht selten verfällt, zu berichtigen, schien es zweckmäßig, seinen Abhandlungen die kritischen Bemerkungen eines Philosophen beizufügen, der, wie einst Voltaire die Lehren Newton's über das Wesen und die Kräfte der Natur, funfzig Jahre später die der Menschheit noch wichtigern Aufschlüsse Adam Smith's über die Natur als Quelle alles menschlichen Wohlseins und über die Mittel, sie als solche auszubeuten, aus England auf französischen Boden verpflanzte und dem es vorbehalten war, als Mitglied der gesetzgebenden Versammlung seines Vaterlandes, dort die Grundsätze der Vernunft und Freiheit in dem wichtigsten Zweige der Verwaltung aus dem Gebiete der Theorie wirklich ins Leben zu rufen. Condorcets Vorrede und Anmerkungen zu dem genannten Roman überheben uns der ausführlichern Analyse des physiokratischen Systems, wie es Quesnay (um 1758) in seinem Tableau économique, den Maximes générales du gouvernement économique, in den von Voltaire stellenweise bekämpften Enzyklopädie-Artikeln Grains und Fermiers und andern Schriften aufstellte und wie es von seinen Anhängern Dupont, Mercier de la Rivière, le Trosne, dem ältern Mirabeau (der jedoch selbst das System einen prächtigen Palast ohne Treppe nennt) und Andern, weiter ausgesponnen wurde.

Es sei hier nur noch bemerkt, daß in neuerer Zeit der als Gegner Adam Smiths bekannte Saint-Chamans eine seiner Diatriben gegen das freie Industriesystem unter dem Titel: Le petit fils de l'homme aux quarante écus herausgab. Von Voltaire's bei seinem Erscheinen

auf Befehl des Parlaments verbranntem Roman veranstaltete man noch unter der Restaurazion eine neue Ausgabe unter dem Titel: Le petit Voltaire constitutionnel, und in der That finden sich in dieser Erzählung manche zur Zeit ihrer Erscheinung für höchst gewagt geltende Sätze als fromme Wünsche ausgesprochen, die später als wesentliche Artikel der ersten französischen Konstituzion ins Leben traten.

In Betracht des auf dem Titel angegebenen Inhalts dieser Sammlung bedarf es keiner Rechtfertigung, daß nur die ihm entsprechenden Kapitel des Homme aux quarante écus, die für sich ein vollständiges Ganze bilden, hier aufgenommen sind. Die willkürlich eingeschobenen kritischen Digressionen über damals epochemachende Weltentstehungs- und Zeugungstheorien, über die Syphilis, über die ewige Verdammniß der Heiden und namentlich Voltaire's auch hier nicht fehlende Ausfälle gegen seine literarischen Widersacher wird hier wohl Niemand ungern entbehren.

Vorbemerkung von Condorcet.

Nach dem Frieden von 1748 schien das Interesse in Frankreich sich vorzugsweise dem Ackerbau und der Staatswirthschaft zuzuwenden, und es kamen viele Werke über diese beiden Gegenstände heraus. Voltaire sah mit Besorgniß, daß bei Sachen, die das Glück der Menschheit so nahe berührten, die Systemwuth sich auch in übrigens nützliche Beobachtungen und Erörterungen einschlich. In einer Anwandlung von übler Laune gegen jene Systeme vertrieb er sich die Zeit mit der Abfassung des vorliegenden Romans. Man hatte Mittel vorgeschlagen, sich durch den Ackerbau zu bereichern, welche theils Auslagen erforderten, die das Vermögen der reichsten Landwirthe überstiegen, theils nur schimärischen Gewinn vorspiegelten. Man hatte sich in vielen Schriften seltsamer Ausdrücke bedient, wie z. B. des „legalen Despotismus," um die Regierung eines unumschränkten Souverains zu bezeichnen, der seine sämmtlichen Entschlüsse den hier dar-

gelegten Grundsätzen der Staatswirthschaft anpassen würde; wie ferner jene Phrase, welche die gesetzgebende Gewalt zur Miteigenthümerin alles Besitzthums erklärte, um auszudrücken, daß Jeder, da er bei den Gesetzen, die ihm den freien Genuß seines Eigenthums sichern, interessirt sei, auch nach Verhältniß seines Einkommens die Ausgaben bestreiten müsse, welche die Aufrechthaltung jener Gesetze und der öffentlichen Sicherheit nothwendig macht.

Solche Ausdrücke schadeten übrigens nützlichen Wahrheiten. Diejenigen, welche es zuerst aussprachen, daß die Prinzipe der Staatsverwaltung von der Vernunft und Natur vorgeschrieben, daß sie in Monarchien und Republiken dieselben sind; daß von der Wiederherstellung dieser Prinzipe der wahre Reichthum, die Kraft, das Glück der Nazionen, und selbst der Genuß der wesentlichsten Menschenrechte abhängt; daß das Eigenthumsrecht in seiner ganzen Ausdehnung, das Recht, von seinem Gewerbfleiß und seinen Feldfrüchten einen völlig freien Gebrauch zu machen, für 99 Menschen unter Hunderten eben so natürliche und dabei weit wichtigere Rechte sind, als zum zehnmillionten Theil bei der gesetzgebenden Macht betheiligt zu sein; die hinzusetzten, daß die Erhaltung der persönlichen Sicherheit und Freiheit mit der Freiheit der Verfassung nicht so eng verknüpft ist, als man insgemein glaubt; daß in Betreff aller dieser Punkte, die mit der Gerechtigkeit und Vernunft am genausten übereinstimmenden Gesetze auch vom politischen Standpunkte gewürdigt die besten, ja unter allen Regierungsformen die einzig guten sind; daß endlich, so lange die Gesetze oder die Verwaltung schlecht sind, die wünschenswertheste Regie-

rung diejenige ist, von der man die schleunigste und durchgreifendste Reform jener Gesetze hoffen darf: Alle, sage ich, die solche Wahrheiten aussprachen, haben den Menschen genützt, indem sie ihnen die Augen darüber öffneten, daß sie das Glück näher hatten, als sie wähnten, und daß man nicht, indem man in der Welt das Oberste zu unterst kehrt, sondern indem man sie aufklärt, auf Wohlstand und Freiheit hoffen kann.

Die Vorstellung, daß die menschliche Glückseligkeit von der umfassendern, vollkommnern Erkenntniß der Wahrheit, mithin von den Fortschritten der Vernunft abhängt, ist der beste Trost, den man uns bieten kann; denn die Fortschritte der Vernunft sind für den Menschen das Einzige, was keine Grenzen, und die Erkenntniß der Wahrheit das Einzige, was möglicher Weise ewige Dauer hat.

Die Abgabe von dem Ertrage des Bodens ist die ersprießlichste für den, der sie erhebt, die am wenigsten lästige für den, der sie entrichtet, und die einzig billige, da sie die einzige ist, wo Jeder nach Maßgabe seines Besitzthums und des Grades, worin er bei der Erhaltung der Gesellschaft betheiligt ist, zahlt.

Diese Wahrheit wurde gleichfalls von den nämlichen Schriftstellern ausgesprochen und begründet, und gehört gewiß zu denen, die auf das Glück der Menschen einen sehr mächtigen und unmittelbaren Einfluß haben. Wenn aber, übrigens hellsehende und das Gute aufrichtig wollende Männer diese Wahrheit leugneten, so ist dies zum großen Theil die Schuld derer, die sie zu beweisen suchten. Wir sagen, zum Theil, weil wir wenig Umstände kennen, wo die Schuld ausschließlich auf einer Seite wäre. Hätten die Anhänger jener Meinung sie auf eine mehr analy-

tiſche Weiſe und mit größrer Klarheit entwickelt; hätten die, welche ſie verwarfen, ſie ſorgfältiger geprüft, ſo würden wol die Anſichten bei weitem nicht ſo getheilt geblieben ſein; wenigſtens ſcheinen die von den letztern vorgebrachten Einwürfe dies zu beweiſen. Sie würden eingeſehen haben, daß die jährlichen Abgaben, auf welche Art ſie immer aufgelegt ſein mögen, von dem Ertrage des Bodens entrichtet werden; daß eine Grundſteuer ſich nur dadurch von einer andern unterſcheidet, daß ſie mit geringerm Koſtenaufwande erhoben wird, daß ſie dem Handel keinen Riegel vorſchiebt, daß ſie keinen Zweig der Induſtrie lähmt, und keine Plackerei veranlaßt, weil ſie nach Verhältniß des reinen Ertrags, den jedes Grundſtück ſeinem Eigenthümer einbringt, auf die verſchiedenen Produkte gleichmäßig vertheilt werden kann.

Wir haben in den Anmerkungen einige von den Meinungen Voltaire's, die mit jenem Prinzip im Widerſpruch ſtehen, bekämpft, weil ſie Fragen betreffen, die für das gemeine Beſte von höchſter Wichtigkeit ſind, und weil ſein Werk beſtimmt war, von Leuten in allen europäiſchen Staaten geleſen zu werden. Wir hielten es für unſre Pflicht, die Wahrheit oder wenigſtens was uns als Wahrheit erſcheint, unverholen darzulegen.

Inhalt.

	Seite
Der Mann mit vierzig Thalern	1
Ueber Oekonomie	65
Ueber Bevölkerung	81
Ueber das Eigenthum	85
Ueber Ackerbau	91
Ueber das Korn	104
Ueber Verbesserung der Landwirthschaft	120
Ueber Verzinsung	132
Ueber Banken	136
Ueber Bankerotte	141
Ueber Abgaben	144
Betrachtung über die Auflagen	151
Ueber den Luxus	152
Ueber Bettelei	158
Vom Gelde	160
Ueber den Handel	169

Seite
Bemerkungen über John Law ꝛc. 172
Gespräch zwischen einem Philosophen und einem General-Finanz-Direktor 188
Gespräch über die Verschönerungen der Stadt Kaschmir . . 197
Die Heiden und die Unterpächter 205
Was man nicht thut und was man thun könnte 208
Historische Bemerkungen über Handel und Finanzen . . . 212
Ueber Staatswirthschaft ꝛc. in Frankreich unter Ludwig XIV. . 218
Colbert's Apotheose 257
Diatribe an den Verfasser der Ephemeriden 276
Anhang.
Das Weltkind, mit Vorbemerkung von Condorcet 295
Brief über die Vertheidigung des Luxus von Melon . . . 306
Brief an den Grafen Moritz von Sachsen 307
Vertheidigung des Weltkindes 308
Die Finanzen 314
Die Gegenwart 318

Der Mann mit vierzig Thalern.

Ein Greis, der beständig über die Gegenwart klagt nnd die alten Zeiten preist, sagte mir: „Glaubt nur, Freund, Frankreich ist nicht mehr so reich, als es unter Heinrich IV. war. Und warum? Weil das Land nicht mehr so gut bestellt wird, weil es an Menschen für den Ackerbau fehlt und viele Grundeigenthümer wegen des erhöhten Tagelohns ihr Erbe brach liegen lassen.

Woher dieser Mangel an Arbeitern? Weil jeder, der nur einigen Trieb in sich selbst fühlt, lieber Feinsticker, Goldarbeiter, Uhrmacher, Seidenweber, Advokat oder Priester werden, als Bauer bleiben will. Weil die Aufhebung des Edikts von Nantes eine große Lücke im Reiche ließ, weil die Mönche und Bettler sich vermehrten, weil endlich jeder, so weit er nur irgend konnte, die mühsame Arbeit des Ackerbau's floh, für die Gott uns schuf und die wir, Dank unsrer gepriesenen Weisheit, zu einer beinahe schimpflichen Beschäftigung herabwürdigten.

„Eine andre Ursache unsrer Verarmung liegt in unsern vermehrten Bedürfnissen. Wir müssen unsern Nachbaren vier Millionen für einen Artikel und fünf oder sechs für einen andern bezahlen, um ein übelriechendes Pulver, das man aus Amerika holt, in unsre Nase zu stopfen; Kaffee, Thee, Chokolade, Kochenille, Indigo und Gewürze kosten uns jährlich

mir reine vierzig Thaler einbringen würde, wenn nicht die Steuer wäre, womit es belastet ist.

Es erschienen mehre Edikte von Leuten, die aus ihrer Ecke hinter dem Ofen den Staat regieren. Die Eingangsphrase dieser Edikte war, daß die gesetzgebende und vollziehende Gewalt von Gott und Rechtswegen zur Miteigenthümerin meines Landes eingesetzt und daß ich ihr mindestens die Hälfte von dem, was ich verzehre, abzugeben schuldig sei. Unwillkürlich mußt' ich vor dem ungeheuren Magenumfang der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt ein Kreuz schlagen. Was würde erst daraus werden, wenn diese Gewalt, von der die wesentliche Ordnung der Gesellschaft[1]) abhängt, mein Land ganz und gar besäße! Eins noch göttlicher, als das andre.

Der Herr General-Finanzdirektor weiß, daß ich in Allem zwar nur zwölf Livres zahlte, daß dies aber eine sehr drückende Last für mich war und ich ihr unterlegen sein würde, hätte Gott mir nicht das Talent verliehen, Körbe aus Weidenruthen zu flechten, die mir mein Elend tragen halfen. Wie werd' ich denn nun auf einmal dem Könige zwanzig Thaler abgeben können?

Die neuen Minister sagten ferner im Eingang ihrer Edikte, daß man nur den Grund und Boden besteuern dürfe, weil Alles, sogar der Regen, aus dem Erdboden hervorkomme und man folglich nur von den Früchten der Erde eine Abgabe schuldig sei.

---

[1]) Anspielung auf den Titel eines Buchs von Mercier de la Rivière.

Einer ihrer Offizianten kam während des letzten Krieges zu mir und verlangte als meine Zahlungs-Quote drei Sester Korn und einen Sack Bohnen, zusammen zwanzig Thaler an Werth, um die Kosten des Krieges zu bestreiten, den man eben führte und dessen Grund ich nie erfahren habe, der aber, wie man sagte, im besten Falle meinem Vaterlande nicht den geringsten Gewinn und im schlimmen unermeßlichen Schaden bringen konnte. Weil ich nun damals weder Korn, noch Bohnen, noch Geld besaß, ließ die gesetzgebende und vollziehende Gewalt mich ins Gefängniß schleppen und man führte den Krieg ohne meinen Beitrag, so gut man konnte.

Als ich endlich, kaum noch in Haut und Knochen hängend, aus dem Kerker entlassen wurde, begegnete ich einem blühenden pausbackigen Herrn in einer Kutsche mit sechs Pferden; er hatte sechs Lakaien, von denen jeder als Löhnung das Doppelte meines Einkommens empfing. Sein Haushofmeister, eben so feist und rothbäckig, wie der Herr, bekam zweitausend Franks und stahl ihm das Jahr über noch zwanzigtausend obendrein. Seine Mätresse kostete ihm in sechs Monaten vierzigtausend Thaler. Ich hatte ihn früher gekannt, als er noch nicht so reich war, wie ich. Er gestand mir, um mich zu trösten, daß er sich eines Einkommens von 400,000 Livres erfreue. „Da zahlt ihr dem Staat 200,000 Livres," fragte ich, „um die Kosten des segensreichen Krieges zu bestreiten, den wir eben führen? Denn ich, der ich grade nur meine 120 Livres habe, muß die Hälfte davon abgeben."

„Ich," sagte er, „ich sollte für die Bedürfnisse des Staates beisteuern! Ihr spaßt, guter Freund! Ich habe einen Onkel beerbt, der in Cadix und in Surate acht

Millionen gewonnen hatte. Ich besitze nicht einen Zollbreit Landes, mein ganzes Vermögen besteht in Pfand- und Wechselbriefen. Ich bin dem Staate nicht einen Heller schuldig. Ihr freilich müßt die Hälfte eures Lebensbedarfs abgeben, dafür seid ihr ein Grundherr. Wenn der Finanzminister von mir eine Beisteuer für's Vaterland fordern wollte, müßte er ja ein Pinsel sein, der keine Fünf zählen kann, das seht ihr doch selbst wohl ein. Alles kommt aus dem Erdboden. Geld und Kassenscheine sind nur Tauschpfänder. Statt im Pharo hundert Sester Korn, hundert Stück Rindvieh, tausend Hämmel oder ein paar hundert Sack Hafer auf eine Karte zu setzen, spiele ich um Goldrollen, die jene ekelhaften Waaren repräsentiren. Seht ihr nicht ein, daß es hieße, dieselbe Sache zweimal fordern, wenn man, nach jener ausschließlichen Besteuerung der Produkte des Bodens, auch von mir noch Geld verlangen wollte? Mein Onkel verkaufte in Cadix für zwei Millionen von eurem Korn und für zwei Millionen an Stoffen, die aus eurer Wolle fabrizirt waren; an beiden Artikeln gewann er über hundert Prozent. Ihr begreift wohl, daß dieser Profit sich auf den Ertrag bereits besteuerter Grundstücke stützte. Was mein Onkel von euch für zehn Sous kaufte, verkaufte er in Mexiko für mehr als fünfzig Franks, und mit Veranschlagung aller Kosten kehrte er als Besitzer von acht Millionen heim. Es muß euch einleuchten, welche entsetzliche Ungerechtigkeit es wäre, ihm für die zehn Sous, die er euch gab, noch ein paar Heller abzufordern. Wenn zwanzig Neffen, wie ich, deren Onkels in der guten Zeit in Mexico, Buenos-Ayres, Lima, Surate oder Pondichery sich jeder seine acht Millionen gemacht hätten, dem Staate bei dringendem

Nothstande des Vaterlandes jeder 200,000 Franks liehen, so machte das schon vier Millionen. Das wäre ja himmelschreiend! Zahlt nur, zahlt, guter Freund, und schätzt euch glücklich, eine klare und baare Einnahme von vierzig Thalern zu genießen. Dient dem Vaterlande nach Kräften und speist bisweilen mit meinen Leuten [1]).“

Diese „einleuchtenden“ Erörterungen regten mich zu tiefem Nachdenken an, ohne mich sonderlich zu trösten.

---

[1]) Dies Kapitel enthält zwei Einwürfe gegen die Einführung einer einfachen Besteuerung, erstens nämlich, daß wenn die Steuer allein auf den Grundstücken lastet, der Staatsbürger, dessen Einkommen auf Verschreibungen beruht, davon frei sein würde; zweitens daß auch der, welcher sich durch den Handel mit dem Auslande bereichert, nichts zu zahlen hätte. Allein 1) nehmen wir an, daß der Eigenthümer eines Kapitals in Gelde fünf Prozent Zinsen davon bezieht und einer Abgabe des fünften Theils seines Einkommens unterworfen ist, so liegt am Tage, daß er nur 4 Prozent bekommt. Wird jetzt die Steuer aufgehoben, um auf andre Art ersetzt zu werden, so behält er allerdings fünf Prozent. Allein die Konkurrenz unter den Kapitalisten bewirkte, daß man in der That Geld zu vier Prozent bekommen konnte, wenn es auch zu fünf Prozent hieß; eben diese Konkurrenz wird also jetzt den Nominal-Zinsfuß auf vier Prozent herabdrücken. Nehmen wir ferner an, daß man die Grundstücke mit einer neuen Steuer belastet und übrigens Alles sich gleich bleibt, so wird der Zinsfuß sich nicht ändern; legt man aber einen Theil der Steuer auf die Kapitalisten, so wird er steigen. Die Kapitalisten werden also die Steuer ebenfalls bezahlen, mag sie nun zum Theil unmittelbar auf sie fallen oder mögen sie dem Namen nach davon befreit bleiben. In dem Fall freilich, daß man eine Steuer auf Kapitalien in eine Grundsteuer verwandelte, würden diejenigen, welchen man nicht die Zurückzahlung ihres auf immer veräußerten Kapitals anböte, so wie die, deren Kapital nur auf eine Zeit lang ausgeliehen ist, einige Jahre lang dadurch gewinnen, allein die Grundeigenthümer gewännen noch mehr dabei durch die Abschaffung der Mißbräuche, die jede andre Art der Besteuerung mit sich bringt.

II. Unterredung mit einem Geometer.

Es passirt oft, daß man nichts zu entgegnen weiß und doch nichts weniger als überzeugt ist. Man ist für den Augenblick zu Boden geworfen, ohne sich als besiegt zu erkennen. Wir empfinden in tiefster Seele ein unabweisliches Bedenken, ein beharrliches Widerstreben, das uns wehrt, an das zu glauben, was man uns bewiesen hat. Ein Geometer beweist euch, daß ihr zwischen einem Kreise und seiner Tangente unzählige krumme, aber keine grade Linie ziehen könnt. Eure Augen, eure Vernunft sagen euch das Gegentheil. Allein der Geometer erwidert gravitätisch, daß dies ein Infinitum der zweiten Ordnung ist. Ihr schweigt und zieht ganz verblüfft ab, ohne einen klaren Begriff zu haben, ohne etwas zu begreifen und etwas zu entgegnen.

Ihr wendet euch jetzt an einen ehrlichern Geometer, der euch das Geheimniß erklärt. „Wir nehmen etwas an," sagt er, „das in der Natur nicht vorhanden sein kann: Linien, die nur Länge und keine Breite haben. Es ist

---

Angenommen, ein Kaufmann bezahlte einen Ausgangszoll von irgend einer Waare, und diese Abgabe würde in eine Grundsteuer verwandelt, so wird sich sein Gewinn dem Anschein nach vermehren; da er sich aber mit einem geringern Gewinn begnügte, wird die Konkurrenz unter den Kaufleuten bewirken, daß er auf dieselbe Taxe herabsinkt, indem sie den Einkaufspreis der ausgeführten Waaren verhältnißmäßig in die Höhe treibt. Wenn er dagegen früher einen Zoll von eingeführten Waaren erlegt und dieser wird jetzt aufgehoben, so wird die Konkurrenz den Preis dieser Waaren verhältnißmäßig herabdrükken. In allen Fällen also bleibt der Profit des Kaufmanns sich gleich und in keinem bezahlt er wirklich die Steuer. Condorcet.

physisch unmöglich, daß eine wirkliche Linie eine andre durchdringt. Weder eine wirkliche Kurbe noch eine wirkliche grade Linie läßt sich zwischen zwei wirklichen Linien, die sich berühren, hindurchziehen. Dies sind nur Spiele des Verstandes, ideale Hirngespinnste; und die wahre Geometrie ist die Kunst, wirklich vorhandene Dinge zu messen."

Ich war sehr befriedigt durch das Geständniß dieses weisen Mathematikers, und mußte trotz meines Unsterns lachen, als ich hörte, daß die Charlatanerie sich selbst bis über die Wissenschaft erstreckt, die man vorzugsweise die erhabene (la haute science) nennt [1]).

Mein Geometer war ein guter Bürger und dabei ein Freund des Nachdenkens, der es nicht verschmäht hatte, bisweilen in meiner Hütte über dies und jenes mit mir zu plaudern. „Herr," sprach ich zu ihm, „ihr versuchtet, die pariser Pflastertreter über das wichtigste Interesse der Menschen, über die Dauer des menschlichen Lebens, aufzuklären. Durch euch allein erfuhr das Ministerium, wie viel es den Leibrentnern, je nach ihrem verschiednen Lebensalter zu zahlen hat. Ihr machtet den Vorschlag, die Häuser in

---

[1]) Es findet hier eine Zweideutigkeit statt. Wenn man sagt, eine krumme Linie lasse sich zwischen dem Kreise und seiner Tangente hindurchziehen, so versteht man darunter, daß die krumme Linie sich zwischen dem Kreise und der Tangente diesseits und jenseits des Berührungspunktes befinde, denn an diesem Punkte selbst fällt sie mit jenen beiden Linien zusammen. Linien sind die Grenzen der Flächen, wie letztere die Grenzen der Körper sind, und es muß angenommen werden, daß diese Grenzen durchaus keine Breite haben. Von Charlatanerie kann hier gar nicht die Rede sein. Der Gegenstand der (reinen) Geometrie ist die Messung abstrakter Raumgrößen; mit wirklich vorhandnen Dingen hat es nur die angewandte zu thun. C.

der Stadt mit dem Wasser zu versehen, woran es ihnen fehlt, damit wir endlich der lächerlichen Schmach ledig werden, beständig Wasser ausrufen zu hören und zu sehen, wie Marktweiber, in ein länglich viereckes Gerüst gesperrt, zwei Wasserbehältnisse, an dreißig Pfund schwer, bis ins vierte, fünfte Stockwerk schleppen[1]). Bitte, erzeigt mir den Gefallen, mir zu sagen, wie viel Thiere mit zwei Händen und zwei Füßen in Frankreich leben."

Der Geometer. Man behauptet, es wären etwa zwanzig Millionen, und ich will gern diese Berechnung als sehr wahrscheinlich gelten lassen[2]), bis sie sich als richtig ausweist. Es wäre sehr leicht, sie zu verifiziren, doch ist es bis jetzt nicht geschehen, wie man denn nie an Alles denkt.

---

[1]) Dieser Geometer ist der verewigte Parcieux, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er machte sich bekannt durch seinen „Versuch über die wahrscheinliche Dauer des menschlichen Lebens" und durch einen Plan, das Wasser des Flüßchens Yvette nach Paris zu leiten*). Er war ein trefflicher Patriot und besaß nicht geringe Talente in der praktischen Mechanik; allein er war kein Mathematiker. Der berühmte Halley hatte sich schon früher mit Berechnungen über die Dauer des menschlichen Lebens abgegeben. C.

[2]) Diese Angabe ergibt sich aus der Zusammenstellung der zu Ende des 17. Jahrhunderts von den Intendanten angefertigten Kataster mit der, i. J. 1753 auf Befehl des Grafen d'Argenson angestellten Zählung nach Feuerstellen und namentlich mit der sehr exakten Arbeit des Herrn de Mezence, die unter der Aufsicht des Intendanten de la Michaudiere, eines höchst aufgeklärten und sachkundigen Mannes, abgefaßt wurde. V.

NB. In Bezug auf Voltaire's oft wiederholte Behauptung, daß in Frankreich nicht mehr als etwa 20,000,000 Menschen bequem leben könnten,

*) Vgl. Voltaire's Briefe an ihn vom 17. Juli 1767 und vom 17. Juni 1768.

Der Vierzigthalermann. Wie viel Morgen Land sollte wohl das französische Gebiet enthalten?

D. Geom. Hundertunddreißig Millionen, und davon kommt beinahe die Hälfte auf Landstraßen, Städte, Dörfer, Heiden, Wüsteneien, Moräste, Sandsteppen, unfruchtbares Land, unnütze Klöster, Lustgärten, die ganz artig sind, aber wenig Nutzen schaffen, unbebaute Ländereien und andre, die, von Natur kümmerlich, auch nur schlecht bebaut werden.

D. 40 Th.-M. Und wie viel meint ihr wohl, daß jeder Morgen, im Durchschnitt und ein Jahr ins andre gerechnet, an Korn, an Feldfrüchten aller Art, an Wein, an Fischen, an Holz, Metallen, Vieh, Obst, Wolle, Seide, Milch, Oel ꝛc. nach Abzug aller Kosten, doch ohne die Steuer mitzurechnen, einbringen mag?

D. G. Nun, wenn jeder 25 Livres reinen Ertrag liefert, so ist es viel, wir wollen indessen 30 Livres annehmen, um unsre Landsleute nicht muthlos zu machen. Es gibt Morgen, deren Produkte man auf 300 Livres schätzt; und

---

erinnern wir ein für allemal daran, daß es jetzt fast auf demselben Areal über 34,000,000 Einwohner ernährt und bei einer weniger ungleichen Vertheilung des Eigenthums noch weit mehr ernähren könnte. D. Uebers.

(Zu der von Voltaire im Dictionnaire philosophique widerlegten Behauptung des Dictionnaire encyclopédique, daß Frankreich unter Ludwig XV. um ein Fünftel schwächer bevölkert sei, als vor den Ländererwerbungen Ludwigs XIV., bemerkt Condorcet: „Diese Meinung bildete sich nach alten, wahrscheinlich sehr übertriebenen Volkszählungen. Nie war Frankreich besser bebaut und folglich stärker bevölkert als seit dem Frieden von 1763; allein man muß hinzusetzen, daß es vielleicht noch nicht zu der Hälfte der Bevölkerung und des Reichthums gelangt ist, worauf sein Boden ihm Anwartschaft gibt, ein Ziel, welchem es die Ausführung des Planes, womit 1776 einige Versuche gemacht wurden, beträchtlich näher würde gebracht haben.

wieder andre, die nur 3 einbringen. Die mittlere Proportionale zwiſchen 3 und 300 iſt 30. Freilich, wenn es viele Morgen gäbe, die 3, und nur ſehr wenige, die 300 Livres einbrächten, ſo würde unſre Rechnung nicht herauskommen, doch wie geſagt, wir wollen es nicht ſo genau nehmen.

D. V. Nun gut, wie hoch wird ſich denn der Ertrag der 80 Millionen Morgen, zu Gelde gerechnet, belaufen?

D. G. Die Rechnung iſt bald gemacht: auf 2400,000,000 Livres nach dem dermaligen Kurs.

D. V. Ich las in der Bibel, daß Salomo allein 25,000,000,000 in baarem Gelde beſaß, und ganz beſtimmt zirkuliren doch keine 2400 Millionen in Frankreich, das viel größer und reicher ſein ſoll, als das Land Salomo's.

D. G. Das iſt eben das Geheimniß. In Frankreich mögen jetzt etwa 900 Millionen an baarem Gelde im Umlauf ſein, und dies Geld, das aus einer Hand in die andre geht, reicht hin, um alle Waaren und alle Arbeit zu bezahlen. Der nämliche Thaler macht vielleicht tauſendmal den Weg aus der Taſche des Arbeiters in die des Schenkwirths und in die des Steuereinnehmers.

D. V. Ich verſtehe. Doch ihr ſagtet, daß wir, Männer und Weiber, Greiſe und Kinder, zuſammen eine Bevölkerung von zwanzig Millionen ausmachen. Sagt mir nun gefälligſt, wie viel Geld auf jeden Kopf kommt?

D. G. Hundert und zwanzig Livres oder vierzig Thaler.

D. V. Richtig! da habt ihr meine Einnahme auf's Haar errathen. Ich beſitze vier Morgen Land, die mir, ein Jahr ins andre gerechnet, hundert und zwanzig Livres einbringen und das iſt wenig genug. Wär' es möglich! wenn alles Eigenthum gleich vertheilt wäre, ſollte ſich jeder nur auf fünf Louisd'or ſtehen?

D. G. Nicht höher nach unsrer Berechnung, die ich noch obendrein etwas zu günstig gestellt habe. Das ist nun einmal das Loos der menschlichen Natur. Unserm Leben wie unserm Vermögen sind gar enge Schranken gesetzt. Man lebt in Paris im Durchschnitt nur zwei- bis dreiundzwanzig Jahre und hat im Durchschnitt jährlich höchstens 120 Livres aufzuwenden, das will sagen, was ihr an Nahrung, Kleidung, Wohnung und Hausrath verbraucht, wird durch 120 Livres repräsentirt.

D. V. Ach! was hab' ich euch zu Leide gethan, daß ihr mir so Leben und Eigenthum absprecht? Hab' ich wirklich nur drei und zwanzig Jahre zu leben, wenn ich nicht meine Mitmenschen um die ihnen zukommende Altersportion verkürzen will?

D. G. Allerdings; dies ist in der guten Stadt Paris wenigstens eine ausgemachte Sache. Von jenen dreiundzwanzig Jahren müßt ihr wenigstens zehn Jahre eurer Kindheit abziehen; denn die Kindheit ist noch kein Genuß des Lebens, sie ist nur eine Vorbereitung darauf, ist die Schwelle des Gebäudes, der Baum, der noch keine Früchte getragen, die Dämmerung des anbrechenden Tages. Von den dreizehn übrigen Jahren müßt ihr wieder die Zeit, die ihr schlafend und in langer Weile verlebt, mithin wenigstens die Hälfte abziehen. Es bleiben euch hiernach noch sechs und ein halbes Jahr und ihr könnt euch glücklich schätzen, wenn außer Verdruß und Schmerzen euch einige wenige Freuden und die Hoffnung diesen Rest ausfüllen [1]).

---

[1]) Ist von dem physischen und individuellen Leben des Menschen die Rede, in so fern man ihn als ein mit Vernunft, Vorstellungen, Gedächtniß und moralischen Affekten begabtes Wesen ansieht,

D. V. Barmherziger Himmel! Nach eurer Rechnung kann ich also nicht einmal auf drei Jahre einer erträglichen Existenz Anspruch machen!

D. G. Es ist nicht meine Schuld. Die Natur kümmert sich um jeden Einzelnen sehr wenig. Es gibt Insekten, die nur einen Tag leben, deren Gattung aber beständig fortdauert. Die Natur macht es wie jene großen Fürsten, die den Verlust von 400,000 Menschen für nichts achten, wenn sie nur ihre erhabenen Pläne durchsetzen.

D. V. Vierzig Thaler und drei Jahr zu leben! Wißt ihr mir denn kein Mittel anzugeben, um diesem doppelten Fluch zu entrinnen?

D. G. Was die Verlängerung des Lebens anlangt, so müßte man vor Allem für eine reinere Luft in Paris sorgen, die Menschen müßten mäßiger im Essen und Trinken werden, sie müßten ihre physischen Kräfte besser ausbilden und üben, die Mütter müßten ihre Kinder selbst säugen und man dürfte sich nicht länger thörichter Weise vor der Einimpfung der Blattern scheuen; das ist meine Meinung von der Sache.

---

so muß man seinen Anfang vor das zehnte Jahr setzen. Betrachtet man dagegen das Leben in seiner Beziehung zur Gesellschaft, so muß man noch später damit beginnen. Um übrigens die Dauer des Lebens in einem oder dem andern Sinne richtig zu schätzen, müßte man eine andre Methode einschlagen; man müßte nämlich die Dauer des wirklichen Lebens nach der Summe der Jahre des physischen Lebens aller Menschen berechnen und dann die durchschnittliche Zahl der Lebensjahre für einen jeden daraus ziehen. Man würde auf diese Weise ein andres Resultat gewinnen, das aber zu denselben Betrachtungen führte. Die Zeit, wo der volle Genuß unsrer Fähigkeiten uns auf Glück Anspruch zu machen erlaubt, würde sich immer auf sehr wenige Jahre beschränken. E.

Was aber die Verbesserung der Glücksumstände betrifft, so braucht ihr nur zu heirathen und Söhne und Töchter zu zeugen.

D. V. Wie! um bequemer zu leben, soll ich meine Armuth mit der eines andern Wesens verbinden?

D. G. Wenn man die Armuth von fünf oder sechs Individuen zusammenthut, ergibt sich ein ganz erträgliches Auskommen. Habt ihr eine brave Frau und nur zwei Jungen und zwei Mädchen, so bringt das 720 Livres für euren kleinen Haushalt, vorausgesetzt, daß euch euer Recht wird und auf jeden Kopf die gebührende Einnahme von 120 Livres kommt. So lange eure Kinder klein sind, kosten sie euch fast nichts, und wenn sie heranwachsen, erleichtern sie euch das Leben. Ihre gegenseitigen Hülfsleistungen überheben euch fast aller Ausgaben und ihr lebt als genügsamer Philosoph sehr glücklich, vorausbedungen, daß die Herren, die den Staat regieren, nicht so barbarisch sind, jedem von euch jährlich zwanzig Thaler abpressen zu wollen [1]). Allein unglücklicher Weise leben wir nicht mehr in dem goldnen Zeitalter, wo alle Menschen, gleich geboren, auch gleichen Antheil an den nahrhaften Erzeugnissen des keines Anbaus bedürftigen Bodens hatten. Es fehlt heutzutage viel daran, daß jedes Wesen mit zwei Händen und zwei Füßen sich eines Eigenthums erfreute, das ihm jährlich 120 Livres einträge.

D. V. Ach! ihr richtet uns zu Grunde. Eben saget

---

[1]) Dies ist ein Scherz. Diejenigen, welche die gesetzgebende und vollziehende Gewalt für die Miteigenthümerin aller Güter erklärten, erkannten ihr damit nicht das Recht zu, die Hälfte davon zu nehmen; sondern nur so viel als nöthig, um den Staat zu vertheidigen und gut zu regieren. Nur die Ausdrucksweise ist lächerlich. C.

ihr doch noch, in einem Lande, das 80,000,000 Morgen ganz guten Erdreichs und 20,000,000 Einwohner zähle, müsse jede eine Einnahme von 120 Livres haben, und jetzt nehmt ihr sie uns wieder.

D. G. Das macht, ich rechnete nach der Regel des goldnen Zeitalters und muß doch bei uns das eiserne zur Richtschnur nehmen. Es gibt eine Menge Einwohner, deren Einnahme höchstens auf zehn Thaler zu schätzen ist, andre, die nur vier oder fünf Thaler, und über sechs Millionen, die auch nicht einen rothen Heller haben.

D. V. Aber die müßten ja nach drei Tagen Hungers sterben.

D. G. Keineswegs. Die Andern, die den jenen zukommenden Antheil mit empfangen haben, lassen sie für sich arbeiten und theilen mit ihnen. Auf diese Weise kommen der Theologe, der Zuckerbäcker, der Apotheker, der Prediger, der Schauspieler, der Advokat und der Miethkutscher zu dem Ihren. Ihr hieltet euch für sehr bemitleidenswerth, nur 120 Livres jährlich zur Verfügung zu haben, wovon euch nach Abzug eurer Steuer von zwölf Franks nur 108 übrig bleiben. Aber seht nur die Soldaten an, die ihr Blut für das Vaterland hingeben. Sie bekommen täglich nur vier Sous, das macht 73 Livres im Jahr, und leben darum doch in treuer Kameradschaft lustig und guter Dinge.

D. V. Da hat also ein Exjesuit fünfmal so viel, als ein Soldat. Und doch haben die Soldaten bei Fontenay, Lafeld und Freiburg dem Staate wenigstens wesentlichere Dienste geleistet, als der ehrwürdige Pater La Valette in seinem ganzen Leben [1]).

---

[1]) Man muß übrigens gestehen, daß das französische Volk bei

D. G. Das ist ausgemacht. Und noch mehr: jeder freigewordene Jesuit hat jetzt mehr aufzuwenden, als er sonst seinem Kloster kostete. Jeder sinnt auf ein einträgliches Geschäft. Der Eine steht einer Seidenmanufaktur, der Andre einer Porzellanfabrik vor; wieder ein Andrer unternimmt die Direktion der Oper; dieser schreibt eine Kirchenzeitung, jener ein bürgerliches Trauerspiel oder einen Roman im englischen Geschmack[1]). Er sorgt für den Unterhalt des Papiermachers, des Dinteverkäufers, des Buchhändlers, des Colporteurs, die ohne ihn betteln würden. Alles ist am Ende nur die Wiedererstattung der 120 Livres an die, welche nichts haben, was zur Blüte des Staats beiträgt.

D. V. Eine herrliche Art Blüte, in der That!

D. G. Es gibt keine andre. Ueberall sorgt der Reiche für den Lebensunterhalt des Armen. Dies ist die einzige Quelle der Handelsindustrie. Je betriebsamer eine Nazion ist, um so mehr gewinnt sie durch den Verkehr mit dem Auslande. Schnellten wir das Ausland jährlich um zehn Millionen zum Vortheil unsrer Handelsbilanz, so würden nach 20 Jahren 200 Millionen mehr im Lande sein und das brächte ehrlich vertheilt auf jeden Kopf zehn Franks mehr: indem nämlich die Kaufleute in der Hoffnung noch ansehnlichern Gewinns,

---

den Siegen von Fontenay (11. Mai 1745) und Lafeld (2. Juli 1747) und der Eroberung von Freiburg (Nov. 1744) nicht viel mehr interessirt war, als bei dem Bankrott des Pater La Valette (1764), der wenigstens als nächster Anlaß der Aufhebung des Jesuitenordens in Frankreich etwas Gutes wirkte. D. Uebers.

[1]) Vermuthlich eine Anspielung auf den Exjesuiten-Provost d'Eriles, Verfasser des Dogen de Killerine ꝛc., obgleich derselbe schon lange vor der Vertreibung der Jesuiten aus dem Orden trat. D. Uebers.

jedem Armen zehn Franks zu verdienen gäben. Allein der Handel hat seine Schranken, wie die Fruchtbarkeit des Bodens; sonst würde die progressive Vermehrung ins Unendliche gehen. Und zudem ist es nicht so ausgemacht, daß die Handelsbilanz immer zu unserm Vortheil ausfällt; es kommen auch Zeiten, wo wir verlieren.

D. V. Ich habe viel von dem Vortheil der vermehrten Bevölkerung reden hören. Wenn es uns nun einfiele, doppelt so viele Kinder zu zeugen, als dermalen geschieht; wenn unser Vaterland doppelt so stark bevölkert wäre, wenn wir 40,000,000 Einwohner statt zwanzig zählten, was würde wohl daraus werden?

D. G. Weiter nichts, als daß jeder im Durchschnitt sich mit zwanzig Thalern begnügen, oder daß der Ertrag des Bodens sich doppelt so hoch belaufen müßte, als jetzt, oder daß die Zahl der Armen sich verdoppeln würde, oder daß man bei verdoppelter Industrie doppelt so viel vom Auslande gewinnen, oder daß man die Hälfte der Nazion nach Amerika schicken müßte, oder endlich, daß die eine Hälfte der Nazion die andre auffräße.

D. V. Schönen Dank, da wollen wir uns doch lieber mit unsern 20,000,000 Menschen und unsern 120 Livres auf jeden Kopf begnügen, mögen sie nun vertheilt sein, wie es Gott gefällt. Aber traurig ist unsre Lage immerhin und euer eisernes Zeitalter verzweifelt hart.

D. G. Es gibt keine Nazion, die besser daran wäre, und gar manche haben es noch weit schlimmer. Woher sollten wohl in den nordischen Ländern vierzig Thaler für jeden Einwohner kommen? Hätten die Hunnen, Gothen, Vandalen und Franken so viel gehabt, so würden sie nicht ihrer Heimath den Rücken gewandt haben, um sich mit dem Schwert und

der Brandfackel in der Hand in andern Ländern niederzulassen.

D. V. Wenn ich euch gewähren ließe, würdet ihr mich bald überreden, daß ich mit meinen 120 Livres glücklich sei.

D. G. Sobald ihr glücklich zu sein glaubtet, würdet ihr es wirklich sein.

D. V. Man kann sich nicht einbilden, zu sein; was man nicht ist, man müßte denn den Verstand verloren haben.

D. G. Ich habe euch schon gesagt, daß ihr, um sorgenfreier und bequemer zu leben, als jetzt, nur eine Frau zu nehmen braucht. Ich will nur noch hinzusetzen, daß sie, wie ihr, 120 Livres Renten haben muß, das heißt, vier Morgen Land, wovon jeder zehn Thaler einbringt. Die alten Römer hatten jeder nur einen Morgen. Sind eure Kinder fleißig, so kann jedes von ihnen noch eben so viel verdienen, indem es für Andre arbeitet.

D. V. Sie können also nicht zu Gelde kommen, ohne daß Andre das ihre verlieren.

D. G. So bringt es einmal das Gesetz aller Nationen mit sich. Man athmet nur um diesen Preis.

D. V. Und meine Frau und ich müssen beide die Hälfte unsres Einkommens der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt abgeben, und die neuen Minister müssen uns die Hälfte des Preises für unsern Schweiß und des Lebensunterhalts unsrer armen Kinder nehmen, ehe die noch im Stande sind, selbst ihr Brod zu verdienen! Bitte, sagt mir doch, wie viel Geld auf diese Weise unsre neuen Minister von Gott und Rechtswegen in des Königs Schatulle fließen lassen.

D. G. Ihr bezahlt zwanzig Thaler von vier Morgen, die euch vierzig einbringen. Der Reiche, der 400 Morgen besitzt, hat nach dem neuen Tarif 2000 Thaler zu zahlen,

und die 80,000,000 Morgen tragen dem Könige jährlich 1200,000,000 Livres oder 400,000,000 Thaler ein.

D. V. Das scheint mir unthunlich, ja rein unmöglich.

D. G. Ihr habt völlig Recht und diese Unmöglichkeit ist ein mathematischer Beweis, daß in dem Plane unsrer neuen Minister ein logischer Grundfehler steckt.

D. V. Ist es nicht offenbar eine entsetzliche Ungerechtigkeit, mir die Hälfte meines Getreides, meines Hanfs, der Wolle meiner Schafe ꝛc. zu nehmen und keine Beisteuer von denen zu verlangen, die mit meinem Hanf, woraus sie Leinwand webten; mit meiner Wolle, woraus sie Tuch fabrizirten; mit meinem Korn, wofür sie wer weiß wie vielmal so viel empfingen, als sie mir beim Einkauf dafür zahlten, die, sag' ich, mit dem Allem zehn- oder zwanzig-, ja dreißigtausend Livres Renten gewannen?

D. G. Die Ungerechtigkeit dieser Verwaltung springt so grell in die Augen, wie der Irrthum in der ihr zum Grunde liegenden Berechnung. Die Industrie muß begünstigt werden, allein die wohlhabende Industrie muß auch dem Staate unter die Arme greifen. Diese Industrie hat euch jedenfalls einen Theil eurer 120 Livres genommen und sie sich zugeeignet, indem sie euch eure Hemden und euren Rock zwanzigmal so theuer verkaufte, als sie euch zu stehen gekommen wären, wenn ihr sie selbst gemacht hättet. Der Fabrikant, der sich auf eure Kosten bereicherte, hat freilich seine Arbeiter bezahlt, dabei aber jedes Jahr eine Summe für sich zurückbehalten, die endlich zu 30,000 Livres angewachsen ist. Auf eure Kosten also hat er dies Vermögen erworben und ihr könnt ihm eure Waaren nicht theuer genug verkaufen, um euch für das, was er durch euch verdiente, zu entschädigen; denn sobald ihr versuchtet, den Preis so hoch aufzuschlagen, würde

er die Waaren wohlfeiler vom Auslande beziehen. Einen Beweis, daß dem so ist, könnt ihr darin finden, daß er beständig im Besitz seiner 30,000 Livres Renten bleibt, während eure Einnahme von 40 Thalern, weit entfernt zu steigen, sich vielmehr oft noch vermindert. — Es ist demnach nothwendig und billig, daß die verfeinerte Industrie des Großhändlers mehr zahle, als der rohe Fleiß der ersten Producenten. Eben so verhält es sich mit den Einnehmern der öffentlichen Gelder. Eure Steuer betrug bisher zwölf Franks, ehe unsre großen Minister euch zwanzig Thaler abnahmen. Von diesen zwölf Franks behielt der Einnehmer zehn Sous für sich. Sind nun in eurer Provinz 500,000 Seelen, so gewinnt er jährlich 250,000 Franks. Laßt ihn nun auch 50,000 davon ausgeben, so hat er doch offenbar nach zehn Jahren ein Vermögen von zwei Millionen. Billigerweise muß er nach Verhältniß beisteuern, wenn nicht Alles drüber und drunter gehen soll[1]).

---

[1]) Wir haben es hier mit zwei neuen Einwürfen gegen den Gedanken zu thun, alle Steuern auf eine einzige zu reduziren. Der von den Finanzmännern hergeleitete ist nur ein Scherz, da es dann keine Finanzmänner im alten Sinne mehr geben würde, sondern nur Leute, denen es obläge, für mäßigen Gehalt die öffentlichen Gelder einzunehmen. Es bleiben dann noch die Kaufleute und Fabrikanten übrig; allein es leuchtet ein, daß, auch wenn die Gegenstände ihres Handels und ihrer Industrie keiner Steuer mehr unterworfen wären, ihr Profit sich gleich bleiben würde, da sie dieselben wohlfeiler verkaufen oder die rohen Stoffe theurer einkaufen müßten. Nicht sie bezahlen jene Steuern, sondern die, welche von ihnen kaufen oder die ihnen ihre Materialien verkaufen, und eben diese würden sie auch fortwährend unter einer andern Form bezahlen. Wäre es dagegen eine persönliche Abgabe, eine Kopfsteuer, wovon man sie befreit, so müßte man dieselbe von den Zinsen, die sie von ihrem Kapital lösten, abziehen. Angenommen also, die Zinsen betrügen 10 Prozent und

D. V. Ich danke euch, daß ihr dieſen Plusmacher beſteuert habt; das gewährt mir wenigſtens in der Einbildung einige Erleichterung. Da er aber ſeinen Ueberfluß ſo ſtark vermehrt hat, wie fang' ich es nur an, um auch meiner kleinen Habe einigen Zuwachs zu geben?

D. G. Wie geſagt, ihr müßt heirathen, müßt arbeiten und wo möglich eurem Lande ein paar Garben mehr abzugewinnen trachten, als bisher darauf wuchſen.

D. V. Angenommen, ich hätte tüchtig gearbeitet, die ganze Nazion hätte es eben ſo gemacht, und der geſetzgebenden und vollziehenden Gewalt wäre auf dieſe Art eine reichliche Einnahme zugefloſſen, wie viel hat danu die Nazion am Schluß des Jahres dadurch gewonnen?

D. G. Keinen Pfennig, ſie müßte denn einen vortheilhaften Handel mit dem Auslande getrieben haben. Aber ſie hat bequemer gelebt. Jeder hat verhältnißmäßig mehr Hemden, Kleider und Hausrath gehabt, als früher. Der Geldumlauf im Staate iſt lebhafter geweſen; der Arbeitslohn iſt mit der Zeit geſtiegen und zwar faſt in gleichem Verhältniß mit der Zahl der Kornähren, der Schaffelle, der Rinds-, Hirſch- und Ziegenhäute, die man verwandt, und der Weintrauben, die man unter die Kelter gebracht hat. Man hat dem Könige den Werth einer größern Waarenmaſſe in Gelde bezahlt

---

jene Steuer ein Zehntel, ſo würden ſie in der That nur 9 Prozent beziehen; und würde die Steuer aufgehoben, ſo ſähen ſie ſich bald durch die Konkurrenz genöthigt, die Zinſen auf jene 9 Prozent zu beſchränken, worauf die Steuer ſie gleichfalls ſchon reduzirt hatte. Eben ſo verhält es ſich mit denen, die von ihren Gehalten leben; befreit man ſie von den perſönlichen Steuern, ſo wie von den Steuern, die den Preis gewiſſer Waaren für ſie erhöhten, ſo werden auch ihre Gehalte im gleichen Verhältniß geſchmälert werden. C.

und der König wiederum hat denen, die auf seinen Befehl arbeiteten, eine größere Werthmasse zufließen lassen, ohne daß bei alle dem das Reich um einen baaren Thaler reicher wäre.

D. V. Was bleibt denn der Staatsgewalt am Ende des Jahres übrig?

D. G. Nichts, wie gesagt. So geht es jeder Staatsgewalt. Sie häuft keine Schätze an. Sie hat ihren Bedarf an Nahrung, Kleidern, Wohnung und Hausrath bestritten. Alle Leute haben es gleichfalls, jeder nach seinen Verhältnissen, und wenn sie jene Schätze anhäuft, so hat sie der Zirkulation so viel Geld entrissen, als sie zurückgelegt. So vielmal vierzig Thaler sie in ihrer Schatulle behalten, eben so viele Menschen hat sie unglücklich gemacht.

D. V. Dann war ja aber jener vielgepriesene Heinrich IV. ein wahrer Harpax, ein Filz und Leuteschinder. Denn man erzählte mir, daß er in der Bastille über 50 Millionen nach heutigem Münzfuß wohlverpackt in Fässern aufbewahrte.

D. G. Er war vielmehr ein eben so guter als kluger und kräftiger Mann. Er stand im Begriff, einen gerechten und nothwendigen Krieg anzufangen und indem er 22 Millionen nach damaliger Rechnung im Kasten zurücklegte, und mehr als 20 andre Millionen, die er noch einzunehmen hatte, im Umlauf ließ, ersparte er seinem Volke über 100 Millionen, die er ihm, ohne diese heilsamen Vorkehrungen getroffen zu haben, gekostet hätte. Er gelangte so zu der moralischen Gewißheit des guten Erfolges gegen einen Feind, der nicht dieselben Vorsichtsmaßregeln ergriffen hatte. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung fiel gar sehr zu seinen Gunsten aus [1]).

---

[1]) Der Satz läßt sich auf die Frage zurückführen, ob es besser ist, in Friedenszeiten Schätze zurückzulegen oder im Kriege Anleihen

D. V. Ich danke euch, daß ihr diesen Plusmacher besteuert habt; das gewährt mir wenigstens in der Einbildung einige Erleichterung. Da er aber seinen Ueberfluß so stark vermehrt hat, wie fang' ich es nur an, um auch meiner kleinen Habe einigen Zuwachs zu geben?

D. G. Wie gesagt, ihr müßt heirathen, müßt arbeiten und wo möglich eurem Lande ein paar Garben mehr abzugewinnen trachten, als bisher darauf wuchsen.

D. V. Angenommen, ich hätte tüchtig gearbeitet, die ganze Nazion hätte es eben so gemacht, und der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt wäre auf diese Art eine reichliche Einnahme zugeflossen, wie viel hat dann die Nazion am Schluß des Jahres dadurch gewonnen?

D. G. Keinen Pfennig, sie müßte denn einen vortheilhaften Handel mit dem Auslande getrieben haben. Aber sie hat bequemer gelebt. Jeder hat verhältnißmäßig mehr Hemden, Kleider und Hausrath gehabt, als früher. Der Geldumlauf im Staate ist lebhafter gewesen; der Arbeitslohn ist mit der Zeit gestiegen und zwar fast in gleichem Verhältniß mit der Zahl der Kornähren, der Schaffelle, der Rinds-, Hirsch- und Ziegenhäute, die man verwandt, und der Weintrauben, die man unter die Kelter gebracht hat. Man hat dem Könige den Werth einer größern Waarenmasse in Gelde bezahlt

---

jene Steuer ein Zehntel, so würden sie in der That nur 9 Prozent beziehen; und würde die Steuer aufgehoben, so sähen sie sich bald durch die Konkurrenz genöthigt, die Zinsen auf jene 9 Prozent zu beschränken, worauf die Steuer sie gleichfalls schon reduzirt hatte. Eben so verhält es sich mit denen, die von ihren Gehalten leben; befreit man sie von den persönlichen Steuern, so wie von den Steuern, die den Preis gewisser Waaren für sie erhöhten, so werden auch ihre Gehalte im gleichen Verhältniß geschmälert werden. E.

und der König wiederum hat denen, die auf seinen Befehl arbeiteten, eine größere Werthmasse zufließen lassen, ohne daß bei alle dem das Reich um einen baaren Thaler reicher wäre.

D. V. Was bleibt denn der Staatsgewalt am Ende des Jahres übrig?

D. G. Nichts, wie gesagt. So geht es jeder Staatsgewalt. Sie häuft keine Schätze an. Sie hat ihren Bedarf an Nahrung, Kleidern, Wohnung und Hausrath bestritten. Alle Leute haben es gleichfalls, jeder nach seinen Verhältnissen, und wenn sie jene Schätze anhäuft, so hat sie der Zirkulation so viel Geld entrissen, als sie zurückgelegt. So vielmal vierzig Thaler sie in ihrer Schatulle behalten, eben so viele Menschen hat sie unglücklich gemacht.

D. V. Dann war ja aber jener vielgepriesene Heinrich IV. ein wahrer Harpax, ein Filz und Leuteschinder. Denn man erzählte mir, daß er in der Bastille über 50 Millionen nach heutigem Münzfuß wohlverpackt in Fässern aufbewahrte.

D. G. Er war vielmehr ein eben so guter als kluger und kräftiger Mann. Er stand im Begriff, einen gerechten und nothwendigen Krieg anzufangen und indem er 22 Millionen nach damaliger Rechnung im Kasten zurücklegte, und mehr als 20 andre Millionen, die er noch einzunehmen hatte, im Umlauf ließ, ersparte er seinem Volke über 100 Millionen, die er ihm, ohne diese heilsamen Vorkehrungen getroffen zu haben, gekostet hätte. Er gelangte so zu der moralischen Gewißheit des guten Erfolges gegen einen Feind, der nicht dieselben Vorsichtsmaßregeln ergriffen hatte. Die Wahrscheinlichkeitsrechnung fiel gar sehr zu seinen Gunsten aus [1]).

---

[1]) Der Satz läßt sich auf die Frage zurückführen, ob es besser ist, in Friedenszeiten Schätze zurückzulegen oder im Kriege Anleihen

ten, um den Glanz des Staates ungeschmälert zu erhalten. — In unserm Europa gibt es eine ihrer Gerechtigkeit und Tapferkeit wegen berühmte Nation, die durchaus keine Steuern bezahlt: das Volk der Helvezier. Das ist aber so zugegangen. Das Schweizervolk selbst nahm den Platz der Herzoge von Oesterreich und jener von Zähringen ein. Die kleinen Kantone haben eine demokratische Verfassnng und sind sehr arm. Jeder Einwohner entrichtet eine sehr mäßige Summe für die Bedürfnisse der kleinen Republik. In den reichen Kantonen muß man dem Staate denselben Zins entrichten, den einst die Erzherzoge von Oesterreich und die Grundherren bekamen. Die protestantischen Kantone sind nach Verhältniß doppelt so reich, wie die katholischen, weil dort der Staat die Güter der Mönche besitzt. Die, welche einst Unterthanen der Erzherzöge von Oesterreich, der Herzöge von Zähringen und der Mönche waren, sind jetzt nur Unterthanen des Vaterlandes und zahlen diesem dieselben Zehnten, dieselben Steuern und Gefälle, die sie sonst ihren alten Herren entrichteten [1]). Da aber die Unterthanen im Ganzen nur sehr wenig Handel treiben, ist derselbe, mit Ausnahme einiger unbedeutenden Stapelzölle, mit keiner Abgabe belastet. Die Leute machen übrigens ihre Tapferkeit zum Gegenstand des Verkehrs mit fremden Mächten und verkaufen sich selbst auf eine Reihe von Jahren, wodurch denn einiges Geld, das wir verlieren, in ihr Land fließt — ein in der Welt vielleicht eben so einziges Beispiel, wie die von euern Gesetzgebern eingeführte Steuer.

D. V. Die Schweizer werden also nicht kraft göttlichen

---

[1]) Vgl. Montesquieu's G. d. Ges. Th. V, S. 74 f. unsr. Ausg. Anm.

Rechts ihres halben Eigenthums beraubt? Wer vier Kühe hat, braucht nicht zwei davon dem Staate abzugeben?

D. G. Gewiß nicht. In einem Kanton giebt man von dreizehn Fässern Wein eins ab und trinkt die andern zwölf selbst aus. In einem andern bezahlt man den zwölften Theil und behält elf für sich.

D. V. O daß ich ein Schweizer wäre! Die verwünschte einfache und einfältige Steuer, die mich an den Bettelstab gebracht hat! Aber sind drei oder vierhundert Steuern, deren Namen ich nicht einmal behalten und aussprechen kann, wohl billiger und vernünftiger? Hat wohl je ein Gesetzgeber bei der Gründung eines Staates es sich einfallen lassen, als königliche Räthe Kohlenklafterer, Weineichmeister, Holztaratoren, Schweinszungenbesichtiger und Salzbutterinspektoren einzusetzen? Hat sich wohl einer es einfallen lassen, ein Heer von Spitzbuben zu unterhalten, doppelt so zahlreich, als weiland das Kriegsheer Alexanders, und kommandirt von sechzig Generälen, die das Land in Kontribution setzen, die alle Tage ausgezeichnete Siege erkämpfen, die auch Gefangene machen und sie bisweilen opfern, sei es nun in der Luft oder auf einem kleinen Brettergerüst, wie weiland die Scythen nach meines Herrn Pfarrers Bericht? — War eine solche Gesetzgebung, gegen die sich so viele bittere Klagen erhoben, um die so viele Thränen flossen, wohl viel besser, als die, welche mir mit einem Griff ganz einfach und friedfertig die Hälfte meiner Subsistenzmittel nimmt? Ich fürchte sehr, daß man mir unter der alten Finanzverwaltung, richtig gezählt, drei Viertel davon bei Kleinem abzwackte.

D. G. Iliacos intra muros peccatur et extra.
Est modus in rebus.....
Caveas ne quid nimis.

D. V. Ich habe wohl etwas Geſchichte und Mathematik gelernt, aber Latein verſteh' ich nicht.

D. G. Das heißt etwa: „Man hat auf beiden Seiten Unrecht. Haltet in Allem die Mittelſtraße. Allzu viel iſt ungeſund.“

D. V. Allzu viel, ja, davor bin ich ſicher. Aber ich habe nicht genug.

D. G. Ich gebe zu, daß ihr Hungers ſterben werdet, ſo wie ich ſelbſt und der ganze Staat nicht minder, wenn das neue Syſtem nur zwei Jahre dauert. Aber wir wollen hoffen, daß Gott ſich unſer erbarmt.

D. V. Man hält ſich ſein ganzes Leben lang mit der Hoffnung hin und gibt ſie ſelbſt im Tode nicht auf. Lebt wohl, Herr. Ihr habt mich belehrt, aber mir blutet das Herz.

D. G. Das iſt nur zu oft die Frucht des Wiſſens.

III. Abenteuer mit einem Barfüßer.

Nachdem ich dem Herrn von der Akademie der Wiſſenſchaften meinen ſchuldigen Dank abgeſtattet hatte, daß er mir die Augen geöffnet, ging ich mit beklommenem Herzen fort und pries zwar die Vorſehung, konnte mich aber nicht enthalten, betrübt zwiſchen den Zähnen zu murmeln: „Nur vierzig Thaler Einnahme, um leben zu können, und nur zweiundzwanzig Lebensjahre überhaupt! Ach! möchte meinetwegen unſer Leben noch kürzer ſein, da es ſo elend iſt!“

Ich befand mich bald einem ſtattlichen Gebäude gegenüber. Schon quälte mich der Hunger und ich hatte nicht einmal den 120ſten Theil der Summe, die von Rechtswegen jedem Individuum zukommt. Sobald ich indeſſen erfuhr, daß

jener Palast ein Kloster der ehrwürdigen Väter Barfüßer vom Berge Karmel sei, schöpfte ich wieder die besten Hoffnungen und sagte bei mir selbst: Da diese heiligen Männer demüthig genug sind, barfuß zu gehen, werden sie auch so barmherzig sein, mir zu essen zu geben.

Ich schellte. Ein Barfüßer erschien: „Was wollt ihr, mein Sohn?“ — Brod, ehrwürdiger Herr! Die neuen Steueredikte haben mir nichts übrig gelassen. — „Mein Sohn, wir sammeln selbst Almosen und spenden keine.“ — Wie! nach eurer heiligen Regel dürft ihr keine Strümpfe tragen, habt dabei ein Haus, wie ein Fürst, und schlagt mir eine kärgliche Mahlzeit ab! — „Allerdings, mein Sohn, tragen wir weder Schuhe noch Strümpfe; das ist eine Ausgabe weniger; doch friert uns darum so wenig an den Füßen, wie an den Händen; und wenn unsre heilige Regel uns geböte, keine Hosen zu tragen, so würde uns auch nicht an den Lenden frieren. Was unser schönes Haus betrifft, so konnten wir es leicht bauen, da wir 100,000 Livres an Hausmiethe in derselben Straße aufnehmen.“

Hilf Himmel! Ihr laßt mich verhungern und habt 100,000 Livres Renten! Dann gebt ihr also der neuen Steuerverwaltung 50,000 ab?

„Gott soll uns bewahren, einen Heller zu zahlen! Nur von dem Ertrage des Bodens, den arbeitsame Hände, hart von Schwielen und feucht von Thränen, bestellen, hat die gesetzgebende und vollziehende Gewalt Abgaben zu fordern. Die Almosen, die man uns spendete, machten es uns möglich, jene Häuser zu bauen, woraus wir jährlich 100,000 Livres lösen. Da aber diese, von dem Ertrag des Bodens gespendeten Almosen bereits der Steuerpflicht genügten, darf keinenfalls zum zweiten Mal eine Abgabe davon bezahlt werden.

Sie haben den Gläubigen, die, um uns reich zu machen, verarmten, das Himmelreich geöffnet, und wir betteln noch fortwährend um Almosen und setzen das Faubourg Saint-Germain in Kontribuzion, um noch mehr Gläubigen den Weg ins Paradies zu bahnen.“ Und mit diesen Worten schloß mir der Barfüßer die Thür vor der Nase zu [1]).

Ich kam bei der Kaserne der grauen Musketiere vorüber und erzählte einem der Herren mein Abenteuer. Sie bewirtheten mich mit einer guten Mahlzeit und gaben mir einen Thaler. Einer von ihnen machte den Vorschlag, das Kloster in Brand zu stecken, allein ein verständigerer Musketier stellte ihm vor, daß es noch nicht Zeit sei, und bat ihn, noch zwei oder drei (und zwanzig) Jahre zu warten.

IV. Audienz beim Herrn General-Finanz-Direktor.

Ich ging mit meinem Thaler in der Tasche zum Herrn General-Finanz-Direktor, um ihm eine Bittschrift zu überreichen, da er gerade an dem Tage Audienz ertheilte.

---

[1]) Das Werk, auf welches Voltaire hier namentlich anspielt, führt den Titel: „Betrachtungen über die wesentliche und natürliche Einrichtung der Staatsgesellschaften*).“ Es werden darin mehre wichtige Fragen eben so scharfsinnig, als gründlich analysirt. Der Verfasser beweist, daß die Häuser, da sie keinen wirklichen Ertrag liefern, auch keiner Steuer unterworfen sein sollten; daß man den Miethzins, den sie einbringen, als die Zinsen des Kapitals, das sie repräsentiren, anzusehen habe, und daß, wenn man sie von den auf ihnen ruhenden Abgaben befreite, die Miethpreise in gleichem Verhältniß sinken würden. C.

[2]) Den Posten des General-Finanz-Direktors bekleidete damals

*) Von Mercier de la Riviere, Paris, 1767.

Sein Vorsaal wimmelte von Leuten aller Art. Namentlich waren da noch vollere Gesichter, noch rundere Bäuche und stolzere Mienen, als mein Mann mit den acht Millionen aufzuweisen hatte. Ich wagte nicht näher zu treten. Ich sah sie, ohne von ihnen eines Blicks gewürdigt zu werden.

Ein Mönch, der ein gewaltiger Zehentherr war, hatte einen Prozeß gegen andre Staatsbürger anhängig gemacht, die er *seine Bauern* nannte. Er hatte schon eine stärkere Einnahme, als die Hälfte seiner Pfarrkinder zusammen genommen und war überdies ihr Lehnsherr. Er behauptete, daß seine Vasallen, nachdem sie ihre dürren Haidehügel mit unsäglicher Mühe in Weinberge verwandelt hatten, ihm den zehnten Theil ihres Weins abgeben müßten, was, wenn man den Preis der Arbeit, der Weinpfähle, der Fässer und des Kellers berechnete, mehr als ein Viertel des Ertrages ausmachte. „Da aber einmal," sagte er, „die Zehnten von Gott eingesetzt sind, so verlange ich im Namens Gottes den vierten Theil des Lebensbedarfs meiner Bauern." — „Ich erkenne deine christlich milde Gesinnung," entgegnete ihm der Minister.

Ein in Steuerangelegenheiten sehr bewanderter Generalpächter nahm jetzt das Wort. „Gnädiger Herr," sprach er, „jenes Dorf kann dem Mönche nichts geben; denn da er seinen Pfarrkindern vergangenes Jahr zweiunddreißigerlei Steuern für ihren Wein abgenommen und sie dann noch ver-

---

(1763 bis 1768) de Laverdy, der sich physiokratischen Grundsätzen zuneigte und dessen Talente und wohlwollende Absichten vielleicht mit deshalb überschätzt wurden, weil er den Blutsauger Silhouette zum Vorgänger und den berüchtigten Abbé Terray zum Nachfolger hatte.

urtheilt hat zu bezahlen, was zu viel davon getrunken war, sind sie gänzlich zu Grunde gerichtet. Ich habe ihr Vieh und ihr Geräth verkaufen lassen und doch sind sie noch in meiner Schuld. Ich widersetze mich daher den Ansprüchen des ehrwürdigen Herrn."

„Ihr thut wohl daran, mit ihm in die Schranken zu treten," erwiderte der Minister; „ihr seid beide eurem Nächsten mit gleich zärtlicher Liebe zugethan und erbaut mich in gleichem Grade."

Ein Dritter, auch Mönch und Grundherr, dessen Bauern zur todten Hand gehörten, wartete gleichfalls auf den entscheidenden Spruch des Staatsraths, der ihn in den Besitz des sämmtlichen Vermögens eines Pariser Pflastertreters setzen sollte. Dieser hatte nämlich in einem, jener Art Knechtschaft unterworfenen und von dem Gebiete jenes Priesters umschlossenen Hause und unbedachtsamer Weise ein Jahr und einen Tag zugebracht und war dann darin gestorben. Der Mönch reklamirte jetzt das ganze Vermögen des Gimpels und zwar kraft göttlichen Rechts.

Der Minister belobte dieser Mönch als eben so billig denkend und mildherzig, wie die beiden Andern.

Der Vierte, ein Kammerkontrolör, überreichte eine herrliche Denkschrift, worin er sich darüber rechtfertigte, daß er zwanzig Familien an den Bettelstab gebracht hatte. Sie hatten ihre Onkels, Tanten, Brüder oder Vettern beerbt; sie hatten Steuern dafür zahlen müssen. Der Kammermann aber hatte ihnen großmüthig bewiesen, daß ihre Erbschaft nicht hoch genug angeschlagen, daß sie weit reicher waren, als sie glaubten, und, indem er sie in Folge dessen zur dreifachen Buße verurtheilte, sie durch die Prozeßkosten gänzlich zu Grunde richtete und die Familienväter ins Gefängniß setzen ließ, hatte er,

ohne nur den Beutel zu ziehen, ihre beſten Beſitzungen an ſich gebracht [1]).

Der General-Finanz-Direktor ſagte ihm (in etwas bitterem Tone freilich): „Euge! controllator bone et fidelis, quia super pauca fuisti fidelis, fermarium generalem te constituam [2])!“ Indeſſen ſprach er leiſe zu einem neben ihm ſtehenden Maitre de Requêtes: „Wir müſſen wahrhaftig dieſen heiligen und profanen Blutegeln bald ein Brechmittel eingeben. Es iſt Zeit, dem Volke Erleichterung zu ſchaffen, das ohne unſre Billigkeit und unſre Fürſorge erſt in jener Welt zu leben haben würde.“

Verſchiedene tiefdenkende Männer theilten ihm hierauf allerlei Finanzprojekte mit. Einer hatte den ſchlauen Einfall gehabt, Geiſt und Witz zu beſteuern. „Jeder wird ſich beeifern, zu zahlen,“ ſprach er, „denn keiner wird für einen Dummkopf gelten wollen.“ — „Ich ſpreche euch ſelbſt im Voraus von dieſer Steuer frei,“ antwortete der Miniſter.

Ein Andrer ſchlug vor, die einzige Steuer auf das Singen und Lachen zu verlegen, da die Nazion das luſtigſte Volk von der Welt ſei und ſich mit einem Liedchen über Alles tröſte. Allein der Miniſter bemerkte, daß man ſeit einiger Zeit nicht ſo viele kurzweilige Lieder mehr mache, und fürchtete, man möchte, um der Steuer zu entgehen, am Ende allzu ernſthaft werden.

---

1) Ein ganz ähnlicher Fall trug ſich in der Provinz zu, wo ich wohne, und der Kammerkontroleur wurde zur Herausgabe des Erpreßten verurtheilt, ſonſt aber nicht weiter beſtraft. Vgl. die Satire les finances. B.

2) Ich ließ mir dieſe Worte von einem Gelehrten zu vierzig Thalern erklären, und ſie machten mir vielen Spaß. B.

Ein verständiger, wackerer Patriot trat hierauf mit einem Plane hervor, wonach sich die Einnahme des Königs verdreifachen und doch die Nazion nur den dritten Theil der bisherigen Abgaben bezahlen sollte. Der Minister rieth ihm, die vier Spezies zu lernen.

Ein vierter bewies dem Könige aus Freundschaft, daß er nur 75 Millionen aufnehmen könne, daß er ihm aber 225 verschaffen wolle. „Ihr werdet mir ein Vergnügen damit machen," versetzte der Minister, „sobald wir die Staatsschulden bezahlt haben werden."

Endlich kam ein Sekretär des neuen Publizisten, der die gesetzgebende Gewalt zur Miteigenthümerin alles unsres Grundbesitzes kraft göttlichen Rechts machte und so dem Könige zu 1200 Millionen Renten verhalf. Ich erkannte auf der Stelle den Mann, der mich ins Gefängniß gesetzt, weil ich meine zwanzig Thaler nicht hatte bezahlen können. Ich warf mich dem General-Finanz-Direktor zu Füßen und flehte um Gerechtigkeit. Er brach in ein schallendes Gelächter aus und erklärte, man habe mir einen Possen gespielt. Er befahl den Spaßvögeln, mir als Schmerzensgeld hundert Thaler zu zahlen, und sprach mich für mein ganzes übriges Leben von aller Steuer frei. Mit einem: „Gott vergelt's, Exzellenz!" beurlaubt' ich mich von ihm.

V. Brief an den Vierzigthalermann.

„Obgleich ich eine dreimal so starke Einnahme habe, als Ihr, nämlich 360 Livres Renten, schreibe ich Euch doch so freundschaftlich, als wärt Ihr meines Gleichen, ohne mich meines Reichthums gegen Euch zu überheben.

„Ich las die Geschichte Eures Mißgeschicks und der Ge-

nugthuung, die der Herr General-Finanz-Direktor Euch gewährt hat. Ich gratulire Euch dazu. Unglücklicherweise aber las ich dieser Tage auch den Financier citoyen [1]) trotz des Widerwillens, den der Titel mir schon einflößte, da derselbe vielen ehrlichen Leuten einen Widerspruch zu enthalten scheint. Dieser Citoyen schneidet von euren Renten zwanzig und von den meinigen 260 ab. Er spricht jedem Individuum im Durchschnitt der ganzen Einwohnerzahl nur 100 Franks zu; dafür vergrößert aber ein andrer nicht minder gefeierter Mann unser Einkommen bis auf 150 Livres. Euer Geometer hat, seh' ich, den richtigen Mittelweg eingeschlagen. Er gehört nicht zu den freigebigen großen Herren, die mit einem Federstrich der guten Stadt Paris eine Bevölkerung von einer Million Menschen geben und die 1500 Millionen an klingender Münze im Lande zirkuliren lassen, trotz Allem, was wir in den letzten Kriegen verloren haben [2]).

---

[1]) Voltaire meint die Reflexions d'un citoyen sur l'administration des finances. 3 voll. Paris 1763, vom Abbé Baudeau, einem Anhänger des Quesnay'schen Systems.

[2]) Diese Berechnungen sind weit entfernt, auf den Ruhm völliger Richtigkeit Anspruch machen zu können, und die, welche sie anstellten, haben sich bei weitem nicht die nöthige Mühe gegeben, um zu dem Grade von Genauigkeit zu gelangen, den man wohl erreichen könnte. Was aber zu wissen höchst wichtig war, ist der Satz, daß ein Staat, der zwei Millionen, und ein solcher, der zwanzig Millionen Einwohner hat, ein Land, dessen Erdreich fruchtbar, und ein solches, dessen Boden unergiebig ist, ein Land, das einen Ueberfluß an Lebensmitteln hat, und ein solches, das den Mangel daran durch den Handel ersetzen muß ꝛc. ganz nach denselben Gesetzen verwaltet werden müssen. Dies ist eine der größten Wahrheiten, welche die französischen Oekonomisten verkündeten, und zugleich eine von denen, die sie am besten begründeten. C.

„Da Ihr ein so fleißiger Leser seid, will ich Euch den Financier citoyen leihen, doch glaubt ihm ja nicht Alles auf's Wort! Er zitirt das Testament des großen Ministers Colbert und weiß nicht, daß es das erbärmliche Machwerk eines gewissen Gatien de Courtilz ist; er zitirt den „Zehnten" des Marschall Vauban und weiß nicht, daß der Verfasser Bois Guillebert hieß; er zitirt das Testament des Kardinal Richelieu und weiß nicht, daß es vom Abbé Bourzeis herrührt. Er nimmt an, daß der Kardinal versichert, „wenn das Fleisch im Preise steige, müsse man dem Soldaten eine stärkere Löhnung geben." Gleichwohl wurde unter seinem Ministerium das Fleisch entsetzlich theuer, ohne daß darum die Löhnung des Soldaten um einen Liard erhöht wäre; woraus, abgesehen von hundert andern Beweisen, erhellt, daß jenes, bei seinem ersten Erscheinen als untergeschoben anerkannte und erst weit später dem Kardinal selbst zugeschriebene Buch so wenig von ihm herrührt, wie die Testamente des Kardinal Alberoni und des Marschall Belle-Isle von ihren vermeinten Verfassern.

„Traut überhaupt in Eurem Leben den Testamenten und Systemen nicht. Mich haben sie belauert, wie Euch. Wenn die neuen Solone und Lykurge Euch eine Nase drehen, so haben mir die neuen Triptoleme noch weit ärger mitgespielt und ohne eine kleine Erbschaft, die mich wieder einigermaßen auf den grünen Zweig brachte, wäre ich im Elende verschmachtet.

„Ich besitze 120 Morgen nutzbaren Landes, das trotz seiner Lage unter dem schönsten Himmelsstrich von der Welt nicht unergiebiger sein könnte. Jeder Morgen trägt bei mir zu Lande nach Abzug aller Kosten nur einen Dreilivres-Thaler ein. Sobald ich nun in den Zeitungen las, ein berühmter

Landwirth habe eine neue Säemaschine erfunden und pflüge sein Land beetweise, um bei sparsamer Aussaat mehr zu ernten, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als Geld zu borgen, eine Säemaschine zu kaufen und mein Land beetweise zu pflügen. Ich verlor richtig meine Mühe und mein Geld, so gut, wie der berühmte Landwirth, der auch nicht mehr beetweise pflügt[1]).

„Mein Unglück wollte, daß ich das ökonomische Journal las, das in Paris bei Boudet erscheint, und auf das Experiment eines Parisers stieß, der zum Zeitvertreib seinen kleinen Blumengarten umpflügen und, statt ihn mit Tulpen zu bepflanzen, mit Weizen hatte besäen lassen; er hielt eine sehr reiche Ernte. Ich brauche nur dreißigmal pflügen zu lassen, sprach ich bei mir selbst, so ernte ich doppelt so viel, wie jener würdige Pariser, der sich in der Oper und im Schauspiel über die Prinzipe des Ackerbau's belehrt hat, und danke so seinem Unterricht und seinem Beispiel meinen Wohlstand.

„Nur viermal zu pflügen ist bei mir zu Lande rein unmöglich; die Strenge und der rasche Wechsel der Jahrszeit gestatten es nicht; und zudem hatte ich mich in Folge des unglücklichen Einfalls, beetweise zu säen, wie jener berühmte Landwirth, genöthigt gesehen, mein Gespann zu verkaufen. Ich lasse meine 120 Morgen mit allen Pflügen, die vier Stunden in der Runde zu haben sind, dreißigmal umpflügen. Das dreimalige Umpflügen kostet für den Morgen zwölf Livres, das ist der feste Preis. Nun mußte jeder Morgen dreißigmal gepflügt werden; das machte also 120 Livres. Die Bestellung meiner 120 Morgen kam mir demnach auf 14,400

[1]) Dühamel.

Livres zu ſtehen. Meine Ernte, die ſich für gewöhnlich in meinem ungeſegneten Lande auf 300 Seſter belief, ſtieg diesmal allerdings auf 330, die mir, den Seſter zu 20 Livres gerechnet, 6600 Livres einbrachten. Ich verlor 7800 Livres. Freilich konnte ich mich mit dem Stroh tröſten.

Ich war ruinirt, zu Grunde gerichtet, wäre nicht glücklicherweiſe eine alte Tante durch einen großen Arzt, der in ſeiner Kunſt ſo weiſe philoſophirte, wie ich in der Landwirthſchaft, in die beſſere Welt befördert worden.

Sollte man es glauben, daß ich noch einmal ſchwach genug war, mich durch Boudet's Journal verführen zu laſſen? Der Mann hatte mir doch bei alledem nicht den Untergang geſchworen. Ich las in ſeiner Zeitſchrift, daß es nur einer Auslage von 4000 Franks bedarf, um es durch den Anbau von Artiſchocken zu einer Einnahme von 4000 Livres zu bringen. Ganz gewiß wird Boudet mir an Artiſchocken wieder einbringen, was er mir an Korn aus der Taſche geſpielt hat. So dachte ich und es dauerte nicht lange, ſo waren meine 4000 Franks zum Kuckuk und meine Artiſchocken von den Erdratten verzehrt. In dem ganzen Bezirk wies man mit Fingern auf mich.

In meinem Grimm ſchrieb ich Boudet einen Brief voll donnernder Vorwürfe. Statt aller Antwort machte der Verräther ſich in ſeinem Journal über mich luſtig. Er leugnete auf das Unverſchämteſte, daß die Karaiben roth zur Welt gekommen ſeien. Ich war genöthigt, ihm eine Beſcheinigung von einem ehemaligen königl. Prokurator auf Guadeloupe zu überſenden, woraus er erſah, daß Gott die Karaiben roth erſchaffen hat, ſo wie er die Neger ſchwarz werden ließ. Doch dieſer kleine Sieg half mir nicht wieder zu der Erbſchaft meiner Tante, die ich durch meinen allzu treuherzigen Glauben

an die neuen Syſteme bis auf den letzten Heller eingebüßt hatte. Noch einmal, lieber Herr, hütet Euch vor den Marktſchreiern!"

VI. Der Vierzigthalermann heirathet, wird Vater und philoſophirt über die Mönche.

Nachdem der Vierzigthalermann in ſeiner Bildung bedeutend fortgeſchritten war und auch ſeine Glücksumſtände ſich ſehr gebeſſert hatten, heirathete er ein hübſches Mädchen, daß ihm 100 Thaler Renten zubrachte. Bald war er auch Vater eines tüchtigen Knaben und fing jetzt an, ſich für einen Mann von einigem Gewicht im Staate zu halten. Er hoffte, dem Vaterlande wenigſtens 10 Bürger zu geben, die ihm alle nützlich werden ſollten. Als Korbmacher hatte er nicht leicht Seinesgleichen und ſeine Gattin war eine treffliche Näherin. Sie war in der Nachbarſchaft einer fetten Abtei geboren, die ein Einkommen von 100,000 Livres hatte. Ihr Gatte fragte mich einſt, wie es zugehe, daß dieſe Herren, die ihrer doch nur wenige ſeien, ſo vielmal 40 Thaler ſchluckten. „Schaffen ſie dem Vaterlande größern Nutzen als ich?" — „Nein, lieber Nachbar." — „Tragen ſie, wie ich, zur Bevölkerung des Landes bei?" — „Nein; dem Anſchein nach wenigſtens nicht." — „Bauen ſie das Land? vertheidigen ſie den Staat, wenn er angegriffen wird?" — „Nein, ſie beten zu Gott für euch." — „Nun gut! ich will für ſie beten, ſo ſind wir quitt. — Wie viel ſolcher nützlichen Leute, ſowohl Männer als Mädchen, mögen wohl ſämmtliche Klöſter im Reiche enthalten?"

— „Nach den Berichten der Provinzial-Intendanten gegen das Ende des vorigen (17.) Jahrhunderts, gab es ungefähr 90,000."

„Nach unſrer alten Rechnung ſollten ſie dann, 40 Thaler auf den Kopf gerechnet, 10,800,000 Livres beſitzen. Wie viel haben ſie nun wirklich?“

— „Ihr Einkommen mag ſich immer auf 50 Millionen belaufen, wenn man die Meſſen und die Sammlungen der Bettelmönche mitzählt, die dem Volke in der That eine anſehnliche Steuer auflegen. Ein Bruder Bettler aus einem Pariſer Kloſter rühmte ſich öffentlich, daß ſein Bettelſack 80,000 Livres Renten aufwiege.“

„Wir wollen jetzt ſehen, wie viel 50 Millionen, unter 80,000 geſchorene Köpfe vertheilt, auf einen jeden bringen.“

— „Fünfhundert fünfundfünfzig Livres.“

„Eine anſehnliche Summe für Leute, die in einer zahlreichen Geſellſchaft leben, wo die Ausgaben ſich nach Maßgabe der Quantität der Konſumenten vermindern; denn zehn Perſonen können beiſammen weit wohlfeiler leben, als wenn jeder Tiſch und Wohnung für ſich hätte. — Die Exjeſuiten, denen man jetzt 400 Livres Penſion gibt, haben alſo wirklich bei dieſem Handel verloren?“

— „Ich glaube nicht; denn ſie leben faſt alle bei Verwandten, die ſie unterſtützen; mehre leſen für Geld Meſſe, was ſie früher nicht thaten; andre ſind Hauslehrer geworden; noch andre werden von Betſchweſtern unterhalten; kurz jeder hat ſeinen Weg gefunden und vielleicht ſind jetzt nur wenige unter ihnen, die, nachdem ſie die Freuden der Welt und der Freiheit einmal koſteten, Luſt hätten, ſich die alten Ketten wieder aufbürden zu laſſen[1]). Das Mönchsleben iſt, was

[1]) Die Jeſuiten wären nicht zu beklagen geweſen, wenn man jene Penſion von 400 Livres zu Gunſten derer, die mit körperlichen Gebrechen behaftet oder über 60 Jahr alt waren, verdoppelt hätte;

man auch ſagen mag, durchaus nicht zu beneiden. Es iſt eine bekannte Wahrheit, daß die Mönche Leute ſind, die ſich zuſammenthun, ohne ſich zu kennen, mit einander leben, ohne ſich zu lieben und ſterben, ohne daß einer um den andern eine Thräne vergießt.“

„Ihr glaubt alſo, daß man ihnen einen ſehr großen Dienſt erwieſe, wenn man ihnen ſammt und ſonders die Kutten auszöge [1])?“

— „Sie würden ohne Zweifel viel dabei gewinnen und der Staat noch mehr. Man gäbe dem Staate eine Menge Bürger und Bürgerinnen wieder, die unbeſonnener Weiſe ihre Freiheit in einem Alter opferten, wo man nach den Geſetzen noch nicht einmal über ein Vermögen von 10 Sous Renten verfügen kann. Man zöge Leichen aus ihren Gräbern; es wäre eine wahre Auferſtehung. Aus ihren Klöſtern würden Stadthäuſer, Hoſpitäler, öffentliche Schulen oder Fabriklokale. Die Bevölkerung würde zunehmen; alle Künſte würden ſich einer beſſern Pflege erfreuen. Man könnte wenigſtens die Menge jener freiwilligen Opfer vermindern, wenn man

---

wenn die andern Pfründen beſitzen oder Aemter hätten bekleiden können, ohne einen Eid abzulegen, den ſie nicht mit Ehren leiſten konnten; wenn man endlich denen, die in Gemeinſchaft leben wollten, geſtattet hätte, ſich unter obrigkeitlicher Aufſicht zu vereinigen. Allein der Haß der Janſeniſten gegen die Jeſuiten, das Vorurtheil, daß man ſich noch vor ihnen fürchten müſſe, und ihr übermüthiger Fanatismus zur Zeit ihrer Auflöſung und ſelbſt nachdem dieſelbe ſchon vollzogen war, waren Schuld daran, daß man ihnen kein ſolches Loos gewährte, wie Gerechtigkeit und Menſchlichkeit verlangten. E.

[1]) Die Aufhebung ſämmtlicher Klöſter und geiſtlichen Orden in Frankreich erfolgte bekanntlich am 14. Febr. 1790, nachdem am 2. Novbr. 1789 die Einziehung der Kirchengüter vorhergegangen war.

die Zahl der Novizen selbst bestimmte. Das Vaterland hätte mehr nützliche und weniger unglückliche Menschen. Das ist die Ansicht aller Obrigkeiten; das ist der einstimmige Wunsch des Volks, seitdem die Aufklärung unter ihm feste Wurzel faßte. Das Beispiel Englands und so vieler andern Staaten ist ein sonnenklarer Beweis für die Nothwendigkeit einer solchen Reform. Was sollte England jetzt anfangen, wenn es statt seiner 40,00 Seeleute, 40,000 Mönche hätte? Je mehr die Künste sich vervielfältigen, eine um so größere Zahl arbeitsamer Einwohner brauchen wir jetzt. Sicher sind in den Klöstern viele Fähigkeiten begraben, die für den Staat verloren gehen. Um einen Staat in Flor zu bringen, muß man die Zahl der Priester möglichst einzuschränken und die der Handwerker auf alle Weise zu vergrößern suchen. Die Unwissenheit und Barbarei unsrer Väter sollte uns, weit entfernt uns zur Richtschnur zu dienen, nur eine Mahnung sein, zu thun, was sie thun würden, wenn sie im Besitz unsrer erweiterten Einsicht an unserm Platz ständen."

„Also nicht aus Haß gegen die Mönche wolltet ihr sie abschaffen, sondern aus Mitleiden mit ihnen und aus Liebe zum Vaterlande? Grade so denke ich auch. Ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß mein Sohn Mönch würde; und ehe ich Kinder für's Kloster in die Welt setzen wollte, gäb' ich es lieber ganz auf."

— „Welcher gute Hausvater könnte auch wohl ohne Jammer seinen Sohn oder seine Tochter der Gesellschaft absterben sehen? Man nennt das „sein Heil suchen[1])"; aber ein Soldat, der sein Heil sucht, wenn es zu kämpfen gilt,

[1]) Se sauver.

leidet verdiente Strafe. Wir alle ſind Soldaten des Staats; wir ſtehen im Solde der Geſellſchaft und ſind als Ausreißer anzuſehen, ſobald wir ſie verlaſſen. Doch was ſage ich? Die Mönche ſind Kindesmörder, die eine ganze Nachkommenſchaft erſticken. 90,000 Kloſterleute, die lateiniſche Hymnen brüllen oder durch die Naſe krächzen, könnten jeder dem Staate zwei Bürger geben; das ſind alſo 180,000, die ſie im Keime umbringen. Nach 100 Jahren iſt der Verluſt unermeßlich; dies liegt am Tage[1]).“

„Wie konnte denn nur das Mönchsthum in ſolchem Maße um ſich greifen?“

— „Weil ſeit Konſtantin faſt alle Regierungen toll und erbärmlich waren; weil das römiſche Reich mehr Mönche, als Soldaten hatte; weil in Aegypten allein 100,000 waren; weil ſie weder zu arbeiten, noch Steuern zu zahlen brauchten; weil die Oberhäupter der barbariſchen Nazionen, die das Reich zerſtörten und die, um über Chriſten zu herrſchen, ſelbſt Chriſten geworden waren, die furchtbarſte Tyrannei ausübten;

---

[1]) Dies iſt ein Irrthum. Die Zahl der Menſchen iſt weſentlich durch die Quantität der Subſiſtenzmittel bedingt. In einem großen Staate wie Frankreich verurſachen 90,000 Menſchen, die für den Ackerbau und andre nützliche Gewerbe verloren gehen, ohne Zweifel eine Lücke; doch wird dieſe durch die Induſtrie der übrigen Nation bald wieder ausgefüllt. Die Mönche ſind beſonders deshalb ſchädlich, weil ſie dazu dienen, den Fanatismus und den Aberglauben zu nähren, und weil ſie unermeßliche Schätze abſorbiren, die zur Erleichterung und zum Unterricht des Volks verwandt werden könnten. Uebrigens wäre es nicht unmöglich zu berechnen, welche Wirkung das Daſein einer Klaſſe eheloſer Menſchen auf die Bevölkerung haben kann, allein dieſe Berechnung wäre ſehr verwickelt und hängt von weit mehr Elementen ab, als die Gelehrten, auf deren Rechnung Voltaire hier fußt, bedachten. E.

weil man sich in Masse in die Klöster flüchtete, um vor der Wuth jener Tyrannen geborgen zu sein, und sich dieser Sklaverei unterwarf, um einer andern zu entgehen; weil die Päpste durch die Stiftung so vieler verschiednen Orden heiliger Müßiggänger eben so viele Unterthanen in fremden Staaten erwarben; weil es einem Bauer besser gefällt, sich „ehrwürdiger Herr" nennen zu lassen und seinen Segen auszutheilen, als hinter dem Pfluge herzugehen; weil er nicht weiß, daß der Pflug edler ist als die Kapuze; weil er sich lieber auf Kosten der Dummen, als durch ehrliche Arbeit ernähren will; weil er endlich nicht weiß, daß er sich durch den Eintritt ins Kloster das traurigste Loos bereitet, daß seine Tage nur aus Verdruß zusammengesetzt sein werden."

„Genug, Herr! keine Mönche mehr, zu ihrem und unserm Glück! doch bekümmerte es mich, den Gutsherrn in unserm Dorfe, der vier Jungen und drei Mädchen hat, sagen zu hören, er wisse seine Töchter nicht anders unterzubringen, als daß er sie Nonnen werden ließe."

— „So oft man dies leider als Grund anführen hört, so sehr steht der Satz mit dem Wohl der Menschheit und des Vaterlandes in Widerstreit, ja er droht die Grundpfeiler der Gesellschaft zu erschüttern. — So oft man von irgend einer Lebensweise, welche sie auch sei, behaupten kann, daß das Menschengeschlecht verloren wäre, wenn Jedermann sich ihr widmete, so liegt am Tage, daß diese Lebensweise nichts taugt und daß jeder, der sie erwählt, dem Menschengeschlechte so großen Schaden zufügt, als in seiner Macht steht. Nun ist es aber ausgemacht, daß wenn alle Knaben und Mädchen ins Kloster gingen, die Welt aussterben würde. Folglich ist das Mönchsthum schon deßhalb der Feind der menschlichen Natur,

ganz abgesehen von den entsetzlichen Uebeln, die es sonst bisweilen verursachte."

„Könnte nicht eben dies auch von den Soldaten gelten?"

— „Nein, gewiß nicht: denn wenn an jeden Bürger die Reihe kommt, die Waffen zu tragen, wie dies in allen alten Republiken und namentlich in der römischen der Fall war, so ist der Soldat darum nur ein desto besserer Bauer. Der Bürgersoldat hat Frau und Kinder und kämpft für sie. Wollte Gott, alle Landleute wären Soldaten und Hausväter, so würden sie treffliche Bürger sein! Ein Mönch aber, in so weit er Mönch ist, dient nur dazu, den Lebensunterhalt seiner Landsleute zu verschlingen. Es gibt gar keine anerkanntere Wahrheit."

„Aber die Mädchen, Herr, die Töchter der armen Edelleute, denen man keine Männer schaffen kann, was sollen die anfangen?"

— „Sie sollen es machen — schon tausendmal ist es gesagt worden — wie die Mädchen in England, Schottland, Irland, in der Schweiz, in den Niederlanden, in der Hälfte von Deutschland, in Schweden, Norwegen, Dänemark, der Tartarei, der Türkei und fast in allen übrigen Ländern. Sie werden weit bessere Gattinnen, weit bessere Mütter sein, wenn man sich bequemen wird, die Frauen wie in Deutschland ohne Mitgift zu nehmen. Eine sparsame, fleißige Frau wird mehr Segen in ein Haus bringen, als die Tochter eines Finanziers, die doch noch mehr für überflüssigen Tand vergeudet, als sie ihrem Manne eingebracht hat.

„Es muß allerdings Häuser geben, die dem Alter, der Krankheit und körperlichen Gebrechen als Zufluchtsstätten dienen. Allein vermöge des abscheulichsten Mißbrauchs sind jene Stiftungen nur für die Jugend und für wohlgebildete Perso-

nen bestimmt. Gleich beim Eintritt ins Kloster läßt man die Novizen beiderlei Geschlechts, allen Gesetzen der Schamhaftigkeit zuwider, sich nackt produziren und untersucht sie sorgfältig. Wenn eine alte Bucklige sich melden wollte, um als Nonne einzutreten, würde man sie mit Verachtung fortjagen, es sei denn, daß sie eine unermeßliche Aussteuer mitbrächte. Und nicht blos von einer solchen, nein, von einer jeden Novize wird eine Mitgift gefordert, wenn sie nicht der Abschaum des Klosters sein will. Nie gab es einen empörendern Mißbrauch [1]).“

„Genug, genug, Herr! ich schwöre euch, meine Töchter sollen keine Nonnen werden. Sie sollen lernen, sich in der Welt nützlich machen, spinnen, nähen, Spitzen klöppeln und was es sonst ist. Ich sehe die Klostergelübde als einen Frevel gegen das Vaterland und gegen das eigene Wohl an. Bitte, erklärt mir doch, wie es zugeht, daß einer meiner Freunde, um dem Menschengeschlecht zu widersprechen, behauptet, die Mönche wären für die Bevölkerung eines Staats sehr nützlich, weil ihre Häuser besser im Stande gehalten und ihre Länder besser bestellt würden, als die der weltlichen Grundherren?“

— „Ei, wer ist denn euer Freund, der einen so seltsamen Satz aufstellt?“

„Der Menschenfreund oder vielmehr der Mönchsfreund [2]).“

---

[1]) Der Großherzog Leopold (von Toscana, nachher der Kaiser Leopold II.) verbot den Klöstern in seinen Staaten, von den Novizen eine Mitgift zu fordern oder nur anzunehmen. Doch damit geizige Eltern in diesem Gesetz keine Anreizung finden, ihre Töchter zum klösterlichen Stande zu zwingen, müssen sie bei derer Einkleidung eine gleiche Summe, wie sonst das Kloster gefordert hätte, für die Hospitäler aussetzen. E.

[2]) L'ami des hommes, Paris 1759, v. Mirabeau d. Aelteren.

— „Er hat sich einen Spaß machen wollen. Er weiß sehr gut, daß zehn Familien, jede mit 5000 Livres Grundeinkommen, hundert-, nein tausendmal nützlicher sind, als ein Kloster, das 50,000 Livres Renten und außerdem immer noch einen geheimen Schatz besitzt. Er rühmt die schönen Häuser, die die Mönche bauen, und das ist es grade, was die Bürger empört; das ist der Grund der Klagen über sie in ganz Europa. Das Gelübde der Armuth verdammt die Paläste, wie das Gelübde der Demuth dem Stolz und das Gelübde, sein Geschlecht aussterben zu lassen, dem Zwecke der Natur widerstreitet."

„Ich merke doch nachgrade, daß man sich auf Bücher nicht allzu fest verlassen darf."

— „Man muß es damit halten, wie mit den Menschen, die vernünftigsten wählen, sie prüfen und nur das annehmen, was der Augenschein als gewiß ausweist.

VII. Von Steuern, die man dem Auslande zahlt.

Vor einem Monat etwa kam der Vierzigthalermann zu mir, indem er sich vor Lachen den Bauch hielt. Er lachte so herzlich, daß ich auch unwillkürlich zu lachen anfangen mußte, ohne zu wissen, wovon die Rede sei; so tief steckt der Nachahmungstrieb uns in der Natur, so sehr beherrscht uns der Instinkt, und so ansteckend ist jede Gemüthsbewegung.

Ut ridentibus arrident, ita flentibus adflent [1])
Humani vultus.

---

[1]) Der Jesuit Sanadon liest adsunt statt adflent. (Ep. ad Pis. vs. 101). Ein Liebhaber des Horaz erklärt dies für die Ursache, weßhalb man die Jesuiten fortgejagt habe. V.

Als er sich satt gelacht hatte, sagte er mir, er sei so eben einem Manne begegnet, der sich Protonotar des heiligen Stuhls nenne, und dieser Mann übersende einem Italiener, 300 Stunden von hier, eine ansehnliche Summe Geldes, und zwar im Namen eines Franzosen, dem der König ein kleines Lehn ertheilt habe, der aber die Wohlthaten des Königs nicht genießen könne, wenn er nicht sein Einkommen vom ersten Jahre jenem Italiener übermache [1]).

„Die Sache hat ihre Richtigkeit," erwiederte ich, „ist aber nichts weniger als lächerlich. Steuern dieser Art, die sich bei Kleinem häufen, bringen Frankreich jährlich um etwa 400,000 Livres, und in den 250 Jahren, daß dieser Gebrauch besteht, haben wir solchergestalt schon 8 Millionen nach Italien geschleppt."

„Himmlischer Vater!" rief er aus, „wie vielmal 40 Thaler!"

„Der Italiener hat uns also vor drittehalb hundert Jahren unterjocht und uns diese Steuer als Tribut aufgelegt!"—

„Wahrhaftig," entgegnete ich, „er hat uns vor Zeiten noch ganz andre Steuern auf weit lästigere Weise aufgelegt. Dies ist nur eine Kleinigkeit im Vergleich mit dem, was er lange von unsrer armen Nazion und den übrigen armen Völkern Europa's bezog." Ich erzählte ihm hierauf, wie jene heiligen Usurpazionen sich eingeschlichen hätten. Er hat sich etwas in der Geschichte umgesehen und es fehlt ihm nicht an gesundem Menschenverstand. Es leuchtete ihm ein, daß wir Sklaven gewesen waren, die sich noch mit einem Endchen ih-

[1]) Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß mit der Revoluzion jede Abgabe dieser Art an die päpstliche Datarie ein Ende hatte.

rer Kette ſchleppten. Er eiferte lange und mit Nachdruck gegen jene Mißbräuche, aber mit welcher Ehrfurcht vor der Religion im Allgemeinen! welche Hochachtung bezeigte er nicht den Biſchöfen! wie vielmal 40 Thaler wünſchte er ihnen nicht, damit ſie deſto mehr Gutes in ihren Sprengeln wirken könnten!

Eben ſo hätte er es auch gern geſehen, daß allen Landpfarrern eine hinreichende Anzahl von 40 Thalern zu Gebot ſtände, um anſtändig davon leben zu können. „Es iſt traurig," ſagte er, „wenn ein Pfarrer ſich genöthigt ſieht, ſich mit ſeinem Pfarrkinde um drei Garben herum zu zanken; es iſt zu beklagen, daß er von der Landſchaft nicht hinlänglich beſoldet wird. Es iſt eine Schmach, daß dieſe Herren beſtändig mit ihren Gutsherren im Prozeſſe liegen. Dieſe ewigen Zänkereien um eingebildete Rechte, um Zehnten und dergleichen, untergraben die Achtung, die man ihnen ſchuldig iſt. Der unglückliche Bauer, der ſeinen Vorgeſetzten den Zehnten, die zwei Sous vom Livre, die Kopfſteuer, das Quartiergeld für die Soldaten, nachdem er ihnen bereits das Quartier ſelbſt gegeben ꝛc. ꝛc., bezahlt hat, dieſer arme Schelm, ſag' ich, der ſich nun noch den zehnten Theil ſeiner Ernte durch ſeinen Pfarrer entzogen ſieht, betrachtet ihn nicht mehr als ſeinen Seelenhirten, ſondern als ſeinen Schinder, der ihm das bischen Fell, was ihm noch übrig geblieben, vollends über die Ohren zieht. Er fühlt recht gut, welche teufliſche Grauſamkeit es iſt, daß man, indem man ihm von Gott und Rechtswegen die zehnte Garbe wegnimmt, nicht in Anſchlag bringt, was es ihm gekoſtet hat, dieſe Garbe dem Boden abzugewinnen. Was behält er für ſich und die Seinen übrig? Thränen, Mangel, Muthloſigkeit und Verzweiflung, bis er endlich in Mühſal und Elend verkümmert. Würde der Pfarrer von

der Landschaft besoldet, so wäre er der Trost seiner Pfarrkinder, statt daß sie jetzt einen Feind in ihm sehen [1]).

Der wackere Mann wurde ganz weich, wie er so sprach; er liebte sein Vaterland und war von leidenschaftlichem Eifer fürs Gemeinwohl beseelt. „Welch ein Volk," rief er oft, „welch ein Volk wären die Franzosen, wenn man nur wollte!"

Wir gingen, um uns nach seinem Sohn umzusehen, und fanden ihn auf dem Schooße seiner einfach, aber nett und sauber gekleideten Mutter, die ihm eben ihre volle weiße Brust gab. Das Kind war allerliebst. „Ach!" sprach der Vater, „du armer kleiner Schelm! also nur auf 23 Jahre und auf 40 Thaler hast du Anspruch zu machen!"

VIII. Von den Verhältnissen.

In einer Gleichung ist das Produkt des ersten und letzten Gliedes dem Produkt der beiden Mittelglieder gleich; allein zwei gestohlene Säcke Korn sind für die, welche sie entwandt haben, nicht von demselben Interesse, wie der Verlust ihres Lebens für den Bestohlenen.

Der Prior von ***, dem zwei seiner Knechte zwei Sester Korn entwandt hatten, ließ die beiden Uebelthäter hängen. Diese Exekuzion kostete ihm mehr, als seine ganze Ernte werth war, und er hatte weiter nichts davon, als daß seitdem Niemand mehr bei ihm in Dienst treten wollte.

Wenn die Gesetze bestimmt hätten, daß die, welche ihrem Herrn Korn stehlen, ihr Leben lang mit den Ketten an den Füßen und einer Schelle am Halse sein Land bestellen

---

[1]) Eine regelmäßige Besoldung der Weltgeistlichen verfügte die konstituirende Versammlung im November 1789.

müßten, so würde der Prior sich weit besser dabei gestanden haben.

Man muß von Verbrechen abschrecken. Allerdings, allein Zwangsarbeit und dauernde Schande jagen mehr Furcht ein, als der Galgen.

Vor einigen Monaten wurde in London ein Missethäter verurtheilt, nach Amerika transportirt zu werden, um dort mit den Negern in den Zuckersiedereien zu arbeiten. In England wie in vielen andern Ländern darf jeder Verbrecher eine Bittschrift an den König richten, um entweder um volle Begnadigung oder um Milderung der Strafe nachzusuchen. Der oben erwähnte Uebelthäter nun bat sich's als Gnade aus, gehangen zu werden. Er führte als Grund seinen tödtlichen Haß gegen alle Arbeit an, vermöge dessen er sich lieber in einer Minute erdrosseln lassen, als sein Leben lang Zucker sieden wolle.

Andre denken vielleicht anders; Jeder nach seinem Geschmack. Allein es ist bereits gesagt worden und wir müssen es wiederholen: ein Gehängter ist zu nichts zu gebrauchen, und jede Strafe sollte doch eine wohlthätige Wirkung haben.

Vor einigen Jahren verurtheilte man in der Tartarei zwei junge Leute, auf den Pfahl gespießt zu werden, weil sie eine Prozession von Lama's hatten vorüberziehen sehen, ohne ihre Mütze abzunehmen[1]). Der Kaiser von China, ein geist-

[1]) Anspielung auf das Todesurtheil des Chevalier de la Barre und des jungen Moinel, die 1766 wegen einiger unbesonnenen Aeußerungen über Religionsgegenstände und der hier angedeuteten Rücksichtslosigkeit bei einer Prozession in Abbeville hingerichtet wurden

D. Ueb.

reicher Mann, ſagt, er würde ſie verurtheilt haben, drei Monate lang in bloßem Kopfe der Prozeſſion zu folgen [1]).

„Die Strafen müſſen zu den Verbrechen in richtigem Verhältniß ſtehen," ſagt der Marcheſe Beccaria. Unſre Geſetzgeber waren keine Mathematiker.

Ich haſſe die Geſetze Drakon's, welche Verbrechen und Fehler, Bosheit und Thorheit mit gleichen Strafen belegen. Bei jedem Prozeſſe, jedem Streit und Zank ſollten wir vor Allem den Angreifer von dem Beleidigten, den Unterdrücker von dem Unterdrückten unterſcheiden. Der Offenſivkrieg beurkundet den Tyrannen; wer ſich vertheidigt, thut nur, was recht und billig iſt.

Als ich eben in dieſe Betrachtungen verſenkt war, kam der Vierzigthalermann in Thränen ſchwimmend zu mir. Ich fragte ihn beſorgt, ob ſein Sohn, der doch auf 23 Lebensjahre Anſpruch machen konnte, vielleicht todt ſei? „Nein," ſprach er, „der Kleine iſt wohl und meine Frau auch. Allein ich wurde vor Gericht gefordert, um Zeugniß gegen einen Müller abzulegen, bei dem man die gewöhnliche und die außerordentliche Folter anwandte und der doch, wie ſich am Ende auswies, unſchuldig war. Ich ſah ihn unter den verdoppelten Martern ohnmächtig werden; ich hörte ſeine Knochen knakken; noch klingt mir ſein Geſchrei und Geheul in den Ohren; es verfolgt mich, ich weine vor Mitleid mit ſeinem Jammer

---

[1]) Voltaire bezieht ſich hier auf eine ähnliche Aeußerung Friedrich's II. über die obenerwähnte Kataſtrophe in einem Briefe an ihn vom 7. Auguſt 1766, wo übrigens der König auch das Unrecht der Verurtheilten, in ſofern ſie durch Verhöhnung der Landesreligion dem Volke Aergerniß gaben, nachdrücklich hervorhebt. D. Ueb.

und zittere vor Entsetzen. Ich mußte selbst schaudern und winseln; denn ich bin nun einmal eine so mitleidige Haut."

Mir fiel hierbei die entsetzliche Geschichte der Calas ein: eine treffliche Mutter in Ketten und Banden, ihre Töchter flüchtig und in Verzweiflung, ihr Haus der Plünderung preisgegeben, ein ehrwürdiger Vater durch die Qualen der Folter zermalmt, unter dem Rade in Todesmartern zuckend und in den Flammen seinen Geist aushauchend; ein Sohn mit Fesseln beladen vor die Richter geschleppt, deren einer ihm sagt: „wir haben deinen Vater gerädert, jetzt kommt die Reihe an dich."

Ich erinnerte mich der Familie Sirven[1]), welcher einer meiner Freunde in eisbedeckten Gebirgen begegnete, als sie vor der Verfolgung eines eben so unwissenden als ungerechten Richters floh. Dieser Richter, erzählte mir mein Freund, hat die ganze unschuldige Familie zum Tode verurtheilt, indem er ohne den entferntesten und scheinbaren Beweis annahm, der Vater und die Mutter hätten mit dem Beistande von zweien ihrer Töchter die dritte erwürgt und ersäuft, aus Furcht, sie möchte in die Messe gehen. Ich sah in Urtheilssprüchen dieser Art zugleich den höchsten Grad der Dummheit, der Ungerechtigkeit und der Barbarei.

Der Vierzigthalermann beklagte mit mir die menschliche

---

[1]) Man weiß, mit welchem warmen Eifer Voltaire sich der Familie des unglücklichen Calas annahm, der 1763 auf die Anklage, seinen Sohn wegen vermeintlich beabsichtigten Uebertritts zum Katholizismus ermordet zu haben, vom Parlament zu Toulouse unschuldig zum Tode verurtheilt und gerädert wurde. Eben so menschenfreundlich vertrat er die Sache der Familie Sirven, die es ihm gelang den Folgen einer ganz gleichen Beschuldigung zu entziehen.

Natur. Ich hatte in der Taſche eine Rede eines General-Advokaten von Dauphiné, die ſich zum Theil um dieſe wichtigen Gegenſtände drehte. Ich las ihm folgende Stellen daraus vor:

„Gewiß, es waren wahrhaft große Männer, die zuerſt „die Sorge Ihresgleichen zu regieren übernahmen, die es zu„erſt wagten, die Laſt der öffentlichen Wohlfahrt auf ihre „Schultern zu laden; die um des Guten willen, das ſie den „Menſchen thun wollten, ſich ihrem Undank ausſetzten und „um der Ruhe eines Volks willen auf die ihrige verzichteten; „die ſich gleichſam zwiſchen die Menſchen und die Vorſehung „ſtellten, um jenen künſtlich ein Glück zu bereiten, welches „dieſe ihnen verſagt zu haben ſchien.

. . . . . .

„Welcher Richter mit einem Funken Gefühl für ſeine „Pflichten, für die bloße Menſchlichkeit könnte dieſe Vorſtel„lungen ertragen? Kann er in der Einſamkeit ſeines Arbeits„zimmers ohne Schauder und Mitleid die Augen auf dieſe „Papiere werfen, auf dieſe unſeligen Urkunden des Verbre„chens oder der Unſchuld? Iſt ihm nicht, als ertönten Seufzer „und Klaglaute aus den verhängnißvollen Schriften und dräng„ten ihn, über das Loos eines Staatsbürgers, eines Gatten, „eines Vaters, einer ganzen Familie den entſcheidenden Spruch „zu fällen? Welcher noch ſo unbarmherzige Richter kann, „wenn er nur einen einzigen Kriminalprozeß unter Händen „hat, mit kaltem Blute bei dem Gefängniß vorübergehen? „Ich bin es alſo, wird er ſagen, der ich an dieſem entſetzlichen „Orte Meinesgleichen, meinen Mitbürger, meinen Mitmen„ſchen feſthalte; ich bin es, der ihn täglich mit Ketten belaſtet, „der dieſe verhaßten Pforten hinter ihm verſchließt. Vielleicht „hat die Verzweiflung ſich ſeiner Seele bemächtigt; mit Ver„wünſchungen ruft er meinen Namen zum Himmel, ruft er

„als Zeugen gegen mich den großen Richter an, der uns sieht „und uns beide richten wird.

. . . . . .

„Ein entsetzliches Schauspiel bietet sich hier plötzlich mei„nen Augen dar. Der Richter ist müde, das Verhör in Wor„ten fortzusetzen, er will mit Martern weiter verhören. Un„geduldig in seinen Untersuchungen und aufgebracht vielleicht „über ihren ungenügenden Erfolg läßt er glühende Kohlen, „Ketten, Daumschrauben und andre Instrumente herbeibrin„gen, die der menschliche Scharfsinn erfand, um Qualen zu „verursachen. Ein Henkersknecht unterstützt den Richter in „seinen Funkzionen und beendet auf dem Wege der Gewalt „ein Verhör, das ohne Zwang begonnen wurde.

„Sanfte Philosophie, die du so besorgt und geduldig „nach Wahrheit forscheſt, erwarteteſt du, daß man sich in „deinem Jahrhundert solcher Werkzeuge bediente, um sie zu „entdecken?

„Ist es möglich, daß unsre Gesetze dies unbegreifliche „Verfahren billigen und daß der Gebrauch es heiligt?

. . . . . .

„Ihre Gesetze ahmen ihre Vorurtheile nach. Die öffent„lichen Strafen sind so grausam, wie die Wirkungen der Pri„vatrache, und die Akte ihrer Vernunft sind nicht viel weni„ger unbarmherzig, als die Ausbrüche ihrer Leidenschaften. „Worin liegt nur der Grund dieses wunderlichen Widerspruchs? „Darin, daß unsre Vorurtheile alt sind und unsre Moral „neu; darin, daß wir uns in gleichem Grade von unsern Ge„fühlen beherrschen lassen, wie wir unsre Begriffe vernachläs„sigen; darin endlich, daß die Gier nach Vergnügungen uns „hindert, über unsre Bedürfnisse nachzudenken, und daß wir „weit eifriger besorgt sind zu leben, als nach vernünftigen

„Gründen zn handeln. Der Grund liegt mit einem Worte „darin, daß unſre Sitten milde, aber nicht gut ſind, daß wir „höflich und doch noch nicht einmal menſchlich ſind.“

Dieſe Fragmente, welche die Beredſamkeit der Menſchlichkeit diktirt hatte, erfüllten das Herz meines Freundes mit ſanftem Troſt. Er ſprach in warmen Worten ſeine Bewunderung aus. „Wie!“ ſagte er in ſeinem Entzücken, „ſolche Meiſterwerke ſchreibt man in der Provinz! Und doch ſagten mir die Leute immer, außer Paris ſei die ganze Welt keinen Schuß Pulver werth.“

„Allerdings,“ entgegnete ich, „fabrizirt man nur in Paris komiſche Opern; wohl aber leben heutzutage in den Provinzen Beamte und Richter genug, die von eben ſo hochherzigen Geſinnungen beſeelt ſind und ſie in eben ſo kräftigen Worten ausſprechen. Früher waren die Orakel der Juſtiz, wie die der Moral nur lächerlich. Der Doktor Balouard ſpreizte ſich vor den Schranken des Gerichtsſaals und Hanswurſt auf der Kanzel. Endlich aber kam die Philoſophie und ſprach: „Laßt euch nicht anders öffentlich hören, als wenn ihr neue und nützliche Wahrheiten zu verkünden habt und dann ſprecht mit der Beredtſamkeit des Gefühls und der Vernunft!“

— „Aber wenn wir nun nichts Neues zu ſagen haben!“ ſchrieen die Redner. — „Dann ſchweigt!“ antwortete die Philoſophie; „alle jene pomphaften Reden, die aus eitel Phraſen beſtehen, ſind wie die Johannisfeuer, die man an dem Tage im Jahre anzündet, wo man am wenigſten der Erwärmung bedarf; ſie ſind unerquicklich und es bleibt nicht einmal ein Häufchen Aſche davon übrig.“

„Ganz Frankreich ſollte gute Bücher leſen. Doch trotz der Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes lieſt man ſehr wenig; und auch von denen, die mitunter Luſt haben, ſich zu beleh-

ren, leſen die Meiſten ſehr ſchlecht. Die Herren und Damen in meiner Nachbarſchaft ſpielen nach Tiſch ein engliſches Spiel; ſie nennen es Whiſt, wenn ich nicht irre, denn es wird mir ſchwer, das engliſche Kauderwälſch auszuſprechen. Viele ehrliche Spießbürger und Dickköpfe, die ſich aber für gewaltige Schlauköpfe halten, belehren euch mit wichtiger Miene, daß die Bücher zu nichts in der Welt taugen. Aber, ihr Herren Wälſchen, wißt ihr denn nicht, daß ihr nach Büchern regiert werdet, wißt ihr denn nicht, daß der Zivil- und der Kriegskodex ſammt dem Evangelium Bücher ſind, die euch euer Leben lang am Seile haben? Leſ't und werdet klug; nur durch Leſen ſtärkt man ſeinen Geiſt; die gewöhnliche Unterhaltung zerſtreut ihn und das Spiel engt ihn ein."

„Ich bin nur ein armer Schlucker," antwortete mir der Vierzigthalermann; „aber ſollte ich je etwas auf den grünen Zweig kommen, ſo will ich mir doch bei Marc-Michel Rey Bücher kaufen."

IX. Schluß.

Der Vierzigthalermann wohnte in einem kleinen Bezirk, wo ſeit 150 Jahren nie Soldaten im Quartier gelegen hatten. Die Sitten in dieſem kleinen Erdwinkel waren ſo rein, wie ſeine Atmoſphäre. Man wußte nicht, daß anderwärts die Liebe mit einem zerſtörenden Gifte behaftet ſein könne, daß ganze Geſchlechter im Keime davon ergriffen ſeien, und daß die Natur im Widerſpruch mit ſich ſelbſt die Zärtlichkeit ſcheußlich und die Freude zum Gräuel zu machen vermöge; man gab ſich der Liebe mit der vollen Sicherheit der Unſchuld hin. Jetzt kamen Truppen und Alles wurde anders.

Zwei Lieutenants, der Feldprieſter, ein Korporal und

ein Rekrut, der ganz frisch aus einem Jesuitenseminar kam, reichten hin, um in weniger als drei Monaten zwölf Dörfer anzustecken. Auch zwei Basen des Vierzigthalermannes wurden von der Seuche ergriffen. Ihre Krankheit und Kur gaben Veranlassung zu einer lehrreichen Unterredung zwischen ihm und dem Regierungsarzt, der ein Schutzbündniß und einen Kreuzzug aller europäischen Fürsten gegen diese Seuche für weit wünschenswerther erklärte, als alle, die man einst gegen Ungläubige und Ketzer unternahm. Es wäre doch weit besser, meinte er, sich zur Bekämpfung des gemeinsamen Feindes zu vereinen, als unaufhörlich den Augenblick zu erlauern, wo es sich am besten passen möchte, die Erde weit und breit zu verheeren und die Felder mit Todten zu bedecken, um seinem Nachbar zwei oder drei Städte und ein paar Dörfer zu rauben. „Ich spreche gegen meinen eignen Vortheil," schloß er; „denn der Krieg und die Syphilis sind meine Haupterwerbsquellen: aber mein Grundsatz ist, erst Mensch sein und dann Oberwundarzt."

Auf diese Weise bildete der Vierzigthalermann „seinen Geist und sein Herz," wie man zu sagen pflegt. Er beerbte nicht nur seine beiden Basen, die nach sechs Monaten der Seuche unterlagen, sondern auch einen entfernten Verwandten, der als Unterpächter der Armenlazarethe durch die knappe Diät, worauf er die Soldaten setzte, sich selbst beträchtlich gemästet hatte. Der Mann hatte sich nie zur Ehe entschließen können, hielt sich aber statt dessen einen ganz artigen Harem. Er wollte mit keinem seiner Verwandten was zu schaffen haben, brachte seine Tage mit Schlemmen und Saufen hin und starb in Paris an einer Unverdaulichkeit. Kurz, er war, wie man sieht, ein äußerst nützlicher Staatsbürger.

Unser Philosoph mußte nach Paris gehen, um die Erb-

schaft seines Vetters anzutreten. Zuerst wollten die Domänenpächter sie ihm streitig machen, doch war er so glücklich den Prozeß gegen sie zu gewinnen und so großmüthig, den Armen in seinem Bezirke, die nicht ihre gebührende Porzion von 40 Thaler Renten hatten, einen Theil der hinterlassenen Beute des reichen Kauzes zu überlassen. Sodann dachte er vor allem an die Befriedigung seines sehnlichen Wunsches, eine Bibliothek zu besitzen.

Des Morgens las er und machte sich Auszüge, und des Abends erholte er sich Raths bei den Gelehrten, um seiner Sache gewiß zu sein, in welcher Sprache die Schlange sich mit unsrer guten Aeltermutter unterhalten habe; ob die Seele sich im Hirnbalken oder in der Zirbeldrüse befinde; ob Sankt Peter fünfundzwanzig Jahre in Rom gewesen sei; welcher spezifische Unterschied zwischen einem Thron und einer Herrschaft statt finde; warum die Neger eine platte Nase haben ꝛc. Uebrigens nahm er sich fest vor, sich mit der Regierung des Staats zu befassen und keine Broschüren gegen die neuen Theaterstücke zu schreiben. Man nannte ihn Herrn André nach seinem Taufnamen. Jeder, der ihn kennt, läßt seiner Bescheidenheit und seinen angeborenen sowohl als seinen erworbenen Fähigkeiten Gerechtigkeit widerfahren. Auf seinem alten Grundstück von vier Morgen hat er ein bequemes Haus gebaut. Sein Sohn ist bald alt genug, um die hohe Schule zu besuchen; er will ihn aber ins College d'Harcourt schicken und nicht ins College Mazarin wegen des Professors Cogé, der verleumderische Schmähschriften fabrizirt, was sich für einen Schulrektor gar nicht schickt [1]).

[1]) Auf die Denunziazion der Abbé's Cogé und Ribalier wurde Marmontel's philosophischer Roman Belisar wegen einiger freimüthi-

Frau André hat ihn auch mit einer niedlichen Tochter beſchenkt, die er dermaleinſt an einen Oberſteuerrath zu verheirathen denkt, vorausbedungen, daß derſelbe nicht an der Krankheit laborirt, die der Oberwundarzt im chriſtlichen Europa ausrotten möchte. —

Es iſt zum Erſtaunen, wie ſehr der Beſitz einer Bibliothek Herrn André's geſunden Verſtand noch gekräftigt hat. Er lebt mit ſeinen Büchern, wie mit den Menſchen; er weiß zu wählen und läßt ſich nie durch große Namen imponiren. Wie herrlich iſt es nicht, für einen Thaler ſich zu belehren und ſeine Seele zu erheben, ohne nur aus dem Hauſe zu gehen!

Er wünſcht ſich Glück, in einer Zeit geboren zu ſein, wo es in den Köpfen der Menſchen heller zu werden beginnt. „Wie unglücklich wär' ich doch," ſagt er, „wenn ich in dem Jahrhundert lebte, als fanatiſche, gleißneriſche Prieſter wirklich Unheil anzurichten vermochten, als man Leuten, die gegen die Kategorien des Ariſtoteles ſchrieben, auf die Galeeren ſchickte!"

Das Elend hatte die Federkraft ſeiner Seele gelähmt; durch den behaglichen Wohlſtand gewann ſie ihre ganze Elaſtizität wieder. Es gibt tauſend André's in der Welt, denen nur ein günſtiger Umſchwung des Glückrades fehlte, um ſie zu wahrhaft verdienſtvollen Männern zu machen.

Er weiß jetzt über alle europäiſchen Verhältniſſe trefflich

---

gen Aeußerungen über Staats- und Kirchenſachen von der Sorbonne als ketzeriſch verdammt. Daher Voltaire's häufige Ausfälle auf jene Kleriker, in der Satire les 3 empereurs en Sorbonne, den anecdotes sur Belisaire und vielen andern ſeiner Schriften. D. Ueb.

Beſcheid, vor Allem aber über die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes.

„Es kommt mir vor,“ ſagte er mir letzten Dinstag, „als machte die Vernunft kleine Tagereiſen von Norden nach Süden, und zwar mit ihren beiden vertrauten Freundinnen Erfahrung und Duldſamkeit. Der Ackerbau und der Handel begleiten ſie gleichfalls. Sie zeigte ſich in Italien, wurde aber von der Kongregazion des Index zurückgewieſen. Sie konnte nichts weiter thun, als einige ihrer dienſtbaren Geiſter abordnen, die es denn auch an Eifer, möglichſt viel Gutes zu wirken, nicht fehlen laſſen. Noch etwas Geduld und das Vaterland der Scipionen wird nicht mehr das Paradies der Hanswürſte in der Kutte ſein.

„Sie hatte zu Zeiten in Frankreich bitterböſe Feinde, zählt aber hier jetzt ſo viele Freunde, daß es nicht fehlen kann, man muß ihr endlich das Staatsruder überlaſſen.

„Als ſie ſich in Baiern und in Oeſterreich ſehen ließ, fand ſie zwei oder drei Dickköpfe mit großen Perücken, die ſie dumm und verblüfft anglotzten. „Madam,“ ſprachen ſie, „wir haben nie was von euch gehört, wir kennen euch nicht.“ — „Meine Herren,“ entgegnete ſie, „mit der Zeit werdet ihr mich ſchon kennen lernen und mich lieb gewinnen [1]). In Berlin, in Moskau, in Kopenhagen und Stockholm wurde ich ſehr gut aufgenommen, und in England wurde mir durch den Einfluß eines Locke, Gordon, Trenchard, Shaftesbury und vieler Andern ſchon längſt das Bürgerrecht zuerkannt. Auch ihr werdet es mir einſt ertheilen. Ich bin die Tochter der Zeit und erwarte Alles von meiner Mutter.“

---

[1]) Und dieſe Zeit iſt nicht ausgeblieben. V.

„Als ſie die Grenzen Spaniens und Portugals betrat, pries ſie den Höchſten, zu ſehen, daß die Scheiterhaufen der Inquiſizion nicht mehr ſo oft angezündet wurden. Auch aus der Vertreibung der Jeſuiten ſchöpfte ſie große Hoffnungen, fürchtete jedoch, man möchte das Land nur von den Füchſen ſäubern, um es den Wölfen zu überlaſſen.“

Vermiſchte Aufſätze.

Ueber Oekonomie.

(Dictionnaire philosophique.)

Das Wort Oekonomie heißt dem gewöhnlichen Sinne nach nichts andres, als die Art und Weise, sein Vermögen zu verwalten. Es wird eben sowohl auf einen Hausvater, als auf den Finanzminister eines großen Reichs angewandt. Die verschiednen Regierungsformen, die Familien- und Hof-Zänkereien, die ungerechten und schlecht geführten Kriege, das Schwert der Themis, den Händen des Scharfrichters übergeben, um den Unschuldigen zu morden, alle innern Streitigkeiten uud Verwirrungen endlich sind der Oekonomie völlig fremde Gegenstände.

Wir haben es hier nicht mit den Deklamazionen jener Staatskünstler zu thun, die den Staat hinter ihrem Ofen durch Flugschriften regieren.

A. Hauswirthschaft.

Die ursprüngliche Oekonomie, wovon das Bestehen jeder andern abhängt, ist die Hauswirthschaft auf dem Lande. Sie liefert die drei einzigen Dinge, die dem Menschen im strengsten Sinne unentbehrlich sind: Nahrung, Kleider und Obdach; ein viertes gibt es nicht, es wäre denn die Feurung in kalten Ländern. Durch die gute Beschaffenheit jener drei

Artikel ist die Gesundheit bedingt, ohne welche nichts bestehen kann.

Man nennt den Aufenthalt auf dem Lande bisweilen das patriarchalische Leben; in unserm Klima aber wäre ein solches patriarchalisches Leben, wie es uns im alten Testament geschildert wird, unthunlich und wir würden dabei bald vor Kälte, Hunger und Elend umkommen — —[1]).

Bei uns muß ein guter Landwirth wie z. B. die Pignour in Auvergne ein gesundes nach Osten gelegnes Haus, weite Scheunen und nicht minder geräumige, rein gehaltene Ställe haben, was sich zusammen wenigstens auf 50,000 Franken nach unserm Gelde belaufen mag. Er muß alle Jahr 100 Morgen Korn besäen, eben so viel als Weideland benutzen, über einige Morgen für den Weinbau und etwa über 50 für das Sommerkorn und die Hülsenfrüchte verfügen können; er bedarf endlich 30 Morgen Waldungen, einer Pflanzung Maulbeerbäume behufs der Seidenwürmer und einer hinreichenden Bienenzucht. Mit allen diesen Vortheilen wird er, wenn sie wohl geordnet und in gutem Stande sind, eine zahlreiche Familie reichlich ernähren. Sein Gut wird sich mit jedem Tage verbessern; er kann sowohl Witterungsschäden als die Last der Auflagen ohne ernste Besorgniß ertragen, da ein gutes Jahr zwei schlechte wieder ausgleicht. Er übt auf seinem

---

[1]) Im Original folgt hier eine lange Digression über die Lebensweise der Erzväter, wie sie im ersten Buch Mose geschildert wird. Wir übergehen sie, da sie mit dem Gegenstande dieses Artikels streng genommen nichts zu schaffen hat, und Voltaire hier nur nach seiner Gewohnheit die Gelegenheit wahrnimmt oder vielmehr mit den Haaren herbeizieht, gegen die Glaubwürdigkeit der Bibel, die dem Haus- und Staatswirth als solchem sehr gleichgültig sein kann, zu polemisiren. D. Ueb.

Grund und Boden in der That eine unumschränkte Herrschaft aus, die weiter Niemandem als den Landesgesetzen unterworfen ist. Dies ist die natürlichste, die ruhigste und glücklichste, aber unglücklicher Weise zugleich die seltenste Lage, worin sich der Mensch befinden kann.

Der Sohn eines solchen echten Patriarchen, der sich als ein reicher Mann fühlt, wird es bald überdrüssig, die demüthigende Kopfsteuer zu zahlen. Unglücklicher Weise hat er ein paar Brocken Latein gelernt; er läuft in die Stadt und kauft sich ein Amt, das ihn von jener Steuer befreit und seinen Sohn nach 20 Jahren zum Edelmann stempelt. Er verkauft sein Gut, um seiner Eitelkeit zu fröhnen. Ein in Ueppigkeit aufgewachsenes Mädchen heirathet ihn, macht ihm Schimpf und Schande und richtet ihn zu Grunde. Er stirbt auf dem Strohlager und sein Sohn schätzt sich vielleicht glücklich, in Paris die Livree zu tragen.

Dies ist der Unterschied zwischen dem wahren Landhaushalt und den Täuschungen, welchen man sich in den Städten hingibt.

Mit dem Stadthaushalt ist es ein ganz ander Ding. Lebe auf deinem Landgute, so brauchst du fast nichts zu kaufen; der Boden trägt dir Alles, du kannst 60 Personen ernähren und wirst kaum etwas davon gewahr. Lebe mit dem nämlichen Einkommen in der Stadt und du kannst kaum 5 oder 6 Diener satt machen. Ein Familienvater, der mit 12,000 Livres Renten auf seinem Landgute lebt, muß schon sehr zu Rathe halten, wenn er mit 40,000 in Paris eben so bequem leben will. Von jeher hat ein solches Verhältniß zwischen dem Landhaushalt und der Wirthschaft in der Hauptstadt bestanden. Man muß immer wieder auf den merkwürdigen Brief der Frau von Maintenon an ihre Schwägerin, die Frau von

Aubigné, zurückkommen, von dem schon vielfach die Rede gewesen[1]). Man kann nicht oft genug darauf aufmerksam machen.

„Sie werden mir wohl glauben, daß ich Paris besser „kenne als Sie. In diesem Betracht, liebe Schwester, lege „ich Ihnen hier einen Ausgabeplan vor, so wie ich ihn mir, „lebte ich nicht am Hofe, zum Gesetz machen würde. Ihr „Haushalt besteht aus 12 Personen: dem Herrn und der „Frau vom Hause, drei weiblichen Dienstboten, vier Lakaien, „zwei Kutschern und einem Kammerdiener.

	Livres.	Sous.
„15 Pfund Fleisch zu 5 Sous das Pfund .	3	15
„Zweierlei Braten	2	10
„Brod	1	10
„Wein	2	10
„Holz	2	—
„Nachtisch	1	10
„Wachskerzen	—	10
„Talglichter	—	8
	14	13

„Ich rechne für 4 Sous Wein für Ihre vier Lakaien „und Ihre beiden Kutscher, so viel gibt Frau von Montespan „den ihrigen. Hätten Sie Wein im Keller, so würde er Ih„nen noch nicht 3 Sous kosten. Ich rechne 6 Sous für Ih„ren Kammerdiener und 20 für Sie und Ihren Mann, ob„gleich Sie noch nicht einmal für 3 Sous trinken.

„Ich rechne ein Pfund Talglichter täglich, obgleich ein „halbes Pfund hinreicht. Ich rechne 10 Sous für Wachs-

[1]) S. oben S. 3. Anm.

„kerzen; es gehen aber deren 6 auf ein Pfund, das nur 1 „Livre 10 Sous kostet und womit man drei Tage auskommt.

„Ich rechne 2 Livres für Holz; Sie brauchen jedoch nur „drei Monate im Jahre Feurung und heizen auch dann nur „zwei Kamine.

„Ich rechne 1 Livre 10 Sous für den Nachtisch. Der „Zucker kostet nur 11 Sous das Pfund und man braucht „nur ein viertel Pfund zu einem Kompot.

„Ich rechne zweierlei Braten; man kann eine Sorte er„sparen, wenn der Herr oder die Dame vom Hause zum „Mittag- oder Abendessen ausgebeten ist; dafür habe ich aber „auch ein Stück gekochtes Geflügel zur Suppe vergessen. Wir „verstehen die Wirthschaft. Ohne die Summe von 15 Livres „zu überschreiten, können Sie Sich recht gut noch ein Vor„gericht gönnen, seien es nun Bratwürstchen oder Ochsen„zunge oder Kalbsgekröse, so wie auch ein Schmorstück, die „Pyramide éternelle und das Kompot, das Sie so sehr lieben[1]).

„Steht diese Rechnung fest, liebes Kind, so dürfen Ihre „Ausgaben 100 Livres wöchentlich nicht übersteigen. Das „macht 400 Livres monatlich. Doch wir wollen 500 annehmen, damit die Kleinigkeiten, die ich vergesse, sich nicht über „Zurücksetzung beklagen. 500 Livres monatlich machen

„Für Essen und Trinken	6000	Livres.
„Für Ihre Kleider	1000	=
„An Hausmiethe	1000	=
„An Löhnung und Kleidung der Dienst„boten	1000	=

[1]) In jener Zeit und es war die glänzendste Ludwig's XIV., wurden nur bei großen Banketten Zwischengerichte servirt. V.

„Für Kleider, Theater und sonstige
„Luxusausgaben des Hausherrn [1]) 3000 Livres.

12,000 Livres.

„Ist das Alles nicht ganz anständig?“ ꝛc.

Die Mark Silber galt damals ungefähr die Hälfte des heutigen Zahlwerths; alles dringend Nöthige war halb so theuer und der gewöhnliche Luxus, dem jetzt dieser Name nicht mehr zukommt, sondern der zum Bedürfniß geworden ist, kostete kaum den dritten Theil so viel wie heutzutage. Der Graf d'Aubigné hätte demnach für seine 12,000 Livres Renten, womit er in Paris nichts weniger als eine große Rolle spielte, auf seinem Landgute wie ein Fürst leben können.

Es leben in Paris 3 bis 400 alte städtische Familien, die seit einem Jahrhundert die obrigkeitlichen Aemter bekleiden und deren Vermögen in Renten auf dem Stadthause angelegt ist. Angenommen, sie hätten sämmtlich 20,000 Livres Renten, so waren diese 20,000 Livres vor Zeiten grade doppelt so hoch anzuschlagen wie jetzt; ihnen blieb demnach in der That nur die Hälfte ihres ehemaligen Einkommens. Von dieser Hälfte strich man wieder die Hälfte in der unbegreiflichen Zeit des Law'schen System's. Jene Familien genießen also wirklich nur noch den vierten Theil der Einkünfte, die sie zur Zeit der Thronbesteigung Ludwigs XIV. besaßen. Da nun der Luxus um das Dreifache gestiegen ist, bleibt für sie fast nichts übrig, wenn sie nicht etwa ihren Verlust durch reiche

[1]) Frau v. Maintenon rechnet zwei Kutscher und vergißt vier Pferde, die damals, nebst der Unterhaltung der Wagen, etwa auf 2000 Franks jährlich zu stehen kommen mußten.

Heirathen oder durch Erbſchaften oder durch eine geheime Induſtrie ausglichen, was denn auch in der That geſchehen iſt.

In jedem Lande wird ein Kapitaliſt ohne weitere Erwerbsquellen, der ſein Vermögen in der Hauptſtadt nicht vermehrt, es am Ende verlieren. Die Grundeigenthümer halten ſich, weil in gleichem Verhältniß mit dem Zahlwerth des Geldes, auch der Ertrag ihrer Ländereien ſteigt. Allein ſie ſind einem andern Unglück ausgeſetzt, das ſie ſich ſelbſt zuzuſchreiben haben. Ihr Luxus und ihre faſt noch verderblichere Nachläſſigkeit führen ſie dem Untergange entgegen. Sie verkaufen ihre Güter Finanzmännern, die Schätze aufhäufen, die dann ihre Kinder zu ihrer Zeit wieder verſchwenden. Es iſt ein ewiger Kreislauf des Steigens und Fallens, und nichts iſt Schuld daran als der Mangel einer vernünftigen Oekonomie, die einzig und allein darin beſteht, daß man nicht mehr ausgibt, als man einnimmt.

B. Staatsökonomie.

Die Oekonomie eines Staats iſt nichts Andres, als die einer großen Familie. Dies bewog den Herzog von Sully, ſeine Memoiren Economies zu betiteln. Alle andern Zweige der Regierung ſind der Verwaltung des Staatsvermögens nicht ſowohl förderlich, als vielmehr im Wege. Verträge, die man bisweilen um ſchweres Geld erkaufen muß, ſo wie unglückliche Kriege ruiniren den Staat auf lange Zeit; ſelbſt die glücklichen erſchöpfen ihn. Die Störung und fehlerhafte Leitung des Handels tragen gleichfalls zu ſeiner Verarmung bei; übermäßige Auflagen endlich machen das Elend vollſtändig.

Was iſt ein reicher und gut bewirthſchafteter Staat? Ein ſolcher, wo Jedermann, der arbeitet, vom Könige bis

zum Tagelöhner, auf eine Einnahme rechnen kann, wie sie seinen Verhältnissen angemessen ist.

Nehmen wir z. B. den Staat, wo die Finanzverwaltung am verwickeltsten ist, England. Der König kann immer mit ziemlicher Bestimmtheit darauf rechnen, über eine Million jährlich für sein Haus, seinen Tisch, seine Gesandten und seine Lustbarkeiten verfügen zu können. Diese Million fließt vermittelst der Konsumzion ungeschmälert dem Volke wieder zu; denn wenn die englischen Gesandten ihren Gehalt im Auslande verzehren, so lassen dafür die fremden Minister ihr Geld in London. Jeder Grundeigenthümer ist des Genusses seiner Einnahme gewiß, bis auf die Steuern, womit sein Eigenthum von seinen Repräsentanten im Parlament, was nichts anders sagen will, als von ihm selbst, belastet wird.

Der Kaufmann spielt ein Spiel des Zufalls und der Industrie beinahe gegen die ganze Welt, und ist lange in Ungewißheit darüber, ob er einen Pair des Königreichs zum Schwiegersohn bekommen oder im Armenhause sterben wird.

Die, welche ohne selbst Handel zu treiben, ihr unverbürgtes Besitzthum in den großen Handelskompagnien niederlegen, gleichen völlig den französischen Müßiggängern, die königliche Pfandbriefe kaufen und deren Loos lediglich von dem Glück oder Mißgeschick der Regierung abhängt.

Die, deren einziges Gewerbe darin besteht, Staatspapiere zu kaufen und zu verkaufen, je nachdem sich glückliche oder unglückliche Gerüchte im Publikum verbreiten, und solchergestalt mit Furcht und Hoffnung Handel zu treiben, bilden eine untergeordnete Klasse, die sich in gleichem Fall befindet, wie die Akzionäre, und alle sind Spieler mit Ausnahme des Feldarbeiters, der das herbeischaffen muß, was sie verspielen.

Jetzt bricht ein Krieg aus; die Regierung muß baares

Geld borgen, denn Flotten und Heere lassen sich nicht mit Versprechungen bezahlen. Das Unterhaus ersinnt eine Steuer auf Bier, auf Kamine, auf Kohlen, auf Fenster, auf Korn- und Weideland, auf die Einfuhr ꝛc.

Man berechnet, was diese Auflage ungefähr einbringen kann; die ganze Nazion ist davon unterrichtet; eine Parlamentsacte thut es allen Staatsbürgern kund. Wer nun seinem Vaterlande etwas vorstrecken will, empfängt jährlich 4 Prozent von seinem Gelde und nach zehn Jahren wird ihm sein Kapital zurückgezahlt.

Eben diese Regierung errichtet von dem Ueberschuß des Ertrags der Steuern einen Tilgungsfonds. Dieser Fonds soll dazu dienen, den Gläubigern ihr Geld zurück zu zahlen. Ist nun der Zahlungstermin erschienen, so fragt man sie: Wollt ihr euer Kapital wieder haben oder wollt ihr es zu 3 Prozent stehen lassen? Die Gläubiger, die ihr Geld für wohl geborgen halten, lassen es meistens in den Händen der Regierung zurück.

Nun bricht aber ein neuer Krieg aus; es kommt zu neuen Anleihen, neuen Schulden: der Tilgungsfonds ist erschöpft und man zahlt keinen Heller.

Endlich im Jahre 1770 unsrer Zeitrechnung ist dieser Haufen Papier, wodurch eine Summe Geldes, die gar nicht existirt, repräsentirt wird, bis auf 130 Millionen Pfund Sterling oder 127 Millionen Guineen angewachsen.

Es sei beiläufig bemerkt, daß Frankreich sich beinahe in demselben Falle befindet; seine Schuldenlast beträgt etwa 127 Millionen Louisd'or. Nun existiren aber diese beiden Summen, die sich zusammen auf 254 Millionen Louisd'or belaufen, in ganz Europa nicht. Wie steht es demnach um die Zahlung? Wenden wir uns zuvörderst nach England.

Wenn Jeder sein Kapital zurückfordert, so ist das Ding rein unmöglich, man müßte denn den Stein der Weisen oder eine auf dasselbe hinauslaufende Multiplikazionskunst entdecken. Was thun? Ein Theil der Nazion hat der ganzen Nazion Geld geliehen. England ist England 130 Millionen Pfund Sterling zu 3 Prozent Zinsen schuldig; es zahlt also für diesen sehr mäßigen Artikel allein jährlich 3,900,000 Pfund Sterling in Golde[1]). Die Abgaben betragen etwa 7 Millionen. Es bleiben also zur Bestreitung der Staatslasten 3,100,000 Pfund Sterling, wovon man noch bei zweckmäßiger Verwaltung allmälig einen Theil der Staatsschulden tilgen kann.

Die Staatsbank ist, bei allen den unermeßlichen Vortheilen, die sie den Direktoren verschafft, auch für die Nazion von Nutzen, weil sie den Kredit vermehrt, weil ihre Operazionen bekannt sind und weil sie nicht mehr Scheine ausstellen kann, als nöthig sind, ohne jenen Kredit zu verlieren und sich selbst zu Grunde zu richten. Das ist eben der große Vorzug eines handeltreibenden Landes, wo Alles kraft eines positiven Gesetzes geschieht, wo keine Operazion im Finstern vorgenommen wird, wo endlich das Vertrauen sich auf Berechnungen stützt, die von den Vertretern der Nazion angestellt und von allen Staatsbürgern geprüft werden. England steht also, mag man auch sagen, was man will, seinen Wohlstand gesichert, so lange es seinen fruchtbaren Boden, seine reichen Heerden und seinen vortheilhaften Handel behält[2]).

---

[1]) Dies wurde im Jahre 1770 geschrieben.

[2]) Die unermeßliche Schuld Englands und Frankreichs bereitet beiden Nazionen nicht grade den gänzlichen Untergang oder auch nur dauernden Verfall, wohl aber langes Unglück und vielleicht große

Sollten andre Länder dahin gelangen, Englands Getreide entbehren zu können und der Handelsbilanz eine Wendung zu seinem Nachtheil zu geben, so kann allerdings eine sehr große Umwälzung in den Vermögensverhältnissen der Einzelnen stattfinden, aber das Land, die Betriebsamkeit bleibt;

Umwälzungen. Angenommen indessen, die Schuld wäre gleich, (während in der That die englische weit stärker ist), so wäre doch Frankreich bei weitem nicht so übel daran. Denn 1) obgleich die Ueberlegenheit seines wirklichen Reichthums zu der des Umfangs seines Gebiets und der Zahl seiner Einwohner nicht im Verhältniß steht, ist sie gleichwohl sehr beträchtlich. 2) Da Ackerbau, Industrie und Handel in Frankreich dem erreichbar höchsten Grade der Vollkommenheit noch nicht so nahe gekommen sind, als in England, so können ihre Fortschritte noch größere Hülfsquellen eröffnen. Die Aufhebung der Frohndienste, so wie die der Zwangsrechte in Bezug auf Gewerke und Handel, die Freigebung des Korn-, Wein- und Viehhandels, kurz die Gesetze von 1776 und die, welche damals im Werke waren, würden in wenigen Jahren Frankreich ein ganz andres Ansehen gegeben haben. 3) Da die auf dem Grund und Boden haftende Schuld in Frankreich großentheils mit 5 Prozent und noch höher verzinst wird, jeder aufgeklärte und rechtschaffene Minister aber, von dem man glaubt, daß er sich auf seinem Posten halten werde, leicht Geld zu 4 Prozent anleihen kann, so wird es ihm, wenn er nur borgt, um abzuzahlen, möglich, die Zinsen jenes Theils der Staatsschuld um den fünften Theil und darüber zu vermindern, und hiervon allein schon einen Tilgungsfonds zu bilden. 4) Der Verkauf der Domänen und Kirchengüter, die dem Staate gehören, ist eine unermeßliche Hülfsquelle, die England gleichfalls entbehrt. Die Oeffentlichkeit aller Finanzoperazionen kann auch in Frankreich stattfinden; und wenn das Zutrauen in England größer sein kann, indem die Parlamentsglieder selbst dabei interessirt sind, daß die Nazion ihre Verbindlichkeiten erfüllt, so finden andrerseits eben diese Parlamentsglieder in weit höherm Grade ihren Vortheil dabei, daß die Finanzen schlecht verwaltet werden, als dies bei den Ministern des Königs von Frankreich der Fall sein kann.

E.

und nimmt Englands Reichthum an Gelde dann auch ab, so ist es doch immer eben so reich durch den unwandelbaren Werth der Erzeugnisse seines Bodens. Es kehrt dann zu demselben Zustande zurück, worin es sich im sechzehnten Jahrhundert befand.

Es verhält sich mit einem ganzen Reiche völlig eben so, wie mit dem Grundstück eines Privatmannes. Ist der Boden an sich nur gut, so kann es nie allen Werth verlieren. Die Familie, die es in nutzbaren Stand setzte, kann an den Bettelstab kommen; der Boden aber wird dann unter der Obhut andrer Besitzer gedeihen.

Es gibt andre Länder, die nie reich sein werden, wie sie es auch immer anfangen mögen, Länder, die unter einem rauhen Himmelsstrich belegen, es im günstigsten Falle nur dahin bringen können, nicht am Nothwendigsten Mangel zu leiden. Die Bürger eines solchen Landes können sich die Bequemlichkeiten des Lebens nur verschaffen, indem sie dieselben um einen für sie übermäßigen Preis vom Auslande erkaufen. Man gebe den Ländern Sibirien und Kamtschatka, die zusammen viermal so groß sind als Deutschland, einen Cyrus zum Fürsten, einen Solon zum Gesetzgeber, einen Herzog von Sully oder Colbert zum Finanzdirektor, einen Choiseul zum Kriegs- und Friedens-Minister, einen Anson zum Admiral, und sie werden dort mit all' ihrem Genie Hungers sterben.

Dagegen lasse man Frankreich durch einen ernsthaften Narren wie Law, regieren, oder durch einen spaßhaften Narren, wie der Kardinal Dubois, oder durch andre Minister, wie wir deren mehr als einen erlebten, so wird man von ihnen immer dasselbe sagen können, was nach dem Bericht der Anekdotenerzähler ein venetianischer Senator dem König Lud-

wig XII. von seinen Kollegen sagte. Ludwig XII. drohte nämlich in seinem Zorn, die Republik zu Grunde zu richten. „Das probirt einmal!" erwiederte der Senator, „ich gebe euch mein Wort darauf, ihr kommt nun und nimmer damit zu Stande. Haben doch meine Kollegen sich seit zwanzig Jahren alle erfinnliche Mühe gegeben, der Republik das Garaus zu machen, und es ist ihnen doch nicht gelungen."

Ohne Zweifel war kein größrer Unsinn denkbar, als eine nur in der Einbildung bestehende Mississippi'sche Handelsgesellschaft zu stiften, die jedem Interessenten wenigstens 10,000 Prozent verhieß, durch einen Machtbefehl den Zahlwerth des Geldes um das Dreifache zu erhöhen, die Schulden und Lasten des Staats in schimärischem Papiergelde zu bezahlen und endlich mit jenem eben so tollen als tyrannischen Befehl den Beschluß zu machen, daß kein Bürger über 500 Franken in Gold oder Silber im Hause haben solle. Es war dies, wie gesagt, das non plus ultra des Unsinns, und daher auch die dadurch herbeigeführte allgemeine Unordnung so groß, als sich voraussehen ließ. Jedermann schrie, es sei auf ewig um Frankreich geschehen, und nach zehn Jahren war von der ganzen Zerrüttung keine Spur mehr übrig.

Ein gutes Land kommt immer von selbst wieder in Flor, wenn es nur irgend erträglich regiert wird; ein unergiebiges kann sich nur durch eine rastlose und glückliche Industrie bereichern.

Zwischen Spanien, Frankreich, dem eigentlichen England und Schweden wird immer das nämliche Verhältniß obwalten [1]). Man zählt gewöhnlich 20 Mill. Einwohner in

---

[1]) Wenn nämlich Gesetzgebung und Verwaltung nicht anders

Frankreich, was vielleicht übertrieben ist; Ustariz nimmt nur sieben in Spanien an, Nichols acht in England, und in Schweden rechnet man noch nicht einmal fünf Mill. Der Spanier hat im Durchschnitt jährlich achtzig Livres nach unserm Gelde aufzuwenden; der Franzose als ein bessrer Landwirth 120 Livres, der Engländer 180, der Schwede 50. Wollten wir von dem Holländer reden, so würden wir finden, daß er weiter nichts hat, als was er erwirbt, da nicht sein Grund und Boden ihn ernährt und kleidet; Holland ist ein beständiger Markt, wo jeder nur durch seinen oder seines Vaters Fleiß reich ist.

Welches ungeheure Mißverhältniß in der Vertheilung der Glücksgüter! Ein Engländer, der 7000 Guineen einzunehmen hat, verzehrt die Subsistenzmittel von 1000 Menschen. Diese Berechnung scheint auf den ersten Blick empörend; allein am Ende des Jahrs hat er seine 7000 Guineen im Staate vertheilt und Jeder ungefähr so viel erhalten, als ihm zukommt.

Im Allgemeinen kostet der Unterhalt des Menschen der Natur sehr wenig. In Indien, wo die Raja's und Nabob's so große Schätze aufhäufen, kommt der gemeine Mann mit höchstens zwei Sous den Tag bequem aus.

Diejenigen Amerikaner, welche unter keiner Oberherrschaft stehen und nichts weiter, als ihre Arme besitzen, geben auch nichts aus; das halbe Afrika lebte von jeher ebenso; und wir haben im Durchschnitt vor allen jenen Leuten nur etwa

---

werden. Denn Frankreich, das jetzt verhältnißmäßig schwächer bevölkert ist, als England, kann es zu einer gleichen Bevölkerung bringen. Spanien und Schweden können binnen Kurzem ihre Einwohnerzahl verdoppeln. E.

40 Thlr. jährlich voraus. Allein diese 40 Thlr. machen auch einen ungeheuren Unterschied, einen Unterschied, der das Land mit schönen Städten und das Meer mit Schiffen bedeckt.

Mit unsern 40 Thalern baute Ludwig XIV. eine Flotte von 200 Schiffen und Versailles obendrein; und so lange man im Durchschnitt annehmen kann, daß jeder Einwohner eine Einnahme von 40 Thalern genießt, braucht man an der Blüthe des Staats nicht zu verzweifeln.

Je mehr Menschen und Schätze in einem Staate vorhanden sind, um so mehr Mißbräuche werden offenbar auch darin stattfinden. Die Reibungen in großen Maschinen sind so bedeutend, daß sie fast immer mehr oder weniger unrichtig gehen. Diese Unordnungen aber machen einen solchen Eindruck auf die Gemüther, daß in England, wo jeder Bürger sagen darf, was er denkt, alle Monat irgend ein Rechenmeister auftritt und seinen Landsleuten in christlicher Barmherzigkeit verkündet, daß Alles aus, daß die Nazion ohne Rettung verloren ist. Da man der Erlaubniß zu denken in Frankreich etwas engere Schranken gesetzt hat, wird hier mit den Klagen nur ein Schleichhandel getrieben; man druckt heimlich, aber sehr oft, daß nie, weder unter den Söhnen Klotar's noch zur Zeit des Königs Johann, Karls VI., der Schlacht bei Pavia, der Bürgerkriege oder der Bartholomäusnacht das Volk sich in einem so jammervollen Zustande befunden habe wie jetzt.

Wenn man auf solche Lamentazionen mit einem Verhaftsbefehl antwortet, der für keinen legitimen Grund gilt, aber dafür desto peremtorischer ist, so macht sich der Kläger aus dem Staube und schreit dabei den Alguazil's zu, daß sie nicht mehr auf sechs Wochen zu leben haben und Gott sei

Dank noch vor Ablauf dieſer Zeit Hungers ſterben werden, wie die übrigen auch.

Bois-Guillebert, der ſo unverſchämter Weiſe ſeinen unſinnigen „königlichen Zehnten" dem Marſchall Vauban zuſchrieb, behauptete in ſeinem Détail de la France, der große Miniſter Colbert habe den Staat bereits um 1500 Millionen ärmer gemacht, und es werde noch ſchlimmer kommen.

Ein Rechenmeiſter unſrer Zeit, der die beſten Abſichten von der Welt zu haben ſcheint, obgleich er durchaus will, daß man ſich nach der Meſſe betrinke, behauptet, der Werth der ſich ſtets reproduzirenden Naturerzeugniſſe in Frankreich, die das Einkommen der Nazionen ausmachen, belaufe ſich nur auf etwa 400 Millionen. Er irrt ſich hierin offenbar nur etwa um 1600 Mill. Livres, zu 20 Sous das Stück, wenn ſich die Mark gemünzten Silbers auf 49 Livres 10 Sous beläuft. Er verſichert ferner, daß die Auflage, um die Staatslaſten zu bezahlen, ſich nur auf 75 Millionen belaufen kann, während ſie 300 Millionen beträgt, die noch bei weitem nicht hinreichen, um die jährlichen Schulden zu decken.

Ein einziger Irrthum in allen dieſen Speculazionen, deren Anzahl ſehr bedeutend iſt, gleicht den Verſehen bei aſtronomiſchen Meſſungen, die man auf der Erde vornimmt. Zwei Linien entſprechen hier unermeßlichen Räumen am Himmel.

In Frankreich und England iſt die Staatsökonomie am verwickeltſten. In allen übrigen Ländern vom Berge Atlas bis nach Japan hat man gar keinen Begriff von einer ſolchen Verwaltung. Erſt vor etwa 130 Jahren begann dieſe Kunſt die eine Hälfte dieſer Nazion nach und nach zur Schuldnerin der andern zu machen, die Glücksgüter in der Geſtalt ſcheinloſen Papiers aus einer Hand in die andre zu ſpielen, den Staat als Gläubiger des Staats hinzuſtellen, in ein Chaos

zu verwandeln, was einer gleichförmigen Regel unterworfen sein sollte. Diese Methode verbreitete sich auch in Deutschland und den Niederlanden. Man trieb das Uebermaß der Künstelei so weit, daß man ein Spiel zwischen dem Landesherrn und den Unterthanen errichtete, die Lotterie. Der Einsatz geschieht in baarem Gelde; wer gewinnt, erhält wieder baares Geld oder Rentenanweisungen; wer verliert, leidet keinen großen Schaden. Die Regierung nimmt gewöhnlich 10 Prozent für ihre Mühe. Man pflegt den Lotterien eine möglichst verwickelte Einrichtung zu geben, um das Publikum zu verwirren und anzulocken. Alle diese Methoden wurden auch in Deutschland und den Niederlanden angenommen. Fast an jeden Staat kam die Reihe, sich mit Schulden zu bedecken. Das ist eben nicht allzu weise. Doch wer ist dies überhaupt? Die Kleinen, die nicht die Macht haben, sich zu Grunde zu richten.

Ueber Bevölkerung.

(Dictionnaire philosophique.)

Vergangnes Jahr hatten wir in unsrer Gegend nur sehr wenige Raupen. Wir tödteten sie fast alle und in diesem Jahre strafte uns Gott mit mehr Raupen, als Blätter auf den Bäumen sind.

Verhält es sich nicht fast eben so mit den andern Geschöpfen und insbesondre mit der menschlichen Gattung? Hungersnoth, Pest und Krieg, die beiden Schwestern aus Arabien und Amerika veröden einen Bezirk fast gänzlich und nach 100 Jahren wundert man sich sehr, ihn wieder dicht bevölkert zu finden.

Ich gestehe, daß es eine heilige Pflicht ist, die Welt zu bevölkern, und daß alle lebende Wesen durch das Vergnügen gezwungen werden, dieser Absicht des großen Demiurgos nachzukommen.

Wozu diese Völkerschaften auf Erden? und wozu diente es, so viele Wesen zu schaffen, die bestimmt sind, sich einander zu verschlingen und das Thier Mensch, das von einem Ende der Erde bis zum andern dazu geboren scheint, Seinesgleichen zu erwürgen? Man versichert mich, ich werde einst dies Geheimniß erfahren. Ich bin vermöge meiner angebornen Neugier sehr gespannt darauf.

Es ist ausgemacht, daß wir an der Bevölkerung arbeiten müssen, so viel in unsern Kräften steht. Die weisen Araber, die Räuber der Wüste, bedungen sich in jedem Friedensvertrage, den sie schlossen, eine Anzahl von Weibern aus. Als sie Spanien eroberten, legten sie den Einwohnern einen Tribut von Mädchen auf. Das Land Medea entrichtet den Türken seine Steuer in Mädchen. Die Flibustier ließen aus Paris Mädchen nach der kleinen Insel kommen, deren sie sich bemächtigt hatten, und Romulus soll bei einem Schauspiel, das er den Sabinern gab, ihnen 300 Mädchen geraubt haben.

Ich begreife nicht, warum die Juden, denen ich übrigens ungemessene Verehrung zolle, in Jericho Alles und selbst die Mädchen niedermetzelten, und warum sie in ihren Psalmen sagen, es werde süß sein, die Kinder an der Brust zu würgen, ohne die Mädchen ausdrücklich davon auszunehmen.

Alle andre Völker, mochten es nun Tataren, Kannibalen, Teutonen oder Wälsche sein, hielten zu allen Zeiten auf die Mädchen große Stücke.

Kraft dieses glücklichen Instinkts, sollte man denken, müßte die ganze Erde mit Geschöpfen unsrer Gattung bedeckt

sein. Der Pater Petau zählte ja auch wirklich 280 Jahre nach der Sündfluth nahe an 700,000 Millionen. Und es war nicht etwa in einer Fortsetzung von 1001 Nacht, wo er diese herrliche Zählung abdrucken ließ.

Ich zähle jetzt etwa 900 Millionen Brüder und Schwestern auf unsrer kleinen Kugel. Wallace nimmt 1000 Millionen an. Entweder irre ich mich oder er; ja vielleicht irren wir uns alle beide. Indessen eine Differenz um den zehnten Theil hat wenig zu sagen und in der ganzen Arithmetik der Geschichtschreiber sind weit stärkere Irrthümer an der Tagesordnung. —

— — — — — — — — — — —

Ich halte England, das protestantische Deutschland und die Niederlande für verhältnißmäßig besser bevölkert, als Frankreich und andre katholische Länder. Der Grund davon liegt am Tage: in jenen Ländern gibt es keine Mönche, die Gott gelobten, den Menschen unnütz zu sein. Die Priester beschäftigen sich, da sie sonst wenig zu thun haben, mit wissenschaftlichen Studien, und arbeiten an der Fortpflanzung des Menschengeschlechts. Sie zeugen kräftige Kinder und geben ihnen eine bessere Erziehung, als deren sich die französischen und italienischen Junker rühmen können.

Rom dagegen wäre ohne die Kardinäle, die Gesandten und die Reisenden eine Einöde. Es wäre, wie der Tempel des Jupiter Ammon, nur eine erhabene Ruine. Zur Zeit der ersten Cäsaren zählte man Millionen von Bewohnern auf jenem unfruchtbaren Landstrich, den Sklaven und Dünger ergiebig machten. Es war eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, wonach die Bevölkerung von der Güte des Bodens abhängt.

Der Sieg hatte den undankbaren Boden fruchtbar ge-

macht und bevölkert. Die seltsamste und widersinnigste Regierungsart, die je die Welt in Erstaunen setzte, gab dem Lande des Romulus seine ursprüngliche Beschaffenheit wieder. Das ganze Land von Orvieto bis Terracina ist öde. Rom, auf die Zahl seiner eignen Bürger reduzirt, würde sich zu London noch nicht einmal wie Eins zu Zwölf verhalten, und in Bezug auf die Menge des Geldes und den Handel verhielte es sich zu den Städten Amsterdam und London noch nicht wie Eins zu Tausend.

Was aber Rom verlor, hat Europa nicht nur wiedergewonnen, sondern die Bevölkerung hat sich seit Karl dem Großen fast überall verdreifacht.

Ich sage verdreifacht, und das ist viel; denn die Fortpflanzung geht nicht in geometrischer Progression von statten. Alle Berechnungen, die man über diese angebliche Vermehrung anstellte, sind ungereimte Hirngespinnste.

Wenn eine Menschen- oder Affen-Familie sich auf jene Weise vermehrte, könnte die Erde sie nach zweihundert Jahren nicht mehr ernähren.

Die Natur sorgte zugleich dafür, die Gattungen zu erhalten und sie auf das gehörige Maß zu beschränken. Sie gleicht den Parzen, die den Faden beständig spannen und abschnitten. Sie ist nur mit Entstehungen und Vernichtungen beschäftigt.

Gab sie dem Thiere Mensch mehr Begriffe und Gedächtniß, als den übrigen; befähigte sie ihn, seine Begriffe zu verallgemeinern und zu kombiniren; begünstigte sie ihn vorzugsweise mit der Gabe der Sprache, so versagte sie ihm dagegen die der Vermehrung, die sie den Insekten gewährte. Auf einer Quadratmeile Heideland wimmeln mehr Ameisen, als jemals Menschen auf dem ganzen Erdball lebten.

Wenn in einem Lande eine Menge Müßiggänger leben, ſo kann man überzeugt ſein, daß es hinlänglich bevölkert iſt, da dieſe Müßiggänger von denen, welche arbeiten, beherbergt, ernährt, gekleidet, amüſirt und reſpektirt werden.

Hat die Bevölkerung überhand genommen, iſt jeder Fleck Landes beſetzt, ſo gehen die Leute, um zu arbeiten und zu ſterben, nach Sankt Domingo, nach Martinique, Philadelphia, Boſton ꝛc.

Die Hauptaufgabe der Regierungen beſteht nicht darin, die Zahl der Menſchen übermäßig zu vermehren, ſondern die Lage derer, die einmal da ſind, möglichſt zu verbeſſern.

Danken wir der Natur, daß ſie uns in der gemäßigten, faſt überall mehr als hinlänglich bevölkerten und durch die Blüte aller Künſte beglückten Zone ins Daſein rief, und ſtreben wir vor Allem, unſer Glück nicht durch unſre Thorheiten zu verſcherzen!

Ueber das Eigenthum.

(Dictionnaire philosophique.)

Liberty and property! iſt das Feldgeſchrei der Engländer. Ich höre es lieber als: „Heiliger Georg und mein Recht!“ oder: „Saint Denys et Mont-joie!“ Es iſt der Ruf der Natur.

In der Schweiz wie in China beſitzen die Bauern Grund und Boden als ihr Eigenthum. Nur das Recht der Eroberung konnte in einigen Ländern die Menſchen eines ſo natürlichen Rechts berauben.

Der allgemeine Vortheil einer Nazion iſt der des Sou-

veräns, der Obrigkeit und des Volks im Frieden, wie im Kriege. Ist nun jener Besitz der den Bauern bewilligten Ländereien dem Throne und den Unterthanen zu jeder Zeit in gleichem Maße ersprießlich? Um es für den Thron zu sein, muß er eine ansehnlichere Einnahme und die Möglichkeit, mehr Soldaten zu halten, bewirken.

Wir müssen also sehen, ob er dem Handel und der Bevölkerung zuträglich sein wird. Es ist eine ausgemachte Sache, daß der Besitzer eines Grundstücks sein eignes Erbe weit besser bestellen wird, als das eines andern. Das Bewußtsein, daß er sein Eigenthum verwaltet, verdoppelt die Kraft des Menschen. Man arbeitet für sich und seine Familie rüstiger und freudiger, als für einen Herrn. Der Sklave, der unter der Gewalt eines Andern steht, hat wenig Lust zum Heirathen. Er fürchtet oft sogar, Sklaven, wie er selbst einer ist, in die Welt zu setzen. Seine Betriebsamkeit ist erstickt, seine Seele verdummt; seine Kräfte entwickeln und üben sich nie in ihrer ganzen Elastizität. Der freie Besitzer dagegen sehnt sich nach einem Weibe, das sein Glück theile, nach Kindern, die ihm bei seiner Arbeit helfen. Seine Gattin und seine Söhne sind sein Reichthum. Das Grundstück eines solchen Landwirths kann unter den Händen einer arbeitsamen Familie zehnmal so fruchtbar werden, als es war. Der Handel des ganzen Landes wird sich so heben, und das kommt natürlich dem Schatz des Fürsten zu Gute. Auch mehr Soldaten wird das Land stellen können. Der Vortheil, den der Fürst daraus zieht, liegt also klar am Tage. Polen würde dreimal so reich an Menschen und Gütern sein, wenn seine Bauern keine Sklaven wären.

Nicht minder würde der freie Besitz der Bauern zum Vortheil der großen Grundeigenthümer gereichen. Wenn ein

solcher Grundherr 10,000 Morgen Land besitzt, das von Leibeignen bestellt wird, so werden die 10,000 Morgen ihm nur ein sehr schwaches Einkommen liefern, das oft noch für Verbesserungen darauf geht und mitunter durch ungünstige Witterung auf nichts reduzirt wird. Wie wird es erst darum stehen, wenn die Besitzung noch weitläuftiger und der Boden unergiebig ist? Der Eigenthümer ist dann nur der Herr einer ungeheuren Wüstenei. Wahrhaft reich kann er nur sein, wenn seine Unterssassen es sind. Sein Glück ist durch das ihre bedingt. Geht letzteres so weit, daß sein Gebiet übervölkert wird, reicht das Land für so viele fleißige Hände nicht aus (statt daß früher die Hände für das Land nicht ausreichten), dann verbreitet der Ueberschuß der nothwendigen Arbeiter sich in den Städten, in den Seehäfen, in den Werkstätten der Handwerker und Künstler, in den Kriegsheeren ꝛc. die stärkere Bevölkerung hat diese günstige Wendung bewirkt; und sie selbst ist die Wirkung des den Landleuten eingeräumten freien Besitzes der von ihnen bebauten Ländereien gegen einen Zins, der den Grundherrn bereichert.

Es gibt noch eine andre nicht minder nützliche Art des Eigenthums, wir meinen die, wonach der Eigenthümer von jedem Grundzins frei ist, und nur die allgemeinen vom Landesherrn aufgelegten Steuern zum Besten und zur Unterhaltung des Staats bezahlt. Diese Art des freien Eigenthums hat zum Reichthum Englands, Frankreichs und der freien Städte Deutschlands am meisten beigetragen. Die Fürsten, welche die Grundstücke, woraus ihre Herrschaften bestanden, von den früher darauf ruhenden Lasten frei sprachen, ernteten gleich einen großen Vortheil davon, da man diese Befreiungen theuer erkaufte, und bis auf den heutigen Tag erwächst ihnen, namentlich in England und Frankreich, in den Fort-

schritten der Industrie und des Handels ein noch weit größerer Nutzen daraus.

England ging im sechzehnten Jahrhundert mit einem großen Beispiel voran, da man die von der Kirche und den Mönchen abhängenden Ländereien frei sprach. Es war eine höchst gehässige, dem Staate höchst nachtheilige Einrichtung, daß Leute, die nach den Satzungen ihres Standes ihr Leben in Demuth und Armuth hinbringen sollten, die schönsten Strecken des Reichs sich zugeeignet hatten und die Menschen, ihre Brüder, wie Hausthiere behandelten, die nur geschaffen wären, um ihre Lasten zu tragen. Die Macht dieser kleinen Anzahl von Priestern erniedrigte die menschliche Natur. Ihr ungeheurer Privatreichthum machte das übrige Land arm. Der Mißbrauch wurde abgeschafft und England ist reich geworden.

Im ganzen übrigen Europa nahm die Blüte des Handels, die ehrenvolle Stellung der Künste, das Wachsthum und die Verschönerung der Städte erst ihren Anfang, als die Leibeignen der Krone und der Kirche nach und nach freie Landeigenthümer wurden. Es verdient dabei insbesondre bemerkt zu werden, daß, während die Kirche auf diese Weise Rechte, die ihr ursprünglich nicht zukamen, verlor, die Krone in eben dem Maß ihre gesetzmäßigen Rechte ausdehnte. Denn die Kirche, deren älteste Satzung ihren Gliedern vorschrieb, sich ihren armen und demüthigen Gesetzgeber zum Muster zu nehmen, war keineswegs ursprünglich dazu berufen, sich von den Früchten des Fleißes der Menschen zu mästen; und der Souverän, der den Staat repräsentirt, soll die Früchte eben dieses Fleißes zum Wohl des Staats selbst und zur Ehre der Nazion sparsam und weise verwalten. Ueberall, wo das Volk für die Kirche arbeitet, ist der Staat arm; überall, wo es für sich selbst und den Souverän arbeitet, ist es reich.

Nur in letzterm Fall breitet der Handel nach allen Seiten seine Arme aus. Die Handelsmarine wird zur Schule der Kriegsmarine. Große Handelsgesellschaften bilden sich. Der Souverain findet in schwierigen Zeiten Hülfsquellen, von denen man früher nichts wußte. So sieht man, wie in den österreichischen Staaten, in England, in Frankreich der Fürst ohne Schwierigkeit von seinen Unterthanen hundertmal stärkere Summen borgt, als er ihnen mit Gewalt abpressen konnte, da die Völker noch in der Sklaverei schmachteten.

Nicht alle Bauern werden reich, und das soll auch nicht sein. Man bedarf auch Menschen, die nur kräftige Arme und guten Willen haben. Doch selbst diese Leute, die uns als Stiefkinder des Glücks erscheinen, werden des Glücks der übrigen theilhaftig. Es steht ihnen frei, ihre Arbeit dem Meistbietenden zu verkaufen, und diese Freiheit dient ihnen statt Eigenthums. Die sichere Hoffnung auf einen billigen Lohn hält sie aufrecht. Freudigen Muths erziehen sie ihre Kinder zu ihrem mühsamen und nützlichen Beruf. Diese in den Augen der Mächtigen so verächtliche Menschenklasse ist namentlich die wahre Pflanzschule der Soldaten. So nimmt vom Szepter bis herab zur Sichel und zum Hirtenstab Alles einen neuen Aufschwung, gewinnt Alles neues Leben und neue Kraft durch jene mächtige Triebfeder des freien Eigenthums.

Nachdem wir gesehen haben, welchen Vortheil es dem Staate bringt, wenn der Bauer selbst Besitzer des Bodens ist, den er bestellt, müssen wir noch sehen, wie weit dies ihm zugestandene Eigenthumsrecht sich ausdehnen darf. In mehr als einem Reiche trat der Fall ein, daß der freigelassene Leibeigene, wenn er durch seine Betriebsamkeit reich geworden war, den Platz seiner ehemaligen, durch ihren Luxus verarmten Herren einnahm. Er kaufte ihre Güter und nahm ihre Namen

an. Der alte Adel wurde erniedrigt und der neue nur beneidet und verachtet. Alles gerieth in Verwirrung. Völker, die solche Usurpazionen duldeten, wurden zum Spielball der Nazionen, die sich vor dieser Landplage in Acht nahmen.

Die Irrthümer einer Regierung können andern zur Lehre dienen. Wie sie von dem, was jene gut gemacht, Vortheil nahm, werden sie die Uebel meiden, die jene sich durch ihre Mißgriffe zugezogen hat.

Es ist so leicht, der Habgier und dem Dünkel der Emporkömmlinge durch die Zügel der Gesetze Einhalt zu thun, die Ausdehnung der Bauergüter, die sie kaufen dürfen, fest zu setzen und ihnen die Erwerbung großer Rittergüter zu untersagen[1]), daß eine kräftige und weise Regierung es nie wird bereuen können, die Knechtschaft befreit und die Dürftigkeit bereichert zu haben. Aus etwas Gutem kann nur in dem Fall ein Uebel erwachsen, wenn das Gute bis zu einem fehlerhaften Uebermaß getrieben wird und dann hört es auf, gut zu sein. Die Beispiele andrer Nazionen dienen zur Warnung; und daher kommt es, daß die Völker, die sich zuletzt zu einem geordneten bürgerlichen Zustande erhoben, oft die Lehrer, denen sie die Elemente der Staatskunst verdanken, überflügeln.

---

[1]) Diese beiden Gesetze wären höchst ungerecht. Wollte man aber der allzu ungleichen Vertheilung des Reichthums entgegen arbeiten und besäße weder Muth genug, noch hinlängliche Einsicht des wahren Staatsvortheils, um Substituzionen und Erstgeburtsrechte gänzlich abzuschaffen, so könnte man dies Privilegium auf Lehngüter im Besitz des alten oder betitelten Adels beschränken. Auf diese Weise würde man wenigstens konsequent einem allerdings fehlerhaften Prinzip gemäß handeln, dem Grundsatz nämlich, die Standesunterschiede im Staat zu begünstigen. E.

Ueber Ackerbau.

(Dictionnaire philosophique.)

Es ist unbegreiflich, wie die Alten, die doch das Land bauten wie wir, sich einbilden konnten, daß aller Samen, den sie in die Erde streuten, nothwendig absterben und verfaulen müsse, ehe er keimte und aufginge. Es stand ja bei ihnen, nach zwei oder drei Tagen ein Samenkorn aus der Erde zu nehmen, und sie würden gesehen haben, wie es unversehrt und ein wenig aufgequollen, die Wurzel nach unten und die Spitze nach oben kehrte. Einige Zeit später würden sie den Keim, die kleinen, weißen Wurzelfasern, die milchartige Masse, woraus das Mehl sich bildet, seine beiden Hülsen und seine Blätter unterschieden haben. Allein es war genug, daß irgend ein griechischer oder barbarischer Philosoph gelehrt hatte, alle Zeugung entstehe aus der Verwesung, und Niemand zweifelte daran. So hat dieser Irrthum, der größte und albernste, den man sich denken kann, weil keiner mit der Natur in entschiednerm Widerspruch steht, sich in Bücher eingeschlichen, die zur Belehrung des Menschengeschlechts geschrieben wurden.

Auch haben neuere Philosophen, die ihre Aufklärung allzu verwegen machte, ihre Einsicht so weit mißbraucht, daß sie es unserm Erlöser und dem heiligen Paulus, der aus seinem Verfolger zu seinem Apostel wurde, vorwarfen, gesagt zu haben, das Samenkorn müsse in der Erde verfaulen, um zu keimen, es müsse sterben, um wieder geboren zu werden [1]). Sie erklärten es für eine entsetzliche Ungereimtheit, den neuen Lehrsatz von der Auferstehung durch ein so falsches und lächer-

[1]) Vgl. Ev. Joh. XII, 24 und 1. Korinth. XV, 36, 37.

liches Gleichniß beweisen zu wollen. Sie wagten sogar in der „kritischen Geschichte Jesu Christi" zu behaupten, solche Ignoranten seien nicht geeignet, die Welt zu belehren, und jene Bücher, von denen so lange Zeit Niemand etwas gewußt habe, paßten höchstens für den niedrigsten Pöbel.

Die Urheber solcher Lästerungen bedachten nicht, daß Christus und der heilige Paulus sich nur nach dem einmal herrschenden Begriff und Sprachgebrauch richteten, daß sie statt der ihnen gar wohl bekannten physischen Wahrheiten nur jene der Moral lehrten, und daß sie sich den ehrwürdigen Verfasser des Buches Genesis zum Muster nahmen. Wirklich bequemt sich in der Genesis der heilige Geist in jeder Zeile nach den rohesten Begriffen des rohesten Volks. Die ewige Weisheit ließ sich nicht auf die Erde herab, um die Akademien der Wissenschaften zu erleuchten. Das antworteten wir von jeher denen, die allen Propheten und überall allen Schriften der Juden so viele physische Irrthümer vorwarfen. Man weiß ja, daß Religion und Philosophie zweierlei ist.

Uebrigens entbehren drei Viertel der Erde unsern Weizen, ohne den man nach unsrer Behauptung nicht leben kann. Wenn die üppigen Bewohner der Städte wüßten, welche unsägliche Mühe es kostet, ihnen Brod zu verschaffen, sie würden erschrecken.

Von pseudonymen Büchern über die Oekonomie im Allgemeinen.

Das Dictionnaire encyclopédique enthält in den Artikeln Agriculture, Grain, Ferme etc. die nützlichsten Dinge. Nur will ich hier bemerken, daß im Artikel Grain der Marschall Vauban als Verfasser der Schrift „über die königlichen Zehnten" genannt wird. Fast alle ökonomische Schriftsteller

verfielen in diesen Irrthum und wir halten deßhalb folgende Berichtigung für nöthig.

Bois-Guillebert gab sein Buch über den königlichen Zehnten unter dem Titel heraus: „Politisches Testament des Marschalls Vauban.“ Dieser Bois-Guillebert, der Verfasser des Détail de la France in zwei Bänden, war kein unverdienstlicher Schriftsteller. Er war genau bekannt mit den Finanzen des Reichs, ließ sich aber von der Neigung, alle Maßregeln des großen Colbert zu tadeln, zu weit hinreißen. Man hielt ihn für einen sehr unterrichteten Mann, der aber beständig auf Irrwege gerieth, für einen Projektmacher, der die Uebelstände des Landes übertrieb und schlechte Heilmittel dagegen vorschlug. Die kühle Aufnahme seines Buchs von Seiten der Regierung veranlaßte ihn, seinen „königlichen-Zehnten“ unter dem Schutze eines angesehenen Namens in die Welt zu schicken. Er wählte den des Marschall Vauban und hätte wohl keine bessere Wahl treffen können. Fast ganz Frankreich glaubt noch jetzt, daß das Projekt des königlichen Zehnten von jenem Marschall, der von so regem Eifer fürs Gemeinwohl beseelt war, herrühre; allein die Täuschung ist leicht zu enthüllen.

Die Lobsprüche, womit Bois-Guillebert sich selbst in der Vorrede bedenkt, verrathen ihn. Er lobt dort sein Détail de la France zu sehr; es war höchst unwahrscheinlich, daß der Marschall ein Buch voller Irrthümer so ausnehmend hätte herausstreichen sollen. Man sieht in dieser Vorrede einen Vater, der seinen Sohn lobt, um einem seiner Bastarde in der Welt fortzuhelfen.

Die Zahl derer, die ihre Ansichten über Regierung, Staatsökonomie, Finanzen, Taktik ꝛc. unter geachteten Namen veröffentlichten, ist nur zu beträchtlich. Der Abbé de

Saint-Pierre, der einer solchen Betrügerei gar nicht bedurfte, schob nichts desto weniger sein Hirngespinnst über den ewigen Frieden dem Herzog von Burgund unter. Der Verfasser des Financier citoyen zitirt beständig das vermeinte „politische Testament Colberts, jenes in jeder Beziehung nichtsnützige Machwerk des Gatien de Courtilz. Einige Ignoranten zitiren noch jetzt die politischen Testamente des Königs Philipp II. von Spanien, des Kardinals Richelieu, Colbert's, Louvois's, des Herzogs von Lothringen, des Kardinals Alberoni und des Marschalls Belle-Isle. Man fabrizirte Testamente bis herab auf das des Mandrin.

Die Enzyklopädie führt unter dem Artikel Grain folgende Worte aus einem Buche über die „Vorzüge und Nachtheile Großbritanniens" an, einem Werke, das allen den eben von uns zitirten weit überlegen ist.

„Wenn man einige Provinzen Frankreichs durchreist, findet man, daß nicht nur eine Menge Grundstücke, worauf Getreide und Viehfutter wachsen könnte, brach liegen, sondern daß auch bebautes Land keinen mit seiner Güte nur entfernt im Verhältniß stehenden Ertrag liefert, weil es dem Landmann an Mitteln fehlt, dem Boden seine ganze Fruchtbarkeit zu geben.

„Nicht ohne Freude bemerkte ich in der französischen Staatsverwaltung ein Grundgebrechen, dessen Folgen so ausgedehnt sind, und ich wünschte meinem Vaterlande Glück deshalb. Zugleich aber drang sich mir der Gedanke auf, wie furchtbar diese Macht würde geworden sein, wenn sie sich alle Vortheile, die ihre Besitzungen und ihr Volk ihr darboten, zu Nutze gemacht hätten. O sua si bona norint."

Ich weiß nicht, ob dies Buch nicht von einem Franzosen herrührt, der, da er im Geiste eines Engländers sprechen

wollte, als solcher Gott danken zu müssen glaubte, daß die Franzosen ihm arm schienen; der sich aber zu gleicher Zeit verräth, indem er ihnen wünscht, sie möchten reich sein, und mit Virgil ausruft: „O kennten sie ihre Güter!“ Sei er aber Franzose oder Engländer, jedenfalls ist es falsch, daß der Ertrag der französischen Ländereien ihrer Güte nicht entspräche. Man pflegt nur zu leicht vom Einzelnen aufs Ganze zu schließen. Glaubte man vielen unsrer neuen Schriftsteller, so wäre Frankreich freilich nicht fruchtbarer als Sardinien und die kleinen Schweizerkantone.

Von der Ausfuhr des Korns.

In dem nämlichen Artikel Grain stoßen wir noch auf folgende Betrachtung: „In England herrschte oft große Theurung, woraus wir vermöge unsers freien Kornhandels unter Heinrich IV. und Ludwig XIII., so wie auch zu Anfang der Regierung Ludwigs XIV. Gewinn zogen.“

Allein unglücklicher Weise wurde die Kornausfuhr 1598 unter Heinrich IV. verboten, das Verbot blieb unter Ludwig XIII. und während Ludwig's XIV. ganzer Regierung in Kraft. Man durfte Korn nur außer Landes verkaufen, wenn man sich mit einer Bittschrift an den Staatsrath gewandt, der dann über den Nutzen oder die Gefahr des Verkaufs entschied oder vielmehr von dem Intendanten der Provinz Bericht darüber einholte. Erst 1764 gab der Staatsrath Ludwigs XV. kraft seiner geläuterten Einsicht den Kornhandel, unter Vorbehalt zweckmäßiger Einschränkungen für schlechte Jahre, frei.

Vom Landbau im Großen und im Kleinen.

Im Artikel Ferme, einem der gehaltvollsten in der Encyklopädie, unterscheidet man den Landbau im Großen und

im Kleinen. Bei jenem wird das Feld mit Pferden, beim Landbau im Kleinen dagegen mit Ochsen bestellt; und dieser Landbau im Kleinen, der sich über den größten Theil der Grundstücke in Frankreich erstreckt, gilt für eine fast ganz undankbare Arbeit, für eine vergebliche Anstrengung der Dürftigkeit.

Diese ganze Vorstellung scheint mir nicht richtig zu sein. Die Bestellung des Ackers mit Pferden hat keine sonderlichen Vorzüge vor jener mit Ochsen. Die Vorzüge und Nachtheile beider Methoden wiegen einander vollkommen auf. Die Alten scheinen sich beim Pflügen nie der Pferde bedient zu haben, wenigstens ist bei Hesiod, Xenophon, Virgil und Columella nur von Stieren die Rede. Das Pflügen mit Rindern ist nur dann kümmerlich und armselig, wenn selbst dürftige Eigenthümer den Meiern, die in Ermangelung der erforderlichen Hülfsquellen das Land überhaupt schlecht bestellen, schlechte und ausgehungerte Ochsen liefern. Der Meier, der nichts aufs Spiel setzt, weil er nichts hergegeben, geizt mit dem Dünger und mit der übrigen Bearbeitung des Bodens. Er wird selbst nicht reich und macht seinen Grundherrn arm. In diesem Fall befinden sich leider nur zu viele Familienväter [1]).

Die Bestellung des Landes mit Ochsen ist so vortheilhaft wie die mit Pferden, denn wenn man nicht so schnell damit

---

[1]) Voltaire bezeichnet hier den wahren Unterschied zwischen dem Landbau im Großen und im Kleinen. Bei beiden kann man zum Ackern Ochsen und Pferde brauchen. Landwirthschaft im Großen ist aber eine solche, die von den Eigenthümern selbst oder von Pächtern besorgt wird; Landwirthschaft im Kleinen die eines Meiers, dem der Eigenthümer die Bestellungskosten vorschießt, unter der Bedingung, den Ertrag mit ihm zu theilen. E.

pflügen kann, so läßt man sie dafür mehr Tage hintereinander arbeiten, ohne sie zu übernehmen. Sie kosten weniger Futter; sie brauchen nicht beschlagen zu werden, ihr Geschirr ist nicht so kostspielig, man verkauft sie wieder oder mästet sie für den Fleischer. So bringen sie im Leben und im Tode Gewinn, was sich von den Pferden nicht rühmen läßt.

Endlich kann man Pferde zum Landbau nur in solchen Gegenden verwenden, wo der Hafer sehr wohlfeil ist, und daher kommen im Durchschnitt auf einen, der mit Pferden ackert, immer vier oder fünf, die mit Ochsen ackern.

Von der Urbarmachung des Bodens.

Im Artikel Défrichement erklärt man für Urbarmachung nur die Vertilgung des Unkrauts und der Wucherpflanzen von einem Grundstück, um es für die Bestellung in Stand zu setzen.

Die Kunst, das Land urbar zu machen, beschränkt sich aber nicht auf diese gewöhnliche und immer nothwendige Methode. Sie besteht darin, unergiebiges Land fruchtbar zu machen. Es gibt eine Menge Landstriche von dieser Beschaffenheit, wie z. B. morastiger Boden, wie Ziegel- oder Walkererde, worauf jede Aussaat so unnütz vergeudet wäre, als ob man sie auf nackten Felsgrund streute. Was den Sumpfboden betrifft, so ist nur die Trägheit oder die bitterste Armuth schuld daran, wenn man ihn nicht urbar macht.

Ein völlig lehmiges Erdreich oder Kreideboden, so wie auch reiner Flugsand widerstreben jeder Kultur. Hier ist keine andre Abhülfe möglich, als Jahre lang gute Erde hinzuschaffen. Einem solchen Unternehmen sind freilich nur sehr reiche

Leute gewachsen; der Gewinn kann nur nach sehr langer Zeit die Kosten decken, wenn man es überhaupt je dahin bringt. Man muß, wenn man lockere Erde hingeschafft hat, dieselbe mit schlechter vermischen, sie tüchtig düngen, dann wieder Erde nachfahren und namentlich nur solches Korn drauf säen, das, weit entfernt den Boden auszusaugen, ihm vielmehr frische Säfte mittheilt.

Einige Privatleute stellten solche Versuche an; allein nur einem Fürsten käme es zu, auf diese Weise die Beschaffenheit eines weiten Landstrichs zu verwandeln, indem er dort Kavallerie lagern und die aus der Umgegend herbeigeschaffte Fourage verzehren ließe. Es wären dazu ganze Regimenter nöthig. Da das dafür ausgegebene Geld im Königreiche bliebe, verlöre man keinen Heller und hätte am Ende der Natur ein großes Stück Land abgewonnen. Der Verfasser dieses Artikels hat den Versuch im Kleinen gemacht und zwar mit dem besten Erfolge.

Es verhält sich mit einer solchen Unternehmung, wie mit der Anlegung von Kanälen und Bergwerken. Würde auch die Ausgabe für einen Kanal nicht durch die davon erhobenen Zölle gedeckt, so würde er dennoch für den Staat von großem Vortheil sein.

Wenn auch die Ausgabe für die Nutzung eines Silber-, Kupfer-, Blei- oder Zinnbergwerks und selbst die einer Kohlengrube den Ertrag übersteigt, so ist die Nutzung doch immer sehr vortheilhaft; denn das darauf verwandte Geld ernährt die Arbeiter, zirkulirt im Lande, und das Metall oder Mineral, welches man gewinnt, ist ein neuer und bleibender Reichthum. Was man auch vornehmen möge, immer behält die Fabel von jenem guten Alten Recht, der seinen Kindern sterbend eröffnete, in ihrem Felde liege ein Schatz begraben; sie

wühlten ihr ganzes Erbe auf und wurden endlich inne, daß die Arbeit ein Schatz ist.

Der Stein der Weisen für den Ackerbau würde die Kunst sein, wenig zu säen und viel zu ernten. Der große und kleine Albert, das Bauerhaus ꝛc. lehren zwölf geheime Mittel, die Vermehrung des Korns zu bewerkstelligen, die sammt und sonders mit der Methode, Bienen aus Rindsleder zu erzeugen, und mit den Hahneneiern, woraus Basilisken hervorkriechen, in eine Kategorie gehören. Es ist ein Hirngespinnst der Landwirthe, zu glauben, daß sie die Natur zwingen müssen, mehr zu leisten, als sie vermag. Es ist grade, als wollte man ein Mittel ersinnen, kraft dessen eine Frau zehn Kinder auf einmal gebären sollte, da sie doch höchstens zwei zur Welt bringen kann. Man kann und soll weiter nichts thun, als während ihrer Schwangerschaft gehörig Sorge für sie tragen.

Die sicherste Methode, etwas mehr Korn als gewöhnlich zu ernten, besteht in der Anwendung der Säemaschine. Dies Verfahren, wobei man zugleich säet, eggt und die Saat zudeckt, beugt der Verheerung des Windes vor, der bisweilen den Samen zerstreut, und der Räuberei der Vögel, die ihn fressen. Das ist ein Vortheil, der sicher nicht zu vernachlässigen ist.

Ueberdies wird der Samen regelmäßiger vertheilt, so daß jedes Korn mehr Raum hat; es kann sich freier ausbreiten und demnach stärkere Halme und etwas mehr Aehren ansetzen. Allein die Säemaschine paßt weder für jedes Erdreich, noch für alle Landwirthe. Der Boden muß eben und nicht steinigt, und der Landmann wohlhabend sein. Eine Säemaschine kostet Geld und noch mehr kosten die oft nöthigen Reparaturen. Sie erfordert zwei Leute und ein Pferd; viele Landleute haben aber nur Ochsen. Dies nützliche Instrument

ſollte von reichen Landwirthen angeſchafft und benutzt, und den Armen geliehen werden.

Welchen Schutz man dem Ackerbau ſoll angedeihen laſſen.

Wie geht es nur zu, daß der Ackerbau nur in China wahrhaft geehrt wird? Jeder europäiſche Staatsminiſter ſollte die nachſtehende Denkſchrift aufmerkſam durchleſen, obgleich ſie einen Jeſuiten zum Verfaſſer hat[1]). Nie wurde ihr im Inhalte von einem Miſſionär widerſprochen, trotz des Handwerksneides, der dieſe Leute von jeher beſeelte. Sie ſtimmt völlig mit allen andern Berichten über jenes ungeheure Reich überein.

„Zu Anfang des chineſiſchen Frühlings, d. h. im Monat Februar, beſtimmte das mathematiſche Obertribunal, welches Befehl hatte, den paſſendſten Tag für die Zeremonie des Ackerfeſtes auszuwählen, als ſolchen den 24. des 11. Monats, und vom Tribunal der Gebräuche wurde dieſer Tag dem Kaiſer in einer Denkſchrift angezeigt, wo es zugleich bemerkte, welche Zurüſtungen ſeine Majeſtät behuf dieſes Feſtes zu treffen habe.

„Nach der Denkſchrift hat der Kaiſer 1) die 12 vornehmen Männer zu ernennen, die ihn begleiten und nach ihm pflügen ſollen: nämlich 3 Prinzen und 9 Präſidenten der oberſten Reichskollegien. Sollte einer oder der andre dieſer letztern zu alt oder ſchwach ſein, ſo muß einer von deſſen Beiſitzern nach des Kaiſers Beſtimmung für ihn eintreten.

„2) Die Zeremonie beſteht nicht bloß darin, daß der

---

[1]) Du Halde, histoire et description de la Chine.

Kaiser das Land umpflügt, um durch sein Beispiel zur Nacheiferung anzuspornen, sondern es ist auch ein Opfer damit verbunden, das er als Oberpriester dem Schang-Di darbringt, um von ihm Ueberfluß für sein Volk zu erflehen [1]). Um sich aber auf dies Opfer würdig vorzubereiten, muß er drei Tage vorher fasten, und sich in jeder Art völliger Enthaltsamkeit befleißigen. Dieselbe Vorsicht haben auch alle diejenigen zu beobachten, die zum Beistande Sr. Majestät ernannt werden, sowohl die Prinzen als die übrigen, seien es nun Kriegs- oder Friedensmandarinen.

„3) Am Tage vor der Zeremonie erwählt Se. Majestät einige Herren vom höchsten Range und sendet sie in den Ahnensaal, wo sie sich vor deren Heiligthum zu Boden werfen und ihnen, als ob sie noch am Leben wären, anzeigen [2]), daß er am folgenden Tage das große Opfer bringen werde.

„Dies ist in wenig Worten, was in der Denkschrift in Bezug auf die Person des Kaisers bemerkt war. Es zählte auch die Vorbereitungen auf, welche den verschiednen Tribunälen oblagen. Eins muß die Zurüstungen zum Opfer treffen, ein andres die Verse abfassen, die der Kaiser beim Opfer absingt, ein drittes für die Fortschaffung und Aufspannung der Zelte sorgen, worunter der Kaiser speist, wenn er ein Mahl befohlen hat, ein viertes 40 oder 50 ehrwürdige Greise, Landwirthe von Fach, berufen, um gegenwärtig zu sein, wenn der Kaiser das Land umpflügt. Man läßt auch an 40 jüngere

---

[1]) Widerlegt dieser Umstand allein nicht hinlänglich die im Abendlande geglaubte unsinnige Verleumdung, daß die chinesische Regierung keinen Gott anerkenne? V.

[2]) Das (chines.) Sprichwort sagt: Beobachtet gegen die Todten dieselben Rücksichten, als ob sie noch lebten. V.

Landleute kommen, um den Pflug herzurichten, die Stiere anzuspannen und das Saatkorn bereit zu halten. Der Kaiser säet fünf Sorten Korn, die in China für die nothwendigsten gelten, und worunter alle andern mit inbegriffen sind, nämlich Weizen, Reis, Hirse, Mais[1]) und noch eine Art Hirse, die man Leang nennt.

„Dies waren die Vorbereitungen. Am 24. Tage des Monats begab sich Se. Majestät sammt dem ganzen Hofe in Zeremonienkleidern nach dem Platze, wo dem Schang-Di das Frühlingsopfer gebracht wurde, wobei der Kaiser ihn anfleht, den Früchten der Erde Wachsthum und Gedeihen zu geben. Deshalb opfert er, ehe er die Hand an den Pflug legt.....

„Der Kaiser opferte und nach dem Opfer ging er mit den 3 Prinzen und den 9 Präsidenten, die mit ihm pflügen sollten, auf den bestimmten Acker. Mehrere Große trugen die kostbaren Kasten, worin sich das Saatkorn befand. Der ganze Hof wohnte dem Akt in tiefstem Schweigen bei. Der Kaiser faßte den Pflug und zog einige Furchen hin und zurück; nach ihm kam ein Prinz und sodann die übrigen nach einander an die Reihe.

„Nachdem der Kaiser an verschiedenen Stellen gepflügt hatte, streute er den verschiednen Samen in die Furchen. Man ackert nicht gleich das ganze Stück Land um, sondern an den folgenden Tagen bestellen Ackerleute von Fach es vollends.

„In diesem Jahre waren 44 ältere und 42 jüngere Landleute zugegen. Die Zeremonie schloß mit einer Belohnung, die der Kaiser unter sie vertheilen ließ."

---

[1]) Nicht Bohnen, wie im Original steht.

Mit dieſem Bericht über eine Zeremonie, die unſtreitig die ſchönſte von allen iſt, da keine andre gleichen Nutzen ſtiftet, muß man noch ein Edikt deſſelben Kaiſers Jong-Tſching verbinden. Es werden darin Belohnungen und Ehrenzeichen jedem zugeſagt, der unbebautes Land von 15 bis 80 Morgen an den Grenzen der Tartarei urbar macht; denn im eigentlichen China gibt es kein unbebautes Land. Wer 80 Morgen urbar macht, wird Mandarin der achten Klaſſe.

Was ſollen unſre Fürſten in Europa thun, wenn ſie von ſolchen Beiſpielen hören? „Bewundern und erröthen ſollten ſie, vor Allem hingehn und desgleichen thun.“

N. S. Ich las vor Kurzem ein kleines Buch über Künſte und Gewerbe, worin ich manches Nützliche und Intereſſante fand. Was aber darin vom Ackerbau ſteht, kommt ſo ziemlich mit der Art und Weiſe überein, wie die meiſten Pariſer, die nie einen Pflug geſehen, ſich darüber vernehmen laſſen. Der Verfaſſer redet von einem glücklichen Landmann, der in der reizendſten und fruchtbarſten Gegend auf Erden ein Grundſtück beſtellte und das hundertſte Korn davon erntete.

Er wußte alſo nicht, daß ein Acker, der nur das hundertſte Korn einträge, nicht blos keine einzige der Beſtellungskoſten decken, ſondern den Beſitzer auf immer zu Grunde richten würde. Soll ein Landgut einen nur mäßigen Gewinn abwerfen, ſo muß es wenigſtens das fünfhundertſte Korn tragen. Glückliche Pariſer, genießt die Früchte unſres Fleißes und macht eure Gloſſen über die komiſche Oper!

Ueber das Korn.

(Dictionnaire philosophique.)

Erſter Abſchnitt.

Urſprung der franzöſiſchen Benennung und der Sache.

Man müßte ein übertriebener Skeptiker ſein, um zu bezweifeln, daß das franzöſiſche pain von dem lateiniſchen panis herſtammt. Um aber Brod zu bereiten, muß man erſt Korn haben. Die Gallier hatten unſtreitig zu Cäſars Zeit Getreide; woher aber nahmen ſie oder ihre Nachkommen das Wort Blé? Man will es von bladum herleiten, einem Worte, das der barbariſchen Latinität des Mittelalters angehört und unter anderm bei dem Kanzler Desvignes oder de Vineis vorkomnt, dem, wie es heißt, Kaiſer Friedrich II. die Augen ausſtechen ließ.

Allein die lateiniſchen Worte jener barbariſchen Jahrhunderte waren nur latiniſirte altceltiſche oder deutſche Worte. Bladum wurde demnach aus unſerm Blead gebildet und nicht umgekehrt. Die Italiener ſagten Biada und in den Ländern, wo die altromaniſche Sprache ſich erhielt, heißt es noch jetzt Blia.

Dies zu wiſſen iſt an ſich von keinem ſonderlichen Nutzen; allein man wüßte doch gern, woher die Gallier und die Deutſchen Korn genommen hatten, um es zu ſäen? Man entgegnet, die Tyrier hätten es nach Spanien, die Spanier nach Gallien und die Gallier nach Germanien gebracht. Wo hatten aber die Tyrier dies Korn hergenommen? Sie verdankten es wahrſcheinlich den Griechen, von denen ſie es wahrſcheinlich gegen ihr Alphabet eingetauſcht hatten.

Wer hatte denn nun die Griechen damit beſchenkt? Die

Demeter ohne Zweifel, und wenn man bis auf ſie zurückgegangen iſt, kann man nicht weiter mehr gehen. Demeter muß ſich eigens vom Himmel herabgelaſſen haben, um uns mit Weizen, Roggen, Gerſte ꝛc. zu verſehen.

Da nun aber das Anſehen der Demeter, die den Griechen das Getreide mittheilte, ſo wie jenes der Iſis, welche die Aegypter damit begnadigte, heutzutage beträchtlich geſunken iſt, bleiben wir immer in Ungewißheit über den wahren Urſprung des Korns.

Sanchuniathon verſichert, in Phönizien habe Dagon, ein Enkel des Thaaut, die Oberaufſicht über das Getreideweſen geführt. Thaaut aber muß etwa zur Zeit unſers Jared gelebt haben, woraus ſich ergibt, daß das Korn ſehr alt, daß es eben ſo alt, wie das Kraut iſt. Vielleicht war dieſer Dagon der erſte, der Brod backte, doch iſt dies freilich nicht erwieſen.

Es iſt merkwürdig! wir wiſſen ganz genau, daß wir den Wein Noah verdanken, wer uns aber mit dem Korn begabte, iſt uns unbekannt. Und was noch merkwürdiger iſt, wir ſind gegen den Noah ſo undankbar, daß auf 2000 Lieder zum Lobe des Bacchus kaum eins zu Ehren unſers Wohlthäters Noah kommt.

Ein Jude betheuerte mir, das Korn wachſe in Meſopotamien wild, wie Aepfel, Holzbirnen, Kaſtanien und Mispeln in den Abendländern. Ich will es glauben, bis man mir das Gegentheil beweiſt, denn irgendwo muß das Korn doch am Ende wachſen; es iſt unter den ſchönſten Himmelsſtrichen und im ganzen Norden zum gewöhnlichen und unentbehrlichen Nahrungsmittel geworden.

Große Philoſophen, deren Scharfſinn wir hoch achten, ohne uns zu ihren Syſtemen zu bekennen, behaupten in der

Naturgeschichte des Hundes S. 195, die Menschen hätten das Korn fabrizirt; unsre Väter hätten so lange Trespen und Queken durcheinander gesäet, bis Weizen daraus geworden sei. Da diese Philosophen unsre Meinung über die Muscheln nicht theilen, mögen sie uns erlauben, ihrer Ansicht über das Korn nicht beizutreten. Wir glauben nun und nimmer, daß man aus Jasmin Tulpen ziehen kann. Wir finden den Keim des Korns durchaus verschieden von dem der Trespe und glauben an keine Verwandlung, so lange man uns nicht durch den Augenschein überführt.

Wir sahen in dem Artikel über die Brodfrucht, daß man nicht in allen Welttheilen Brod ißt[1]). Man behauptet, die

---

[1]) Die betreffende Stelle lautet: „Es ist eine ausgemachte Sache, daß das Brod keineswegs in dem größten Theile der Welt die Hauptnahrung ausmacht. Fast in ganz Amerika lebt man von Mais und Kassaven. Wir haben ganze Provinzen, wo die Bauern nur Brod von Kastanien essen, welches nahrhafter und schmackhafter ist als das Roggen- und Gerstenbrod, wovon so viele Leute leben, und weit besser, als das Kommisbrod, das man den Soldaten gibt. Im südlichen Afrika weiß man nichts von Brod. Der unermeßliche indische Archipel, Siam, Laos, Pegu, Kochinchina, Tonkin, ein Theil von China, Japan, die Küsten Malabar und Koromandel und die Ufer des Ganges erzeugen einen Reis, dessen Kultur viel leichter ist, als die des Weizens, und daher die Vernachlässigung des letztern zur Folge hat. Auf einer Landstrecke von 800 Meilen längs der Küste des Eismeers ist das Korn durchaus unbekannt. Dies Nahrungsmittel, woran wir einmal gewöhnt sind, ist bei uns von so hohem Werth, daß schon die bloße Furcht, Mangel daran zu leiden, unter den friedfertigsten Völkern Empörungen erregt. Der Kornhandel ist überall einer der wichtigsten Gegenstände der Verwaltung; das Korn ist ein Theil unsres Seins und gleichwohl verschwendet man bisweilen dies hochwichtige Nahrungsmittel auf die albernste Weise. So brauchen z. B. die Stärkehändler das beste Mehl, um die Haare unsrer Damen und jungen Herren mit Puder zu bestreuen ꝛc.“

Aethiopier machten sich über die Aegypter lustig, weil sie vom Brod lebten. Da es aber nun einmal unsre Hauptnahrung ist, wurde das Korn bei uns zu einem der wichtigsten Gegenstände des Handels und der Staatskunst. Man hat über diesen Artikel so viel geschrieben, daß ein Bauer, der so viel gutes Korn säete, als wir Bände über diese Waare besitzen, auf die überflüssigste Ernte hoffen und reicher werden könnte, als alle die Herren, die in ihren überfirnißten und vergoldeten Prunkzimmern sich von dem Uebermaß seiner Mühe und seines Elends keinen Begriff machen.

Zweiter Abschnitt.

Reichthum des Korns.

Sobald man anfängt, etwas in die Staatsökonomie zu pfuschen, macht man es wie alle die Nachbarn und Gevatterinnen in unsrer Straße: „Wie viel hat er zu verzehren? wie lebt er? wie viel bekommt wohl seine Tochter zur Mitgift?" So fragt man in Europa: „Wächst in Deutschland mehr Korn oder in Frankreich? Hält England reichere Ernten, als Spanien? Gibt das polnische Korn so viel Mehl als das sizilianische?" Die Hauptfrage ist die, ob ein ausschließlich Ackerbau treibendes Land reicher ist, als ein ausschließlich Handel treibendes?

Die Vorzüge des Kornlandes sind in einem an Umfang kleinen, aber dafür desto inhaltreichern Buche von Melon dargethan, dem ersten Manne, der nach der allgemeinen Tollheit des Law'schen Systems etwas Gescheidtes in Frankreich drucken ließ. Melon blieb nicht frei von Irrthümern, die von andern einsichtsvollen Schriftstellern aufgedeckt wurden, von Schrift-

ſtellern, für deren eigene Irrthümer dann auch die Berichtigung nicht ausblieb. In Erwartung, auch die meinigen berichtigt zu ſehen, bemerke ich, was folgt.

Aegypten wurde erſt dann das ergiebigſte Kornland der alten Welt, als nach einer Reihe von Jahrhunderten, die es ſchwer halten möchte genau zu berechnen, die Einwohner Mittel fanden, einen zerſtörenden Strom, der von jeher das Land überſchwemmt hatte und nur den Ratten, Inſekten, Schlangen und Krokodillen erſprießlich war, der Fruchtbarkeit des Erdreichs dienſtbar zu machen. Nicht einmal zur Stillung des Durſtes oder zum Bade war ſein mit ſchwarzem Schlamm vermiſchtes Waſſer tauglich. Es bedurfte unſäglicher Arbeit und wohl vieler Jahrhunderte, um des Fluſſes Herr zu werden, ihn in Kanäle abzuleiten, Städte auf einem früher wankenden Boden zu gründen und Felshöhlen in geräumige Wohnungen zu verwandeln.

Dies Alles verdient gewiß mehr Bewundrung als die Pyramiden. Nachdem Alles geſchehen war, konnte das Volk Jahr aus Jahr ein auf reichliche Nahrung und zwar auf das ſchönſte Korn von der Welt rechnen, ohne daß es faſt nöthig hatte zu arbeiten. Es konnte jetzt Geflügel ziehen und mäſten, mit dem ſich kaum die Pommerſchen Gänſe meſſen könnten. Es kleidete ſich unter dem gemäßigſten Himmelsſtrich in die ſchönſte Leinwand. Es hatte alſo kaum eines von den Bedürfniſſen der andern Völker.

Seine Nachbarn die Araber dagegen ernten nicht einen Seſter Korn von der Wüſte, zwiſchen dem See von Sodom und Jeruſalem, bis nahe an den Euphrat, bis nach Yemen und dem Lande Gad, mithin auf einem Landſtrich viermal ſo groß als Aegypten. Sie ſprechen: „Wir haben Nachbarn, denen es an nichts Nothwendigem fehlt; wir wollen nach In-

dien gehen, um das Ueberflüſſige für ſie herbeizuſchaffen; wir wollen ihnen Zucker, Gewürze, Spezereien und Seltenheiten bringen; wir wollen die Lieferanten ihrer Launen und Gelüſte ſein und ſie ſollen uns Mehl dafür geben.“ Ebenſo ſprechen ſie von ihren nördlichen Nachbarn, den Babyloniern. Sie geben die Mäkler dieſer beiden reichen Nazionen ab, die Ueberfluß an Korn haben; und indem ſie ihnen beſtändig dienen, bleiben ſie fortwährend arm. Memphis und Babylon ſchwelgen im Genuß, und die Araber ſind ihre ergebenen Diener. Das Kornland bleibt immer das allein reiche; ſein Ueberfluß an Weizen verſchafft ihm Metalle, Gewürze und alle Producte des Kunſtfleißes. Der Beſitzer des Korns kann immer jenem, dem es an Brod fehlt, Geſetze vorſchreiben, und Midas hätte einem pikardiſchen Landwirth all ſein Gold abgetreten.

Die Niederlande ſcheinen hiervon heutzutage eine Ausnahme zu machen, aber es ſcheint auch nur ſo. Der Wechſel, dem dieſe Welt unterworfen iſt, hat eine ſo merkwürdige Umwälzung aller Verhältniſſe herbeigeführt, daß die Bewohner eines Moraſtes, zugleich vom Ozean bedroht, der ſie erſäufen, und von der Inquiſizion, die ſie verbrennen wollte, nach dem andern Ende der Welt gingen, um dort Inſeln in Beſitz zu nehmen, welche Gewürze und Spezereien erzeugen, dieſe für die Reichen eben ſo nothwendig gewordene Waare, wie das Brod es für die Armen iſt. Die Araber verkauften Myrrhen, Balſam und Perlen in Memphis und Babylon; die Holländer verkaufen in Europa und Aſien alles Mögliche, und beſtimmen den Preis nach Belieben.

Sie haben kein Korn, ſagt ihr; ich ſage aber, ſie haben mehr, als England und Frankreich. Wer iſt in Wahrheit der Beſitzer des Korns? Der Kaufmann, der es von

dem Landmann kauft. Nicht der einfache Bauer in Chaldäa oder Aegypten war es, der mit seinem Weizen sonderliche Geschäfte machte, sondern der kluge chaldäische und ägyptische Kaufmann, der ihn aufspeicherte und den Arabern verkaufte. Er bezog dafür Gewürze, Perlen, Rubinen, die er dann theuer wieder an die Reichen verhandelte. So macht es der Holländer; er kauft und verkauft überall; für ihn gibt es keine schlechte Ernte; nie wird er für baar Geld denen, die kein Mehl haben, seinen Beistand versagen.

Wenn drei oder vier verständige, unabhängige, mäßige Kaufleute, die keiner Erpressung ausgesetzt, und von jeder Furcht frei sind, sich an einem Hafenorte niederlassen; wenn ihre Schiffe gut sind, wenn ihre Mannschaft sich mit Käse und Dünnbier begnügt, wenn sie in Danzig und Tunis das Getreide zu niedrigen Preisen aufkaufen, wenn sie es endlich aufzubewahren und die Zeit abzuwarten verstehen, so werden sie genau eben so gute Geschäfte machen, wie die Holländer.

Dritter Abschnitt.

Geschichte des Korns in Frankreich.

Zur Zeit der alten Könige oder vielleicht der alten barbarischen Anarchie legte ein Oberherr oder Tetrarch von Soissons den Landleuten, den Dreschern und den Müllern so übermäßige Steuern auf, daß Jedermann davon ging und ihn allein ohne Brod nach Belieben regieren ließ [1]).

Wie fing man es an, um Korn zu bekommen, als

[1]) Es war ein gewisser Chilperich und die Geschichte passirte im J. 562.

die Normannen, die daheim keins hatten, Frankreich und England ausplünderten, und die Lehnsfehden das Land vollends zu Grunde richteten? als zu dieſen Räubereien ſich noch die Einfälle der Engländer geſellten, als Eduard III. die Ernten Philipp's VI. von Valois und Heinrich V. die Karl's VI. verwüſteten? als die Heere Kaiſer Karl's V. und Heinrich's VIII. in der Pikardie hauſten? zur Zeit endlich, als fromme Katholiken und gute Proteſtanten das unreife Korn abmähten und Väter, Mütter und Kinder erwürgten, um zu entſcheiden, ob man Sonntags geſäuertes oder ungeſäuertes Brod eſſen ſolle?

Wie man es machte? Das Volk aß ſich nicht halb ſatt; man ernährte ſich auf die kümmerlichſte Weiſe; man verſchmachtete im Elend; die Bevölkerung war ſehr ſchwach; ganze Städte waren verödet.

Demungeachtet gibt es noch ſogenannte Geſchichtſchreiber, die kühn einander nachbeten, daß Frankreich zur Zeit der Bartholomäusnacht 29 Millionen Einwohner zählte.

Auf dieſe Rechnung ſtützte ohne Zweifel der Abbé de Caveirac ſeine Rechtfertigung der Bartholomäusnacht. Ihm galt die Niedermetzelung von etwa 70,000 Menſchen in einem damals ſo blühenden Reiche mit 29 Millionen Einwohnern, die im Ueberfluß ſchwammen, für eine Kleinigkeit.

In Wahrheit aber hatte Frankreich damals wenig Menſchen und wenig Korn, und befand ſich ſo gut wie Deutſchland in der allererbärmlichſten Lage.

Unter der kurzen und friedlichen Regierung Heinrich's IV. endlich, während Sully's ſparſamer Verwaltung, im J. 1597 hielten die Franzoſen eine reiche Ernte, ein Glücksfall, den noch keiner unter der damaligen Generazion erlebt hatte. Sogleich verkauften ſie ihr ſämmtliches Korn ins Ausland, das keine ſo glückliche Ernten gehalten hatte, indem ſie nicht daran

zweifelten, daß die nächstfolgende noch besser ausfallen werde. Sie fiel aber sehr schlecht aus. Das Volk befand sich jetzt in dem Falle der Fräulein Bernard, die ihre Hemden und Betttücher verkauft hatte, um ein Halsband zu kaufen; sie mußte ihr Halsband mit Verlust wieder losschlagen, um Betttücher und Hemden zu bekommen. Dem französischen Volke ging es noch übler. Es mußte das nämliche Korn, das es um einen mäßigen Preis verkauft hatte, theuer wieder kaufen.

Um einer solchen Unvorsichtigkeit und einem solchen Unglück für die Zukunft vorzubeugen, verbot die Regierung die Kornausfuhr und dies Gesetz wurde nicht widerrufen. Wohl aber wurde es unter Heinrich IV., Ludwig XIII. und Ludwig XIV. nicht blos oft umgangen, sondern die Regierung selbst ertheilte, wenn sie sich überzeugt hatte, daß die Speicher wohlgefüllt waren, je nach der Rechnung, die man ihr über den Ertrag der Provinzen ablegte, oft spezielle Erlaubniß zur Kornausfuhr und erregte dadurch nicht selten das Mißvergnügen des Volks. Die Kornhändler wurden als Monopolisten, die eine Provinz in Hungersnoth stürzen wollten, verabscheut. Trat Theurung ein, so zog sie jedesmal Meutereien nach sich. Man war immer eher geneigt, sie auf Rechnung der Regierung, als auf zu große Dürre oder Nässe zu schreiben [1]).

Indessen fehlte es, ein Jahr ins andre gerechnet, Frankreich

---

[1]) Hieran war aber nur die Regierung schuld, indem sie sich überhaupt anmaßte, Verordnungen über den Kornhandel zu erlassen. Sie berechtigte dadurch das Volk, ihr die Theurung, worunter es litt, aufzubürden. Das einzige Mittel, letzterer vorzubeugen, besteht darin, daß man durch die vollkommenste Freiheit den Handel aufmuntert und die Aufspeicherung des Getreides begünstigt, das Volk aufzuklären und das Vorurtheil seines Abscheus gegen die Kornhändler zu beseitigen sucht. E.

nicht an hinreichender Nahrung und bisweilen hatte man selbst genug Korn übrig, um es zu verkaufen. Man klagte beständig, und das ist auch ganz zweckmäßig, um nicht allzu arg geschunden zu werden; gleichwohl befand sich Frankreich seit dem pyrenäischen Frieden (1661) bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts auf dem Gipfel seiner Größe. Nicht der Verkauf seines Korns machte es so mächtig, sondern der Handel mit seinem trefflichen Burgunderwein, mit seinen gebrannten Wassern im ganzen Norden, mit seinem Oel, mit seinen Früchten, seinem Salz, seiner Leinwand und seinen Tüchern, mit den herrlichen Seidenstoffen von Lyon und selbst von Tours, mit seinen Bändern und seinen Modewaaren aller Art, kurz mit allen Erzeugnissen seiner fortgeschrittenen Industrie. Das Land ist so gut und das Volk so arbeitsam, daß selbst der Widerruf des Edikts von Nantes es nicht zu Grunde zu richten vermochte. Es gibt vielleicht keinen schlagendern Beweis der ihm inwohnenden Kraft.

Das Korn blieb immer wohlfeil und folglich auch der Tagelohn; der Handel blühte und beständig lamentirte man über die schlechten Zeiten.

Die Nazion verschmachtete nicht in der furchtbaren Theurung von 1709; sie schien freilich in den letzten Zügen zu liegen, kam aber doch mit einem blauen Auge davon. Wir sprechen hier nur vom Korn, woran man gänzlichen Mangel litt; die Franzosen mußten es sogar von ihren Feinden kaufen; die Holländer allein lieferten ihnen eben so viel, wie die Türken.

Welches Mißgeschick Frankreich im Uebrigen erdulden oder welcher Glücksfälle es sich erfreuen mochte, sei es, daß die Weinstöcke erfroren oder so viele Trauben trugen, wie im himmlischen Jerusalem: die Kornpreise blieben sich immer

ziemlich gleich; und ein Jahr ins andre gerechnet, konnte man immer seit der Zeit Karl's des Großen mit einem Sester Korn vier Paar Schuhe bezahlen [1]).

Um 1750 war die Nazion mit Versen aller Art, Tragödien, Komödien und Opern, mit Romanen, romanhaften Geschichtsbüchern, noch romanhaftern moralischen Betrachtungen und theologischen Zänkereien über die Gnade und über die Verzückungen der Jansenisten dergestalt übersättigt, daß sie endlich darauf verfiel, Betrachtungen über das Korn anzustellen.

Man vergaß sogar den Wein, um nur von Weizen und Roggen zu sprechen. Man schrieb manches Gute über den Ackerbau und Jedermann las es, nur die Landleute nicht. Man erinnerte sich, wenn man aus der komischen Oper kam, daß Frankreich ungeheuer viel Korn über habe, und endlich im J. 1764 gab die Regierung auf das Geschrei der Nazion die Ausfuhr frei [2]).

Nun führte man aus und es ging just so, wie zur Zeit Heinrichs IV. Man verkaufte ein wenig zu viel. Es kam ein unfruchtbares Jahr und zum zweitenmal mußte Fräulein Bernard ihr Halsband verkaufen, um sich Betttücher und Hemden zu verschaffen. Nun verfielen einige der Beschwerdeführer aus einem Extrem ins andre. Sie eiferten gegen die Ausfuhr,

---

[1]) Zwischen einem Jahre und dem andern aber findet oft ein ungeheurer Unterschied statt, und das eben verursacht die Noth des Volks, da der Arbeitslohn nicht in demselben Verhältniß steigt. C.

[2]) Diese Freiheit war nur beschränkt; es ging nur sehr wenig Korn aus dem Lande und bald machten die schlechten Ernten jede Ausfuhr unmöglich. Aus einer völligen Freiheit der Ausfuhr würden zwei sehr gute Folgen hervorgehen: Aufmunterung des Landbau's und minder schwankende Kornpreise. C.

die ſie erſt verlangt hatten, woraus zu erſehen, wie ſchwer es hält, es Jedermann und ſeinem Vater recht zu machen.

Sehr geiſtreiche, wohlmeinende und uneigennützige Leute hatten ſich mit eben ſo viel Scharfſinn als Muth für die unbeſchränkte Freiheit des Kornhandels erklärt. Andre dagegen, die mit eben ſo viel Geiſt eben ſo reine Abſichten verbanden, empfahlen eine Beſchränkung dieſer Freiheit; und der Abbé Gagliani, ein Neapolitaner, machte die Kornausfuhr zu einem Gegenſtande der Unterhaltung für die Franzoſen. Er verſtand es, und noch dazu in franzöſiſcher Sprache, Dialoge darüber zu ſchreiben, die ſo anziehend ſind, wie unſre beſten Romane, und ſo lehrreich, wie unſre beſten wiſſenſchaftlichen Bücher. Wenn auch ſein Werk das Brod nicht wohlfeiler machte, ſo machte es doch der Nazion das größte Vergnügen, was vielleicht noch weit mehr ſagen will. Die Anhänger der unbeſchränkten Ausfuhr antworteten ihm nachdrücklich. Das Ende vom Liede war, daß die Leſer nicht mehr wußten, was ſie von der Sache halten ſollten. Die meiſten fingen wieder an Romane zu leſen, und warteten, bis 3 oder 4 gute Jahre hinter einander ſie in Stand ſetzen würden, ein Urtheil zu fällen. Die Damen konnten nach wie vor keinen Weizen von Roggen unterſcheiden, und die Pfarrgehülfen glaubten nach wie vor, das Korn müſſe in der Erde ſterben und verweſen, um zu keimen.

Vierter Abſchnitt.

Ueber das Getreideweſen in England.

Die Engländer waren bis zum 17. Jahrhundert mehr ein Jäger- und Hirtenvolk, als eine ackerbautreibende Nazion. Die Hälfte von ihnen ritt, im flachen Sattel ſitzend, die Trenſe

in der Hand, auf die Fuchsjagd; die übrigen waren Schafzüchter und Wollfabrikanten. Die Sitze der Pair's bestehen noch jetzt in dicken Wollsäcken, um sie beständig daran zu erinnern, welchen Schutz sie der vornehmsten Waare des Reichs schuldig sind. Erst zur Zeit der Wiederherstellung der Stuarts wurden sie nach und nach aufmerksam darauf, daß sie auch treffliches Kornland besaßen. Bisher hatten sie nur so viel Land bestellt, als für ihre eignen Bedürfnisse ausreichte. Drei Viertel der Bevölkerung Irlands lebten von Kartoffeln, die sie Patatoes und die Franzosen damals Topinambous und später Pommes de terre nannten. Halb Schottland kannte kein Korn. Es war damals ein ganz artiges englisches Sprichwort im Schwunge, das in einer Uebersetzung etwa lauten würde:

Wär' Vater Adam in Schottland geboren,
Er hätte sein Paradies nicht verloren.
Gott hätt ihn verdammt, daheim zu bleiben,
Statt in die Welt ihn hinaus zu treiben.

England war das einzige der drei Königreiche, wo man einiges Land urbar machte, doch in unbedeutender Quantität. Freilich essen diese Insulaner so viel Fleisch und Gemüse und so wenig Brod als möglich. Der Tagelöhner in Auvergne und Limousin verschlingt vier Pfund Brod, das er in Wasser tunkt, während der englische Arbeiter kaum eins mit Käse ißt und dabei ein eben so nahrhaftes, als widerlich schmeckendes Bier trinkt, wobei er dick und fett wird.

Man kann hierbei noch in allem Ernst die ungeheure Menge Mehl in Anschlag bringen, welche die Franzosen lange Zeit in ihre Haare streuten. Sie trugen entsetzliche Perücken, die sich einen halben Fuß hoch über die Stirn erhoben und bis auf die Hüften herabreichten. Mit einem Pfunde Kraftmehl

puderten ſie ein Pfund fremder Haare, die unter ihrem Wuſt den Oberkörper eines kleinen Mannes völlig verſteckten; ſo daß man in einem Poſſenſpiel, wo ein Geſanglehrer und moderner Zierbengel, Herr von Seufzern, auf dem Theater ſeine Perrücke ſchüttelte, eine Viertelſtunde lang in eine Puderwolke gehüllt war. Dieſe Mode wurde freilich auch in England mitgemacht, doch die Engländer gingen ſparſamer mit dem Mehl um.

Um nun zur Sache ſelbſt zu kommen, muß man wiſſen, daß im erſten Regierungsjahr Wilhelms und Mariens, 1689, eine Parlamentsakte jedem, der Korn und ſelbſt ſchlechten Kornbranntwein auf engliſchen Schiffen ausführen würde, eine Gratifikazion bewilligte.

Wir wollen ſehen, was es mit dieſer, der Schifffahrt und dem Landbau im gleichen Maße günſtigen Akte für eine Bewandtniß hat[1]).

Wenn ein Quarter Weizen, was ſo viel iſt als 24 Pariſer Scheffel, nach dem Marktpreiſe in England nicht mehr

---

[1]) Dieſe Prämie konnte keine andre Wirkung haben, als daß ſie das Korn höher im Preiſe hielt, als die Natur es mit ſich brachte. Betrachtet man ſie rückſichtlich ihres Verhältniſſes zum Landbau, ſo findet man, daß ſie bezweckt, demſelben mehr Grund und Boden zuzuwenden, als man ſonſt beſtellen würde. Dies iſt aber für einen wahren Verluſt zu rechnen, weil man aus dem nämlichen Boden Erzeugniſſe von größerm Werth gewinnen könnte. Die Begünſtigung des Getreidebaus auf Koſten andrer Zweige der Kultur des Bodens iſt nur in Ländern zu billigen, wo die durchſchnittliche Jahresernte nicht zur Ernährung des Volkes ausreicht, weil es ein Unglück für ein Volk wäre, nicht in Abſicht auf das unentbehrlichſte Nahrungsmittel von andern unabhängig zu ſein, — wenigſtens ſo lange als die merkantilen Vorurtheile beſtehen. E.

als 2 Pfund Sterling 8 Schilling galt, so zahlte die Regierung dem, der ihn ausführte, 5 Schilling, d. i. 6 französische Livres; für die Ausfuhr des Weizens, wenn er nur ein Pfund Sterling 12 Schill. kostete, gab man eine Gratifikazion von 3 Schill. 6 Pence, oder 3 Livres 12 Sous nach französischem Gelde, und so in allem Uebrigen ziemlich genau nach demselben Verhältniß.

Stiegen die Kornpreise, so fand keine Gratifikazion statt, und wurde das Getreide theuer, so war die Ausfuhr nicht erlaubt. Diese Einrichtung erlitt einige Veränderungen; es ergab sich aber daraus ein unermeßlicher Gewinn. Nach einem, 1751 dem Unterhause vorgelegten Extrakt über die Kornausfuhr, hatte England in 5 Jahren den andern Nazionen für 7,405,786 Pfund Sterling oder nach französischem Gelde für 170,333,078 Livres Getreide verkauft. Und von dieser Summe, die England in 5 Jahren aus Europa zog, zahlte Frankreich allein etwa $10\,^1/_2$ Million.

England verdankte sein Glück seinem Ackerbau, den es zu lange vernachlässigt hatte; allein es verdankte dasselbe auch seinem Erdreich. Je mehr sein Grund und Boden einbrachte, um so mehr verbesserte er sich fortwährend. Mit jedem Jahre hatte man mehr Pferde, Rindvieh und Dünger. Ja man behauptet, eine reichliche Ernte könne England auf fünf Jahre mit hinreichender Nahrung versehen, während eine gleiche Ernte Frankreich höchstens zwei Jahre ernähren könnte.

Frankreich hat aber auch beinahe doppelt so viel Einwohner; und in diesem Betracht ist England nur um ein Fünftel reicher an Korn, um halb so viel Menschen satt zu machen — ein Vorzug, der durch andre Handelsartikel und durch die Manufakturen Frankreichs reichlich aufgewogen wird.

Fünfter Abschnitt.

Kurzer Bericht über die andern Länder.

Deutschland befindet sich in gleichem Verhältniß wie Frankreich. Es hat Provinzen, die reich an Korn und wieder andre, die unfruchtbar sind. Die Länder zunächst dem Rhein und der Donau und Böhmen sind die ergiebigsten. Bedeutender Kornhandel wird nur im Innern getrieben.

Die Türkei hat nie Mangel an Korn und verkauft nur wenig. In Spanien fehlt es bisweilen und wird nie ausgeführt. Die afrikanischen Küsten haben zur Genüge und handeln auch damit. In Polen ist immer reichlicher Vorrath, der aber das Land nicht reicher macht.

Die südlichen Provinzen Rußlands haben Ueberfluß an Korn. Man schafft es mit großer Mühe in die nördlichen und könnte über Riga einen bedeutenden Handel damit treiben.

Schweden baut Weizen nur in der Provinz Schonen, sonst nur Roggen, und in den nördlichen Provinzen nichts. Dänemark hat nur wenig Korn und Schottland noch weniger.

Flandern und Brabant sind gesegnete Länder.

In Italien ist die ganze Umgebung Roms von Viterbo bis nach Terracina dürr und unfruchtbar. Das Gebiet von Bologna, das die Päpste zu sich nahmen, weil es ihnen so bequem lag, ist fast die einzige Provinz, woraus sie Brodkorn in reichlicher Menge beziehen.

Die Venezianer haben von eignem Gewächs kaum genug für die dringendste Nothdurft und müssen oft in Konstantinopel einen Ferman, das ist, die Erlaubniß zu essen, kaufen. Ihr Feind und Ueberwinder versieht sie mit Nahrung.

Mailand iſt das gelobte Land, angenommen, daß es im gelobten Lande Weizen gab.

Sicilien bewährt ſich immer noch als Lieblingsland der Ceres; doch behauptet man, es ſei mit dem Ackerbau dort nicht mehr ſo gut beſtellt, als zur Zeit Hiero's, der den Römern ſo viel Korn ſandte. Das Königreich Neapel iſt lange nicht ſo fruchtbar, wie Sizilien, und wird trotz des heiligen Januar nicht ſelten von Theurung heimgeſucht.

Piemont iſt eins der beſten Länder. Savoyen war von jeher arm und wird es ewig bleiben.

Die Schweiz iſt nicht viel reicher. Sie hat wenig Weizen und in einigen Kantonen fehlt er ganz.

Ein Kornhändler kann ſich dieſe kurze Ueberſicht zur Richtſchnur dienen laſſen. Er iſt verloren, wenn er nicht über die Ernte des Jahrs und das Bedürfniß des Augenblicks die genauſten Nachrichten einzieht.

Moral:

Befolge Horazen's Regel: habe immer auf ein Jahr Korn vorräthig; provisae frugis in annum (Epp. I, 18, vs. 109.)

Ueber Verbeſſerung der Landwirthſchaft.

(Dictionnaire philosophique.)

Erſter Abſchnitt.

1. Ich gebe hier nur allgemeine Anſichten über die Verbeſſerung der Landwirthſchaft. Ich laſſe mich nicht darauf ein, zu unterſuchen, wann man in den Pyrenäen und wann man in Flandern Steckrüben ſäen muß. Jeder Bauer verſteht ſich auf

diese Einzelheiten besser, als alle Lehrer und alle Bücher. Ich untersuche nicht die ein und zwanzig verschiednen Methoden, das Korn zu vervielfältigen, worunter nicht eine einzige ihren Zweck erreicht; denn die Vermehrung der Keime hängt nicht von der Zubereitung der Samenkörner, sondern von der des Erdreichs ab. Es ist mit dem Korn, wie mit allen andern Früchten: mag man einen Pfirsichkern noch so lange in Lauge oder Salzwasser legen, gute Pfirsichen bekommt man nur, wenn man einen vor der Witterung geschützten Platz und den geeigneten Boden zur Anpflanzung wählt.

2. In der ganzen gemäßigten Zone gibt es gute, mittelmäßige und schlechte Landstriche. Das einzige Mittel, die guten noch besser, die mittelmäßigen etwas fruchtbarer und auch die schlechten wenigstens einigermaßen ergiebig zu machen, besteht vielleicht darin, daß die Besitzer der Landgüter sie selbst bewohnen.

Die mittelmäßigen und besonders die schlechten Ländereien werden bei der Verwaltung durch Pächter nie besser werden, da diese weder Fähigkeit noch guten Willen besitzen, sie zu verbessern. Sie pachten sie zu niedrigem Preise, gewinnen sehr wenig daran und lassen das Land in schlechterm Stande, als worin sie es übernommen haben.

3. Es bedarf bedeutender Auslagen, um weitläuftige Grundstücke in bessern Stand zu setzen. Der Verfasser dieser Bruchstücke fand in einem sehr schlechten Lande eine weite Strecke unbebauter Felder, deren Besitzer Bauern waren. Er sagte diesen: „Kraft des Heimfallrechts könnte ich dies Land zu meinem Vortheil anbauen; ich will es aber auf meine Kosten für euch und mich urbar machen. Sobald ich die Heidestrecke in Weideland verwandelt haben werde, wollen wir

Vieh darauf mästen. Unser kleiner Bezirk wird dann wohlhabender und menschenreicher werden."

Eben so verhält es sich mit den Morästen, die über so viele Gegenden Unfruchtbarkeit und ungesunde Luft verbreiten. Nur die Grundherren können diesen Feinden des Menschengeschlechts mit Erfolg entgegen arbeiten. Sind aber die Moräste zu groß, so ist nur die Landesregierung mächtig genug zu solchen Unternehmungen. Sie kann dadurch mehr gewinnen, als durch einen Krieg.

4. Noch eine geraume Zeit lang werden nur die Gutsbesitzer im Stande sein, von der Säemaschine Gebrauch zu machen. Dies Instrument ist kostspielig und bedarf häufiger Reparaturen. Kein Handwerker auf dem Lande ist im Stande, sie zu verfertigen; kein Bauer befaßt sich damit. Und wenn man ihm eine gibt, so knausert er mit dem Samen und wird doch nur eine mäßige Ernte halten.

Gleichwohl erspart dies Instrument, auf die rechte Art angewandt, ungefähr den dritten Theil der Aussaat, und muß folglich das Land um ein Drittel reicher machen; das ist die wahre Vermehrung. Es ist also von wesentlichem Belang, den Gebrauch desselben einzuführen, aber wie gesagt, noch lange Zeit werden nur die Reichen es anwenden können.

5. Reiche Gutsbesitzer können auch die Ausgabe für eine Siebwanne bestreiten, die, wenn sie in gutem Stande ist, viele Arme und viel Zeit erspart. Kurz, es leuchtet ein, daß, wenn das Land nicht so viel aufbringt, als es aufbringen könnte, der Grund darin liegt, daß unbemittelte Bauern nicht im Stande sind, die nöthigen Auslagen zu machen. Der Ackerbau ist eine wahre Fabrik, und um eine solche in Flor zu bringen, muß der Unternehmer reich sein.

6. Die vermeinte Gleichheit der Menschen, eine Mode-

phraſe im Munde einiger neuern Sophiſten iſt ein verderbliches Hirngeſpinnſt. Ständen einem Herrn nicht 30 Arbeiter zur Verfügung, ſo würde das Land unbebaut bleiben. Wer eine Hufe Landes beſitzt, bedarf zweier Knechte und mehrer Taglöhner. Je mehr Menſchen es gibt, die kein andres Eigenthum als ihre Arme haben, um ſo höher werden die Grundſtücke im Werthe ſtehen. Um aber die Arme auf eine erſprießliche Weiſe in Thätigkeit zu ſetzen, müſſen die Grundherren an Ort und Stelle ſein [1]).

7. Ein Grundherr, der ſeine Ländereien unter ſeinen Augen beſtellen läßt, darf nicht darauf rechnen, ſich ein Vermögen zu machen, wie ein Hospitalunternehmer oder ein Armenlieferant, wohl aber kann er im anſtändigſten Ueberfluſſe leben.

8. Scheut er nicht die Ausgabe für einen Hengſt von guter Raçe, ſo hat er nach vier Jahren ſchöne Pferde, die ihm nichts koſten; er gewinnt dabei und der Staat nicht minder.

Sieht ſich der Pächter unglücklicher Weiſe genöthigt, alle Kälber und Färſen zu verkaufen, um den König und ſeinen

---

[1]) Die Frage, ob ein Grundſtück von bedeutendem Umfange, wenn es von einem einzigen Eigenthümer beſtellt wird, einen größern oder geringern Roh- oder Reinertrag liefert, als bei der Vertheilung in kleine Porzionen, deren jede von ihrem Beſitzer bebaut wird, iſt noch nicht vollſtändig gelöſt. Im Allgemeinen freilich iſt es richtig, daß man ſich in jeder Fabrik ſowohl hinſichtlich der Koſtenerſparniß als der zu erzielenden Vollkommenheit der Arbeit um ſo beſſer ſteht, unter je mehr Arbeiter man letztere und zwar ſo vertheilt, daß jeder immer nur mit einer und derſelben Sache beſchäftigt iſt. Allein bis zu welchem Punkt läßt ſich dies Prinzip auf den Ackerbau anwenden, oder, allgemeiner geſprochen auf eine Kunſt, deren ſukzeſſive Verrichtungen gewiſſen Perioden, der Ordnung der Jahreszeiten, unterworfen ſind? C.

Gutsherrn bezahlen zu können, so zieht letzterer die Färsen und einige Kälber auf. Nach drei Jahren hat er ohne Kosten ansehnliche Heerden. Alle diese ins Einzelne gehenden Maßregeln sind eben so unterhaltend, als vortheilhaft. Der Geschmack an solchen Beschäftigungen nimmt mit jedem Tage zu, während die Zeit fast alle übrigen schwächt.

9. Gibt es schlechte Ernten, Wetterschäden oder sonstige Verluste, so ist der Gutsherr im Stande sie auszugleichen. Der Pächter und der Meier können sie kaum verwinden. Es ist also von wesentlichem Belang für den Staat, daß die Grundbesitzer oft auf ihren Gütern wohnen.

10. Die Bischöfe bringen den Städten Vortheil, wo sie residiren. Residirten die Aebte an den Orten, woher sie ihre Pfründen beziehen, so würden sie dem Lande Vortheil bringen; ihre Abwesenheit ist nachtheilig.

11. Es ist um so nothwendiger, an den Reichthum des Bodens zu denken, da jeder andre uns möglicher Weise entgehen kann. Die Handelsbilanz kann sich zu unserm Nachtheil wenden; unser baares Geld kann ins Ausland fließen, die Scheingüter können verloren gehen, aber der Boden bleibt.

12. Unsre neuen Bedürfnisse setzen uns in die Nothwendigkeit, uns auch neue Hülfsquellen zu eröffnen. Zur Zeit Heinrichs IV. wäre es weder den Franzosen, noch irgend einem andern Volke eingefallen, die Nase mit einem schwarzen, übelriechenden Pulver voll zu stopfen und schmutzige Tücher in den Taschen zu tragen, die sonst nur Ekel und Abscheu eingeflößt hätten. Dieser Artikel allein kostet Frankreich jährlich wenigstens 6 Millionen. Zu dem Frühstück unsrer Väter wurden nicht die vier Welttheile in Anspruch genommen, sie behalfen sich ohne die Blätter und den Thon China's, ohne das Rohr, das in Amerika wächst, und ohne die Bohnen

Arabiens. Dieſe neuen Waaren und viele andre, die wir baar bezahlen, können unſre Kräfte erſchöpfen. Eine Handelskompagnie, die in 40 Jahren ihren Akzionären keinen Sous als Dividende zu bieten vermochte und ſie nur mit einem Theil der Einkünfte des Königs bezahlt, kann auf die Dauer läſtig werden. Der Landbau iſt alſo eine unerläßliche Hülfsquelle.

13. Mehr als ein Zweig dieſer Hülfsquelle iſt vernachläſſigt. So halten wir z. B. zu wenig auf Bienenzucht, während doch eine ungeheure Maſſe Wachslichter verbraucht werden. Es gibt wohl kein Haus, das nur einigen Aufwand macht, wo deren nicht täglich für 2 bis 3 Thaler aufgebrannt werden. Von dieſem Gelde allein könnte eine ſparſame Familie leben. Wir verbrauchen fünf oder ſechsmal ſo viel Brennholz als unſre Vorfahren; wir ſollten demnach auch eine größere Sorgfalt darauf verwenden, Holz anzupflanzen und unſre Anpflanzungen in gutem Stande zu erhalten. Dazu aber iſt der Pächter nicht einmal berechtigt, und der Grundherr wird nur etwas dazu thun, wenn er die Verwaltung ſeiner Beſitzungen ſelbſt leitet.

14. Wenn die Beſitzer der an den Grenzen des Reichs belegenen Landgüter dort wohnen, werden ſie auswärtige Handwerker und Arbeiter aller Art herbeiziehen; auf dieſe Art nimmt die Bevölkerung nach und nach zu und es bildet ſich ein kräftiger Menſchenſchlag. Die meiſten Manufakturen verderben den Wuchs der Arbeiter und ſchwächen ihre ganze Zucht. Alle, die in Metallen arbeiten, verkürzen ihr Leben. Die Feldarbeiten dagegen ſtählen den Körper und erzeugen kräftige Generazionen, vorausbedungen, daß die Ausſchweifungen an den Feſttagen nicht das Gute, was Arbeit und Mäßigkeit ſtiften, wieder verderben.

15. Man kennt hinlänglich die traurigen Folgen des

Müßiggangs und der Unmäßigkeit, die jenen vermeintlich der Religion, in der That aber nur der Liederlichkeit in den Schenken gewidmeten Tagen anhaften. Man weiß, welche Ueberlegenheit uns gegenüber die Proteſtanten der Verminderung eben jener gefährlichen Tage verdanken. Unſre Vernunft beginnt ſich nach und nach ſo weit zu entwickeln, daß wir dunkel fühlen, Gott könne an Müßiggang und Völlerei unmöglich ſo großes Wohlgefallen finden, als man glaubte. Mehr als ein Biſchof hat an 40 oder mehr Tagen im Jahr die Menſchen dem Landbau zurückgegeben, der ihre Hände nicht entbehren konnte. Allein an den Grenzen, wo viele unſrer Güter in dem Bisthum eines Fremden liegen, gefallen ſich dieſe Fremden, ſei es nun aus Widerſpruchsgeiſt, oder aus einer nichtswürdigen Politik, nur zu oft darin, uns eine Laſt aufzubürden, die unſre weiſeſten Prälaten nach dem Vorgange des Papſtes den Landleuten abnahmen. Die Regierung kann uns leicht von dieſem Schabernack, den die Fremden uns ſpielen, befreien. Sie ſind allenfalls berechtigt, unſre Bauern zu nöthigen, daß ſie am Tage des heiligen Rochus eine Meſſe hören, dürfen aber wohlerwogen den Unterthanen des Königs nicht wehren, nach der Meſſe einen Acker zu beſtellen, der dem König gehört, und deſſen Ertrag er mit ſeinen Unterthanen theilt. Sie ſollten überdies wiſſen, daß man ſich ſeiner Pflicht gegen Gott nicht beſſer entledigen kann, als indem man des Morgens zu ihm betet und den Reſt des Tages der Befolgung ſeines Geſetzes widmet, wodurch er uns zu arbeiten befiehlt.

16. Viele Gutsbeſitzer haben Schulen auf ihren Gütern errichtet; ich ſelbſt habe es gethan, doch bin ich nicht ohne Beſorgniß wegen des Erfolgs. Ich halte es für zweckmäßig, daß einige Kinder leſen, ſchreiben und rechnen lernen; daß

dagegen die große Menge und namentlich die Kinder der Lohnarbeiter nur das Land zu bestellen verstehen, da man kaum eine Feder auf 2 bis 300 Arme nöthig hat. Der Feldbau erfordert nur einen sehr gewöhnlichen Grad von Einsicht; die Natur hat alle Arbeiten, für die sie den Menschen bestimmte, sehr leicht gemacht; man muß daher so viele Menschen als möglich zu diesen leichten Arbeiten verwenden und sie ihnen nothwendig machen [1]).

17. Die einzige Aufmunterung für die Landleute besteht in dem Verkauf der Feldfrüchte. Die Ausfuhr des Korns aus dem Reiche wehren, heißt dem Auslande erklären, daß wir Mangel daran leiden und schlechte Oekonomen sind. In Frankreich hat mitunter Theurung, aber nie wahrer Mangel geherrscht. Wir versehen die Höfe Europa's mit Tänzern und Perückenmachern; es wäre uns jedoch weit ersprießlicher, sie mit Weizen zu versehen. Doch es bleibt der Klugheit der Regierung anheim gegeben, diesem wichtigen Handelsgegenstande eine größere oder geringere Ausdehnung zu geben. Einem Privatmann, der nur seinen kleinen Bezirk vor sich hat, ziemt

---

[1]) Die Zeit der Kindheit, das Alter, welches jenem vorangeht, wo das Kind zu regelmäßiger Arbeit gebraucht werden kann, ist mehr als hinreichend, um Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen, ja selbst um die Anfangsgründe der Feldmeßkunst, der Physik und der Naturgeschichte sich anzueignen. Man braucht nicht zu fürchten, daß solche Kenntnisse Widerwillen gegen die Feldarbeiten einflößen würden. Grade weil fast kein gemeiner Mann ordentlich schreiben kann, wird diese Kunst ein Mittel, sich mit weniger Mühe einen reichlichern Unterhalt zu verschaffen, als durch mechanische Arbeit. Nur durch Unterricht kann man hoffen, im Volke die Vorurtheile zu schwächen, seine ewigen Tyrannen, denen fast überall selbst die Großen gehorchen, mögen sie immerhin ihre Verachtung dagegen aussprechen. C.

es nicht, denen die Augen öffnen zu wollen, die das allgemeine Beste des ganzen Reichs übersehen und umfassen.

18. Die Ausbesserung und Unterhaltung der Feldwege ist ein wichtiger Gegenstand. Die Regierung hat sich durch die Vollendung der großen Heerstraßen verdient gemacht, die Frankreich in gleichem Grade zum Vortheil wie zur Zierde gereichen. Auch in Betreff der Feldwege hat sie sehr heilsame Verordnungen erlassen, denen aber leider nicht so genügend Folge geleistet wurde, wie jenen in Betreff der großen Landstraßen. Der Bauer, der seine Früchte aus seinem Dorfe in einer Stunde Zeit mit einem Pferde nach dem benachbarten Markte schaffen würde, legt denselben Weg mit zwei Pferden in drei Stunden zurück, weil er nicht Sorge trägt, das stehende Wasser abzuleiten, die Gleisen auszufüllen und ein wenig Grand herbeizuschaffen; und diese geringe Mühe, die er sich erspart, verursacht ihm am Ende die unsäglichste Mühe und den größten Schaden.

19. Die Zahl der Bettler ist übermäßig und trotz der Gesetze duldet man, daß dies Gezücht sich noch immer vermehrt. Ich möchte darauf antragen, daß man allen Gutsherren gestattete, jeden rüstigen Bettler, sowohl Männer als Weiber, die sich auf ihrem Grund und Boden herumtreiben, festzuhalten und zur Arbeit um billigen Lohn zu nöthigen.

20. Wäre mir vergönnt, weiter greifende Maßregeln in Anregung zu bringen, so würde ich nochmals auf die Verderblichkeit des ehelosen Standes aufmerksam machen. Ich möchte es beinahe für zweckmäßig halten, die Steuern eines Jeden, der mit 25 Jahren nicht verheirathet wäre, um ein Drittel zu erhöhen[1]), so wie Jeden, der sieben lebendige Söhne

[1]) Dies Gesetz wäre eben so ungerecht als unnütz. Die Ehe-

hätte, so lange Vater und Kinder zusammen leben, von den Abgaben zu befreien. Colbert sprach alle die frei, welche zwölf Kinder hätten; doch dieser Fall tritt so selten ein, daß das Gesetz ohne Nutzen ist.

21. Es fehlt nicht an dicken Büchern über alle Vortheile, die man aus dem Landbau ziehen kann, über Verbesserungen, über Korn, Hülsenfrüchte, Weideland, Hausthiere und tausenderlei Geheimnisse, die fast sämmtlich auf Hirngespinnste hinauslaufen. Das beste Geheimniß ist, selbst seine Besitzungen zu überwachen[1]).

Zweiter Abschnitt.

Warum manche Ländereien so schlecht bestellt sind?

Ich kam einst an schönen Feldern vorüber, die auf einer Seite von einem an Berge sich lehnenden Walde und auf der

---

losigkeit kann in keinem vernünftigen System der Sittenlehre für strafbar gelten, und doch wäre eine Ueberladung mit Steuern eine wahre Geldbuße. Wäre außerdem diese Strafe stark genug, um die Gründe, die jemanden von der Ehe zurückhielten, zu überwiegen, so würde sie doch nur schlechte Heirathen zur Folge haben, und die Bevölkerung, die aus solchen Ehen hervorginge, dürfte weder sehr zahlreich, noch sehr ersprießlich sein. C.

[1]) Die Ackerbauwissenschaft hat bis jetzt nur geringe Fortschritte gemacht, und dies ist überhaupt das Loos aller Wissenschaften, die sich mehr auf Beobachtung als auf Erfahrung stützen. Sie hängen von der Zeit und den Ereignissen mehr als von dem Geiste der Menschen ab. So verhält es sich mit der Medizin und so auch mit der Witterungslehre. C.

andern in weiter Ausdehnung von gesundem und klarem Wasser, das treffliche Fische enthielt, begrenzt wurden. Man kann sich keinen schönern Anblick denken; der Gesichtskreis umfaßt die Grenzen mehrer Staaten; das Land ist mit Heerden bedeckt und würde auch das ganze Jahr hindurch Blumen und Früchte tragen, wenn nicht von Zeit zu Zeit Wind und Hagelstürme die reizende Landschaft verheerten und in ein Sibirien verwandelten.

Hart an der Grenze der kleinen Provinz sah ich ein stattliches Haus, wo sieben oder acht wohlgebildete, kräftige Leute wohnten. „Ohne Zweifel," fragte ich sie, „beschäftigt ihr euch an diesem reizenden Orte mit der Bestellung eines einträglichen Erbguts?" — „Das fehlte noch, Herr! Wir sollten uns so weit erniedrigen, die Erde, die den Menschen nährt, fruchtbar zu machen! Nein, zu einem so erbärmlichen Gewerbe halten wir uns doch zu gut. Wir verfolgen die Landleute, die die Früchte ihrer Arbeit aus einem Lande ins andre bringen; wir legen sie in Ketten; wir sind Helden von Profession. Ihr sollt wissen, daß wir in diesem Lande, das zwei Stunden breit und sechs lang ist, 14 Häuser haben, die eben so stattlich wie dies, und zu demselben Zweck bestimmt sind. Die Würde, womit wir bekleidet sind, unterscheidet uns von den übrigen Bürgern; wir bezahlen auch keine Steuern, weil unsre Arbeit nur darin besteht, denen, die da arbeiten, Furcht und Schrecken einzujagen."

Ganz verdutzt setzte ich meinen Weg nach einem andern Hause fort. Hier erblickte ich in einem hübschen Garten einen Mann inmitten einer zahlreichen Familie. Ich glaubte, er halte es nicht unter seiner Würde, seinen Garten zu bestellen, erfuhr aber, daß er das Amt eines Salzkontroleurs bekleide.

Etwas weiter hin wohnte der Direktor eben dieses Salz-

magazins, dessen Einkommen aus den Geldbußen bestand, die man den Leuten abpreßte, wenn sie kamen, um jenen einfachen Handelsartikel einzukaufen und dadurch ihre Fleischbrühe ein wenig schmackhafter zu machen. Es gab Richter dieses Magazins, wo das Seewasser, in unregelmäßigen Formen niedergeschlagen, aufbewahrt wird; Untersteuerbeamte, deren Beruf es war, die Namen der Bürger und die Strafgelder, die sie dem Fiskus schuldig waren, aufzunotiren; Agenten ferner, die mit den Einnehmern des Fiskus die Beute theilten; Menschen endlich, mit Aemtern aller Art bekleidet, die einen königliche Räthe, ohne jemals einen Rath ertheilt zu haben, die andern königliche Geheimschreiber, obgleich sie kein Sterbenswörtchen von des Königs Geheimnissen wußten. Unter dieser Menge von Leuten, die sich im Namen des Königs pfauenmäßig brüsteten, trugen viele eine lächerliche Uniform und obendrein einen großen Beutel, den sie im Namen Gottes füllen ließen.

Man sah auch andre, die anständiger gekleidet waren, und einen regelmäßigern Gehalt bezogen, um nichts zu thun. Sie wurden ursprünglich besoldet, um am frühen Morgen zu singen, sangen aber schon seit Jahrhunderten nur noch bei Tisch.

Endlich sah ich in der Ferne einige halb nackte Gespenster mit Ochsen, die so fleischlos waren, wie sie selbst, einen noch ausgemergeltern Boden aufreißen. Da begriff ich, warum das Land nicht so fruchtbar war, als es hätte sein können.

Ueber Verzinsung.

(Dictionnaire philosophique.)

I. Sind Gold und Silber eine Waare? Ja. Der Verfasser des Geistes der Gesetze denkt nicht daran, wenn er sagt: „Das Geld als der Preis für alle andre Dinge, läßt sich nur miethen, nicht aber kaufen[1]).“

Es läßt sich miethen und kaufen. Ich handle Gold für Silber ein und umgekehrt; und der Preis von beiden wechselt bei allen handeltreibenden Nazionen mit jedem Tage.

Nach dem holländischen Gesetze muß man Wechselbriefe in Silber und zwar in Landesmünze bezahlen, nicht aber in Gold, wenn der Gläubiger es verlangt. In diesem Fall kaufe ich Silbergeld und bezahle es entweder in Gold, oder in Tuch, oder in Korn, oder in Diamanten.

Ich habe auf ein Jahr Geld oder Korn oder Diamanten nöthig. Der Korn-, Geld- oder Diamantenhändler sagt mir: „Ich könnte im Verlauf dieses Jahrs mein Geld, mein Korn, meine Diamanten vortheilhaft verkaufen. Wir wollen meinen Verlust durch den jetzt mit euch abzuschließenden Handel nach Landesbrauch auf 4, 5 oder 6 Prozent schätzen. Ihr sollt mir z. B. am Ende des Jahrs für 20 Karat Diamanten, die ich euch jetzt leihe, 25 zurückgeben, für 20 Sack Getreide 21, für 20,000 Thaler 21,000. Das nennt man Interessen. Sie sind bei allen Völkern durch das Naturgesetz eingeführt; der Zinsfuß dagegen ist durch das besondre Gesetz jedes Landes bestimmt[2]). In Rom leiht man nach dem Gesetz auf

---

[1]) Montesquieu, G. d. Ges., Th. 8, S. 37 unsr. Ausg.

[2]) Der Zinsfuß muß frei sein und das Gesetz ist nur in solchen Fällen berechtigt, ihn festzusetzen, wo von den Kontrahenten keine Uebereinkunft deshalb getroffen ist. C.

Pfänder zu drittehalb Prozent, und zahlt ihr nicht auf den festgesetzten Termin, so verkauft man euer Pfand. Ich leihe nicht auf Pfänder und verlange nur die in Holland üblichen Zinsen. Wäre ich in China, so würde ich mich nach dem in Makao und Kanton herrschenden Gebrauch richten."

II. Während man in Amsterdam diesen Handel abschließt, kommt mit einmal aus Saint-Magloire ein Jansenist an (und die Geschichte ist wahr: er nennt sich Abbé des Issarts). Dieser Jansenist nun spricht zum holländischen Kaufmann: „Nehmt euch wohl in Acht! Ihr stürzt euch in die ewige Verdammniß. Geld kann kein Geld erzeugen, nummus nummum non parit. Es ist nicht anders erlaubt, Zinsen von seinem Gelde zu nehmen, als indem man auf das Kapital Verzicht leistet. Das einzige Mittel, euer Seelenheil zu retten, ist, daß ihr einen Kontrakt mit diesem Herrn schließt und für 20,000 Thaler, die ihr nie wieder zu sehen bekommt, empfangt ihr und eure Erben dann bis in alle Ewigkeit jährlich 1000 Thaler."

„Ihr habt Lust zu spaßen," erwiedert der Holländer; „ihr wollt mich da ja zu einem Wucher überreden, der ins Unendliche geht. Schon nach 20 Jahren würde ich oder würden die Meinen das Kapital zurück empfangen haben, in 40 Jahren das Doppelte, in 80 das Vierfache. Ihr seht wohl, daß das eine unendliche geometrische Reihe ist. Ich kann übrigens mein Geld nur auf 12 Monate ausleihen und begnüge mich mit einer Entschädigung von 1000 Thaler dafür."

Der Abbé des Issarts. Es thut mir leid um eure holländische Seele. Gott verbietet den Juden ausdrücklich Geld auf Zinsen auszuleihen; und euch wird einleuchten, daß ein Amsterdamer Bürger pünktlich den Handelsgesetzen

gehorchen muß, welche einſt in der Wüſte umherirrenden Flüchtlingen, die keinen Handel hatten, vorgeſchrieben wurden.

Der Holländer. Das leuchtet ein. Jedermann muß ſich natürlich zum Judenthum bekennen. Allein mir däucht, das Geſetz geſtattete der hebräiſchen Horde den ärgſten Wucher im Verkehr mit Fremden und die Horde wußte ſpäterhin auf dieſe Erlaubniß geſtützt ganz treffliche Geſchäfte zu machen. Uebrigens muß das Verbot, Zinſen zu nehmen, auch unter den Juden ſelbſt ſehr in Vergeſſenheit gerathen ſein, da unſer Herr Jeſus, als er in Jeruſalem predigte, ausdrücklich ſagt, daß der Zinsfuß ſeiner Zeit auf 100 Prozent ſtand. In dem Gleichniß von den anvertrauten Pfunden wenigſtens heißt es, daß der Knecht, der fünf Pfunde empfangen hatte, andre fünf Pfunde in Jeruſalem damit gewann, ſo wie der, welcher zwei empfangen, zwei, und daß der dritte, der nur eins bekommen und es nicht höher verwerthet hatte, von dem Herrn in den Kerker geworfen wurde, weil er ſein Geld nicht bei den Wechslern hatte wuchern laſſen. Dieſe Wechsler aber waren Juden, folglich war der Wechſel auch im gegenſeitigen Verkehr unter den Juden in Jeruſalem an der Tagsordnung und jenes Gleichniß, dem die Sitten der damaligen Zeit zum Grunde lagen, beweiſt offenbar, daß der Zinsfuß ſich auf 100 Prozent belief. Man ſchlage nur den heiligen Matthäus nach im Kap. 25. Er verſtand ſich darauf, er war ſelbſt Zolloffiziant in Galiläa geweſen. Laßt mich gefälligſt meinen Handel mit dem Herrn da abſchließen und verlangt nicht, daß ich mein Geld und meine Zeit verliere.

Der Abbé. Alles gut und ſchön; aber die Sorbonne hat nun einmal den Ausſpruch gethan, daß es eine Sünde iſt, Geld auf Zinſen auszuleihen.

Der Holländer. Ihr wollt mich zum Narren haben,

daß ihr einem Amsterdamer Kaufmanne die Sorbonne zitirt. Unter allen jenen Schwätzern ist nicht einer, der nicht gern, wenn er kann, sein Geld mit fünf oder sechs Prozent wuchern läßt, sei es nun durch den Ankauf von Staats-Pacht-Anweisungen, oder von Akzien der indischen Kompagnie, oder von Kassenscheinen, oder von Kanada'schen Porteur-Papieren. Der französische Klerus in corpore nimmt Geld gegen Zinsen auf. In mehren französischen Provinzen vergleicht man sich mit dem Obern über die Art der Verzinsung. Ueberdies haben die Universitäten Oxford und Salamanca gegen die Sorbonne entschieden, wie ich auf meinen Reisen erfuhr. So zeugt also ein Gott gegen den andern. Kurz und gut, macht mir den Kopf nicht länger warm.

Der Abbé. O Mynheer, Mynheer! den Bösen hat es nie an guten Gründen gefehlt. Ihr rennt ins Verderben, sag' ich euch; denn der Abbé von Saint-Cyran, der keine Wunder that, und der Abbé Paris, der jetzt so manche auf dem Kirchhofe Saint-Medard verrichtet...."

III. Hier verlor der Kaufmann die Geduld und wies den Abbé des Issarts mit dürren Worten aus seinem Komtoir. Nachdem er darauf sein Geld nach dem gesetzmäßigen Fuß, d. h. zu 5 Prozent, ausgeliehen hatte, stattete er von jener Unterredung der Obrigkeit Bericht ab, die sofort den Jansenisten verbot, eine dem Handel so verderbliche Lehre zu verbreiten.

„Meine Herren," sprach der oberste Schöppe zu ihnen, „von der wirksamen Gnade und der Prädestinazion so viel ihr wollt; von der Kommunion so viel oder so wenig euch beliebt: das steht bei euch; aber hütet euch wohl, die Gesetze unsres Staats anzutasten!"

Ueber Banken.

(Dictionnaire philosophique.)

Die Bank ist der Umsatz von baarem Gelde gegen Papiere ꝛc.

Es gibt öffentliche und Privatbanken.

Die Privatbanken bestehen in Wechselbriefen, die ein Privatmann Jemandem gibt, um sein Geld an dem bezeichneten Orte in Empfang zu nehmen. Der Bankier nimmt ein halbes Prozent, und der Korrespondent, zu dem man geht, nimmt eben so viel, wenn er den Wechsel bezahlt. Dieser erste Gewinn ist unter ihnen festgesetzt, ohne den Ueberbringer des Wechsels davon zu avertiren[1]).

Der zweite weit ansehnlichere Gewinn beruht auf dem Werthe des Geldes. Dieser Gewinn hängt von der Kunde des Bankiers und der Unwissenheit des Remittenten des Geldes ab. Die Bankiers haben unter sich eine besondre Sprache, wie die Chemiker, und der Laie, der nicht in diese Geheimnisse eingeweiht ist, zieht dabei beständig den Kürzern. Sie sagen z. B.: Wir remittiren von Berlin nach Amsterdam; bewegliche Valuta gegen fixe; der Wechsel steht hoch; er steht auf 34, 35 ꝛc. und, Dank diesem Kauderwälsch, verliert Jemand, der sie zu verstehen glaubt, 6 oder 7 Prozent; so daß, wenn er etwa 15 Reisen nach Amsterdam macht, und dabei immer sein Geld durch Wechsel bezieht, seine beiden Bankiers

---

[1]) Dieser Gewinn ist oft weit unbedeutender. Man verschafft ihn sich, indem man für baares Geld Wechsel ausstellt, die erst nach einigen Wochen zahlbar sind, wobei dann natürlich versichert wird, man könne mit keinen zu früherer Verfallszeit dienen. C.

am Ende sein ganzes Vermögen in der Tasche haben. Auf diese Weise machen sich fast alle Bankiers ein so großes Vermögen. Mit der beweglichen und fixen Valuta verhält es sich aber folgendermaßen:

Die Amsterdamer Thaler haben in Holland einen festen Preis, in Deutschland dagegen wechselt derselbe. Hundert holländische Thaler oder Patagonen Bankgeld sind hundert Thaler von 60 Sous. Hiervon muß man ausgehen und nun sehen, wie viel die Deutschen für diese 100 Thaler geben.

Man gibt dem deutschen Bankier 130, 131 oder 132 Reichsthaler, und das ist das Ungewisse, Bewegliche: warum 131 oder 132 Reichsthaler? Weil das deutsche Geld im Ruf steht, von schlechterm Gehalt zu sein, als das holländische.

Es wird angenommen, daß man mit gleichem Gewicht und gleichem Gehalt bezahlt wird; man muß demnach in Deutschland mehr Thaler bezahlen, weil sie zu einem geringern Werth angeschlagen werden.

Warum bald 132, bald 133 oder bisweilen selbst 136? Weil Deutschland mehr Waaren, als gewöhnlich, aus Holland bezogen hat. Deutschland ist Holland verschuldet und in Folge dessen verlangen die Amsterdamer Bankiers einen größern Gewinn, sie mißbrauchen die Nothwendigkeit, in der man sich befindet, und wenn man Wechsel auf sie bezieht, wollen sie ihr Geld nur zu sehr hohem Preise geben. Die Bankiers in Amsterdam sagen zu denen in Frankfurt oder Berlin: Ihr seid in unsrer Schuld und wollt noch Anweisungen auf uns geben; so zahlt uns denn 136 Thaler für 100 Patagonen.

Das ist aber erst die eine Hälfte des Geheimnisses. Ich zahlte in Berlin 1360 Thaler und ging mit einem Wechsel, der auf 1000 Thaler lautete, nach Amsterdam. Hier fragt mich der Bankier: „Wollen Sie Courant oder Banko?“ Ich

antworte ihm, daß ich nichts davon verstehe und ihn bitte zu thun, was er für das Beste hält. „Folgen Sie meinem Rathe," spricht er jetzt: „nehmen Sie Courant." Und ich folge ihm ohne Bedenken.

Ich wähne jetzt den vollen Werth dessen, was ich in Berlin gezahlt, zu erhalten; ich denke z. B. wenn ich das Geld, was er mir auszahlt, auf der Stelle nach Berlin zurückbrächte, würde ich nichts verlieren. Doch weit gefehlt. Ich verliere auch hieran und zwar auf folgende Weise. Das sogenannte Banko in Holland ist, wie man annimmt, das Geld, welches im J. 1609 in der Staatskasse, in der Generalbank niedergelegt wurde. Die in derselben deponirten patagonischen Thaler wurden zu 60 Grooten angenommen und galten in der That 63[1]). Alle große Zahlungen geschehen in Amsterdamer Bankzetteln. Ich mußte demnach an dieser Bank für einen Schein von 1 Thaler 63 Grooten empfangen. Ich gehe hin oder vielmehr ich verkaufe meinen Schein, und empfange nur $62\frac{1}{2}$ oder auch nur 62 Grooten für meinen Patagonen Banko. Das ist für die Mühe der Herren oder für die, welche mir meinen Schein diskontiren. Man nennt das Agio, was im Italienischen so viel als Hülfe heißt[2]). Man hilft mir also einen Grooten am Thaler verlieren und mein Bankier hilft mir abermals, indem er mir die Mühe erspart, zu den Wechslern zu gehen; er bringt mich um zwei Grooten,

---

[1]) Sie gelten wirklich nur 60; aber die im Kurs befindliche Münze, die 60 Grooten gelten soll, gilt in der That nicht so viel wegen der Schwäche des Gepräges und des Abgangs, den sie durch den Gebrauch erleidet. C.

[2]) Nicht Agio, sondern Ajuto. Einem frostigen Spaß zu Gefallen erlaubt sich also B. hier eine willkürliche Sprachverdrehung.

indem er versichert, das Agio stehe sehr hoch, das Geld sei sehr theuer. Er befiehlt mich und ich muß mich noch bedanken [1]).

Und so besorgen von einem Ende Europas bis zum andern die Negozianten ihre Bankgeschäfte.

Eine Staatsbank ist andrer Art. Man versteht darunter entweder das Geld, welches Privatleute nur zu ihrer Sicherheit, ohne Gewinn davon zu ziehen, niederlegen, wie man es in Amsterdam 1609 und in Rotterdam 1636 machte; oder es ist eine vom Staat autorisirte Gesellschaft, die von Privatleuten Geld empfängt, um es zu ihrem Vortheil zu verwenden, und die dasselbe den Deponenten verintereſſirt. Dies geschieht in England, wo die vom Parlamente autorisirte Bank den Eigenthümern 4 Prozent gibt.

In Frankreich wollte man 1717 nach diesem Muster eine Bank errichten. Der Plan war, mit den Scheinen derselben alle laufende Ausgaben des Staats zu decken, die Abgaben in derselben Zahlung anzunehmen und alle Bankzettel

---

[1]) Ich sah einen sehr bekannten Bankier in Paris 2 Prozent nehmen, um eine Summe Geldes al pari nach Berlin zu spediren. Das macht zwei Livres auf das Pfund. Auf der Post brauchte man für das Pfund Geld von Paris nach Berlin noch nicht einmal 20 Sous Porto zu bezahlen. Ein Hauptzweck des französischen Miniſteriums*) bei der Einführung der königlichen Posten (messageries royales) i. J. 1775 war, dem ungeheuern Profit des Bankiers Schranken zu setzen, und ihn immer unter der Taxe des Porto's für Geldversendungen niederzuhalten. Daher erhoben auch die Bankiers ein entsetzliches Geschrei, daß die Miniſter nichts von den Finanzen verständen; und diejenigen Finanzbeamten, welche einen Bankhandel zwischen den Provinzialkaſſen und dem königl. Schatze trieben, verfehlten nicht, den Bankiers beizustimmen. G.

*) Turgot.

zu honoriren, alle sowohl von den Einwohnern des Reichs als vom Auslande auf die Bank ausgestellten Anweisungen ohne Abzug zu bezahlen und ihr dadurch den größten Kredit zu sichern. Diese Operazion hätte in der That das gemünzte Geld verdoppelt, wären nur so viele Bankzettel verfertigt, als Geld im Reiche war; sie würde es verdreifacht haben, hätte man auch doppelt so viel Scheine ausgegeben und Sorge getragen, zum bestimmten Termin die Zahlungen zu leisten. Denn wäre das Institut einmal in Aufnahme gekommen, würde Jedermann sein Geld darin gelassen haben und man hätte den Kredit nicht blos auf das Dreifache gebracht, sondern noch viel weiter, so wie in England. Mehre Finanzleute, und besonders große Bankiers, die auf Law, den Begründer der Bank, eifersüchtig waren, wollten sie im Entstehen vernichten. Sie vereinigten sich mit holländischen Negozianten und stellten binnen 8 Tagen Anweisungen über ihre gesammten Fonds auf die Bank aus. Statt nun neue Fonds zur Zahlung vorzuschießen, was das einzige Mittel gewesen wäre, die Bank zu halten, kam die Regierung auf den Einfall, die Tücke ihrer Feinde strafen zu wollen, und erhöhte zu dem Ende durch ein Edikt den Werth des baaren Geldes um ein Drittel, so daß die holländischen Kaufleute, als sie ihre letzten Zahlungen in Empfang nehmen wollten, nur zwei Drittel der Valuta ihrer Wechsel in baarem Gelde erhielten. Allein sie hatten nur noch wenig zu erheben; ihre Hauptstreiche waren bereits gefallen und hatten gut getroffen. Die Bank war erschöpft und jene Erhöhung des Zahlwerths des baaren Geldes diente nur dazu, sie vollends in Mißkredit zu bringen. Dies war die erste Epoche des Umsturzes jenes berüchtigten Law'schen Systems [1]).

[1]) S. Voltaire's ausführlichere Abhandlung über dasselbe aus dem Zeitalter Ludwig's XV.

Seit dieſer Zeit gab es in Frankreich keine Staatsbank mehr; und was Schweden, Venedig, England und den Niederlanden in den Zeiten des größten Mißgeſchicks nicht begegnet war, das erfuhr Frankreich mitten in einer Periode des Friedens und des Ueberfluſſes.

Alle guten Regierungen erkennen die Vortheile einer Staatsbank; gleichwohl beſitzen Frankreich und Spanien keine. Die Herren, welche an der Spitze der Regierung dieſer Reiche ſtehen, müſſen am beſten wiſſen, wie das zugeht.

Ueber Bankerotte.

(Dictionnaire philosophique.)

Bis zum ſechzehnten Jahrhundert wußte man in Frankreich wenig von Bankerotten. Der Hauptgrund davon war, daß es keine Bankiers gab. Lombarden und Juden liehen Geld auf Pfänder gegen zehn Prozent. Der Handel wurde nur mit baarem Gelde betrieben. Wechſel und Rimeſſen ins Ausland waren ein Geheimniß, wovon kein Richter etwas wußte.

Damit iſt nicht geſagt, daß nicht viele Leute ſich zu Grunde richteten; doch hieß das damals nicht Bankrott, ſondern Niederlage (déconfiture). Dies Wort lautet ſanfter. Im Landrecht von Boulogne (coutume du Boulonnais) bedient man ſich des Worts rompture, Bruch; allein das klingt nicht gut.

Wir verdanken die Bankerotte den Italienern; „bancorotto, bancarotta, gambarotta e la giusticia non impicar.“ Jeder Geſchäftsmann hatte ſeine Bank auf dem Wechſelplatze;

und ging es ſchlecht mit ſeinen Geſchäften, erklärte er ſich für fallito, und überließ er ſein Vermögen ſeinen Gläubigern, wobei er natürlich einen artigen Theil davon für ſich behielt, ſo war er frei und galt für einen kreuzbraven Mann. Man konnte nichts gegen ihn einwenden; ſeine Bank war zerbrochen, banco rotto. Er konnte ſogar in einigen Städten ſein ganzes Vermögen behalten und ſeine Gläubiger prellen, wenn er ſich in Gegenwart ſämmtlicher Kaufleute mit dem bloßen Hintern auf einen Stein ſetzte. Dies war eine mildernde Modifikazion des alten römiſchen Sprichworts: Solvere aut in aere, aut in cute, mit ſeinem Gelde oder mit ſeiner Haut zahlen. Doch dieſer Gebrauch iſt abgekommen; die Gläubiger zogen ihr Geld jenem rührenden Anblicke vor.

In England und andern Ländern erklärt man ſich in den Zeitungen für Bankerott. Die Handelsgenoſſen und Gläubiger verſammeln ſich in Folge einer ſolchen Nachricht, die man in den Kaffeehäuſern lieſt, und finden ſich mit dem Falliten und unter einander ab, ſo gut ſie können.

Da es bei vielen Bankerotten nur auf Betrug abgeſehen iſt, war es nöthig, Strafen dafür feſtzuſetzen. Werden ſie vor Gericht anhängig gemacht, ſo gelten ſie in allen Ländern dem Diebſtahl gleich und die Schuldigen werden überall zu ſchimpflichen Strafen verurtheilt.

Es iſt nicht wahr, daß man in Frankreich gegen jeden Bankerott ohne Unterſchied die Todesſtrafe feſtgeſetzt. Ueber einfache Falliten iſt gar keine Strafe verhängt. Gegen betrügeriſche Bankerottirer wurde allerdings von der Ständeverſammlung zu Orleans unter Karl IX. und von der zu Blois im J. 1576 die Todesſtrafe ausgeſprochen; doch hatten dieſe von Heinrich IV. erneuerten Edikte nur die Abſchreckung zum Zweck.

Es ist allzu schwer zu beweisen, daß Jemand sich absichtlich entehrt und freiwillig sein ganzes Vermögen seinen Gläubigern abgetreten habe, um sie zu betrügen. In zweifelhaften Fällen begnügte man sich, den Unglücklichen zum Schandpfahl oder zu den Galeeren zu verurtheilen, wiewohl ein Bankier in der Regel ein sehr schlechter Ruderer ist.

Im letzten Regierungsjahre Ludwigs XIV. und während der Regentschaft verfuhr man in Frankreich mit den Bankrottirern sehr nachsichtig. Der traurige innere Zustand des Reichs, die Menge von Kaufleuten, die nicht bezahlen konnten oder wollten, die große Quantität unverkaufter oder unverkaufbarer Staatspapiere nnd die Furcht vor der Unterbrechung alles Handels nöthigten die Regierung in den Jahren 1715, 1716, 1718, 1721, 1722 und 1726 jedes gerichtliche Verfahren gegen die, welche sich für insolvent erklärten, zu suspendiren. Die gerichtliche Erkenntniß dieser Prozesse wurde den Handelskonsuln übertragen, einem Forum von Kaufleuten, die in solchen Fällen sehr erfahren sind und in die verwickelten Einzelheiten kommerzieller Verhältnisse tiefer und klarer einzudringen vermögen, als die Parlamente, die sich von jeher mehr mit den Gesetzen des Reichs, als mit Finanzverordnungen befaßten. Da der Staat selbst damals Bankerott machte, wäre es zu hart gewesen, arme Bürger wegen ihrer Insolvenz zu strafen.

Wir haben seitdem erlebt, wie angesehene Leute betrügerische Bankerotte machten und ohne alle Strafe davon kamen.

Ein Gelehrter von meiner Bekanntschaft verlor durch den Bankrott eines „hochstehenden" Beamten, der von seinem Herrn Vater mehre Millionen geerbt hatte und der, abgesehen von seiner „hohen Stellung" kraft seines Amts nnd seiner Person, eine ihn gleichfalls sehr hochstellende Würde am

Hofe bekleidete. Er starb trotz alle dem, und sein Herr Sohn, der gleichfalls ein hohes Amt gekauft hatte, bemächtigte sich des besten Theils seines Nachlasses.

Der Gelehrte schrieb ihm und zweifelte nicht an seiner Rechtlichkeit, da der Mann selbst ein richterliches Amt bekleidete. Der Hochstehende versicherte ihm, daß er jederzeit die Gelehrten protegiren werde, machte sich aus dem Staube und bezahlte keinen Pfennig.

Ueber Abgaben.

(Dictionnaire philosophique.)

Erster Abschnitt.

Es gibt eine solche Menge philosophischer Schriften über die Natur der Abgaben, daß wir hier auch ein Wörtchen darüber sagen müssen. Freilich ist die Sache an sich sehr unphilosophisch; allein sie kann in die Moralphilosophie eingreifen, indem man einem Ober-Finanzdirektor oder einem türkischen Defterdar vorstellt, daß es sich nicht mit der allgemeinen Moral verträgt, seinem Nächsten das Geld abzunehmen, und daß alle Einnehmer, Zöllner und Steuerbediente im Evangelium verdammt werden.

Trotz ihrer Verdammung indessen muß man einräumen, daß eine Gesellschaft unmöglich bestehen kann, wenn nicht jedes Mitglied sein Scherflein zu ihrem Unterhalt beiträgt, und da Jedermann zu zahlen verpflichtet ist, muß auch nothwendig ein Einnehmer da sein. Es läßt sich nicht absehen, warum dieser Einnehmer verdammt sein und für einen Götzendiener gelten sollte. Es ist doch kein Götzendienst, das Geld der

Gäste in Empfang zu nehmen, womit sie ihre Zeche bezahlen.

In Republiken und solchen Staaten, die bei dem Titel eines Königreichs doch in der That für Republiken gelten können, wird Jeder nach seinem Vermögen und den Bedürfnissen der Gesellschaft besteuert.

In despotischen oder, um uns höflicher auszudrücken, in monarchischen Staaten geht es etwas anders zu. Man besteuert die Nazion, ohne sie zu fragen. Ein Landwirth, der 1200 Livres Einkommen hat, ist höchst verwundert, 400 davon abgeben zu sollen. Ja viele müssen selbst über die Hälfte ihrer Einnahme wieder herausgeben [1]).

Wozu wird all dies Geld verwandt? Man kann keinen anständigern Gebrauch davon machen, als daß man es andern Staatsbürgern gibt.

---

[1]) Gestehen wir, daß, wenn man vielleicht auch in einigen Republiken so thät, als frage man die Nazion um ihre Meinung, es doch vielleicht keine einzige gibt, wo sie in der That ein entscheidendes Wort mitsprechen darf. — Gestehen wir ferner, daß in England, bis auf die Befreiung von jeder persönlichen Abgabe, bei der Steuererhebung ein so großes Mißverhältniß, so große Unbequemlichkeiten, unnütze Kosten und heftige Verfolgungen stattfinden, wie in keiner Monarchie. Gestehen wir endlich, daß sehr möglicherweise in einer Republik der gesetzgebende Körper seinen Vortheil darin finden kann, eine schlechte Steuerverwaltung fortdauern zu lassen, während ein Monarch durchaus kein Interesse dabei haben kann. So kann das Volk in einer Republik zugleich Ursache haben, den Irrthum und die Gewissenlosigkeit seiner Häupter zu fürchten, wogegen den Unterthanen eines Monarchen nur seine Irrthümer Gefahr drohen *). C.

*) Condorcet vergißt die in einer wahren Republik jedem Staatsbürger zustehende Kontrole, woran in einer wahren, d. i. absoluten Monarchie kein Gedanke ist.

Der Bauer fragt, warum man ihm die Hälfte ſeines Vermögens nimmt, um Soldaten zu bezahlen, während der hundertſte Theil dazu hinreichte. Man antwortet ihm, daß außer den Soldaten auch die Künſte und der Luxus bezahlt ſein wollen, daß nichts verloren geht, daß man bei den alten Perſern der Königin Städte und Dörfer anwies, um ihren Gürtel, ihre Pantoffeln und ihre Stecknadeln zu bezahlen.

Er entgegnet, er wiſſe nichts von der perſiſchen Geſchichte, und es thue ihm ſehr leid, daß man ihm um einen Gürtel, um ein Paar Schuh und einige elende Stecknadeln die Hälfte ſeiner Habe nehme; er wolle das Alles weit wohlfeiler liefern, und ſolch ein Verfahren ſei eine wahre Leuteſchinderei.

Man bringt ihn zur Vernunft, indem man ihn ins Loch ſteckt und ſeine fahrende Habe verſteigern läßt. Leiſtet er gar den im neuen Teſtamente verdammten Steuereintreibern Widerſtand, ſo hängt man ihn, und das macht alle ſeine Nachbarn ungemein fügſam.

Würde all dies Geld von dem Landesherrn nur darauf verwandt, Gewürze aus Indien, Kaffee aus Mokka, engliſche und arabiſche Pferde, Seide aus der Levante und allerlei Flitterkram aus China kommen zu laſſen, ſo würde offenbar in wenigen Jahren kein Heller mehr in ſeinem Reiche bleiben. Die Abgaben müſſen demnach dazu dienen, die Manufakturen zu unterhalten und das Geld, welches in die Schatulle des Fürſten floß, muß in die Hände der Bauern zurückkehren. Sie leiden, ſie beklagen ſich; die übrigen Glieder des Staats leiden und beklagen ſich gleichfalls; allein am Ende des Jahrs ſtellt es ſich heraus, daß Jeder gearbeitet und, gut oder übel, gelebt hat.

Wenn nun zufällig ein Mann vom Lande in die Hauptſtadt kommt, ſo ſperrt er voll Verwundrung die Augen auf

beim Anblick einer schönen Dame in einer Robe von Gold durchwirkter Seide, die in einer prächtigen Kutsche sitzt, sich von zwei unmäßig theuern Pferden ziehen und von vier Lakaien in Livreen bedienen läßt, wovon die Elle Tuch 20 Franks kostet. An einen dieser Lakaien in Diensten obbesagter schönen Dame wendet sich unser Mann mit der Frage: „Gnädiger Herr, woher nimmt nur die Dame all das Geld, um einen solchen Aufwand zu bestreiten?“ — „Guter Freund,“ entgegnet der Lakai, „der König gibt ihr eine Pension von 40,000 Livres.“ — „Ah so!“ seufzt der Bauer, „die Pension bezahlt kein Andrer als wir in meinem Dorfe.“ — „Allerdings,“ antwortet der Lakai; „aber die Seide von deinen Maulbeerbäumen hat den Stoff zu ihrem Kleide hergegeben; mein Tuch ist zum Theil aus der Wolle deiner Schafe gewebt; mein Bäcker hat mein Brod aus deinem Korn gebacken; du hast die Kapaunen zu unsrer Mahlzeit auf dem Markte verkauft, und so ist die Pension der gnädigen Frau dir und deinen Kameraden richtig wieder zugeflossen.“

Der Bauer ist mit den Heischesätzen des philosophischen Lakais nicht völlig einverstanden. Ein Beweis indessen, daß an seiner Antwort wohl etwas Wahres sein muß, liegt darin, daß das Dorf fortbesteht und daß man dort Kinder zeugt, die, bei eben so bittern Klagen, gleichfalls Kinder zeugen werden, um zu ihrer Zeit dieselben Klagen anzustimmen.

Zweiter Abschnitt.

Wenn man gezwungen sein sollte, sich alle Auflageedikte und alle Bücher dagegen anzuschaffen, so wäre das die ärgste Auflage von allen.

Man weiß wohl, daß die Steuern nothwendig ſind, und daß die im Evangelium gegen die Zöllner ausgeſprochene Verdammung ſich nur auf die beziehen kann, welche ihr Amt mißbrauchen, um das Volk zu ſchinden. Vielleicht vergaß der Abſchreiber ein Wort, wie etwa das Epitheton ſchlecht. Es hätte heißen ſollen πονηρὸς τελώνης; dies war um ſo nothwendiger, da jene allgemein ausgeſprochene Verwünſchung in direktem Widerſpruch mit den Chriſto in den Mund gelegten Worten ſteht: „Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt.“ Warum ſollten Leute, welche die dem Kaiſer zukommenden Steuern einſammelten, darum dem Herrn ein Gräuel ſein? Das hieße den Stand der römiſchen Ritter und den Kaiſer ſelbſt beſchimpfen, und wäre jedenfalls höchſt unverſtändig geweſen.

In allen wohl organiſirten Staaten ſind die Abgaben ſehr beträchtlich, weil die auf dem Staate ſelbſt ruhenden Laſten ſehr drückend ſind. In Spanien muß man von den Handelsartikeln, die man nach Cadix und von da nach Amerika ſendet, über 30 Prozent bezahlen, ehe man die Rechnung abſchließt.

In England ſind alle Einfuhrzölle ſehr hoch. Gleichwohl bezahlt man ſie ohne Murren, ja man rechnet ſich dies zum Ruhme an. Ein Kaufmann weiß ſich nicht wenig damit, wenn er jährlich 4 oder 5000 Guineen in den Staatsſchatz ſteuert.

Je reicher ein Land iſt, um ſo ſchwerer ſind die Auflagen.

Es gibt Spekulanten, die nur die Erzeugniſſe des Bodens mit Steuern belaſten möchten. Das wäre noch ſchöner! Wenn ich ein Feld mit Flachs beſäet, der mir 200 Thaler einbringt und wenn dann ein großer Fabrikant, indem er meinen Flachs in Spitzen verwandeln läßt, 200,000 Thaler

daran verdient, so sollte dieser Fabrikant nichts bezahlen und mein Land alles, weil alles aus dem Erdboden kommt! Die Frau des Fabrikanten versieht die Königin und die Prinzessinnen mit schönen Alençonner Blonden; sie erfreut sich der allergnädigsten Protekzion; sein Sohn wird dermaleinst Justiz-, Polizei- und Finanz-Rath, um mich in meinen kümmerlichen alten Tagen noch mehr zu besteuern! Ei, ei, ihr Herren Spekulanten, ihr seid mir schlechte Rechenmeister und thut uns armen Leuten bittres Unrecht.

Vor Allem sollte man es dahin zu bringen suchen, daß ein ganzes Volk nicht von einem Heere von Schergen ausgeplündert würde, damit ein paar Dutzend Blutigel am Hofe oder in der Stadt sich mit ihrem Blute mästen.

Der Herzog von Sully erzählt in seinen Économies politiques, daß im J. 1585 grade zwanzig Herren bei der Pacht der Gefälle betheiligt waren und daraus 3,248,000 Thaler zogen, die ihnen von Rechts wegen zuerkannt wurden.

Noch schlimmer stand es unter Karl IX. und unter Franz I., noch schlimmer unter Ludwig XIII. und ein eben so arges Plündersystem herrschte noch während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. Trotz so vieler Wunden ist Frankreich noch am Leben. Allerdings; aber wenn es sie nicht empfangen hätte, würde es sich einer bessern Gesundheit erfreuen.

Dritter Abschnitt.

Es ist billig, daß die, denen die Vortheile des Staats zu Gute kommen, auch seine Lasten tragen. Die Geistlichen und Mönche, die so bedeutende Güter besitzen, sollten dem-

gemäß in allen Ländern wie die übrigen Bürger zu den Abgaben das Ihre beitragen.

In den Zeiten, die wir barbarisch nennen, mußten die großen Benefizien und Abteien in Frankreich ein Drittel ihrer Einkünfte abgeben. (Aimoin, B. V. Kap. 54. Lebret, plaid. II.) Durch eine Ordonnanz vom J. 1188 besteuerte König Philipp August sämmtliche Benefizien mit dem zehnten Theil ihrer Einkünfte. Auf Befehl Philipps des Schönen mußte die Geistlichkeit den fünften, sodann den fünfzigsten und endlich den zwanzigsten Theil ihres Einkommens entrichten. Der König Johann schätzte durch eine Verordnung vom 12. März 1355 die Bischöfe, Aebte, Kapitel und überhaupt alle Geistliche um den zehnten Theil des Ertrags ihrer Pfründen und Patrimonialgüter (Ord. du Louvre, t. IV.) Derselbe Fürst bestätigte diese Steuer durch zwei andre Verordnungen vom 3. März und vom 28. Dezember 1358. (Ord. du Louvre, t. IV.) In dem Patent König Karls V. vom 22. Jun. 1372 ist festgesetzt, daß die Geistlichen die Steuer und alle sonstige Real- und Personalabgaben bezahlen sollen. (Ord. du Louvre, t. IV.) Dies Patent wurde von Karl VI. im J. 1390 erneuert.

Warum wurden diese Gesetze aufgehoben, während man so viele unsinnige Gewohnheiten und blutige Verordnungen in Kraft ließ?

Die Geistlichkeit bezahlt zwar unter dem Namen eines freiwilligen Geschenks (don gratuit) eine Art Steuer, und bekanntlich sind es fast nur die nützlichsten und ärmsten Diener der Kirche, die Pfarrer, welche dieselbe entrichten. Doch warum dieser Unterschied, diese Ungleichheit der Besteurung unter den Bürgern eines und desselben Staates? Warum zahlen die, welche die größten Vorrechte genießen und die meistens für

das gemeine Beste so höchst überflüssig sind, weniger, als der Arbeiter, dessen Fleiß man nicht entbehren kann?

Die Republik Venedig traf in dieser Beziehung Einrichtungen, die den übrigen europäischen Staaten zum Muster dienen könnten.

Betrachtung über die Auflagen.

(Siècle de Louis XV., chap. 36.)

Das Volk prüft nie, ob die Auflagen nothwendig sind. Es bedenkt nicht einmal, daß es seine Arbeit und seine Waaren nach Verhältniß der Steuern theuer bezahlt und daß die Last immer auf die Reichen fällt. Letztere beschweren sich gleichfalls und verstärken dadurch das Murren der großen Menge[1]).

[1]) Es ist sehr wahr, daß jede jährliche Steuer genau genommen nur von den Grundeigenthümern bezahlt wird. Das Wenige, was vielleicht von dem Gewinn des auswärtigen Handels beigesteuert wird, kann kaum in Anschlag kommen. Anders aber verhält es sich mit den außerordentlichen in Kriegszeiten erhobenen Steuern. Diejenigen, welche auf den Konsumzionsartikeln des Volks lasten, erhöhen den Arbeitslohn nicht, weil die Eigenthümer dann weniger arbeiten lassen. Das Volk leidet also unmittelbar unter diesen Steuern. Aus gleichem Grunde lastet es unter denen, die unmittelbar nur auf den Eigenthümern zu lasten scheinen. Letztere könnte dem Volke nur in dem Falle gleichgültig sein, wenn ihr Ertrag rein darauf verwandt würde, ihm Arbeitslohn zu verschaffen. Und auch dann dürften sie nur von den reichen Eigenthümern bezahlt werden. Das Volk, die großen Massen selbst leiden also in der That unter den außerordentlichen Steuern. E.

Ueber den Luxus.

Erster Abschnitt.

Würde man in einem Lande, wo Jedermann barfuß ginge, dem ersten, der sich ein Paar Schuh machen ließe, dies als Luxus vorwerfen dürfen? Wäre er nicht ein sehr vernünftiger und erfinderischer Mann?

Verhält es sich nicht eben so mit dem, der das erste Hemd trug? Und nun gar den, der es waschen und plätten ließ, halte ich für einen höchst erfindungsreichen Kopf, der fähig gewesen wäre, einen Staat zu regieren.

Alle diejenigen aber, welche nicht gewohnt waren, weiße Hemden zu tragen, hielten ihn für einen reichen Weichling, der die Nazion verdarb.

„Hütet euch vor dem Luxus!" rief Cato den Römern zu, „ihr habt die Provinz unterjocht, die der Phasis durchströmt, aber eßt ja keine Fasanen. Ihr habt das Land erobert, wo die Baumwolle wächst, schlaft aber ja nach wie vor auf der harten Erde. Ihr habt mit bewaffneter Hand zwanzig Nazionen ihr Gold, ihr Silber und Edelsteine gestohlen, seid aber ja nicht so thöricht, Gebrauch davon zu machen. Kurz versagt euch Alles, nachdem ihr Alles genommen habt. Ein so stattliches Volk von Straßenräubern muß durchaus aus tugendhaften und freien Leuten bestehen."

„Freund," antwortete ihm Lucullus, „wünsche vielmehr, daß Crassus, Pompejus, Cäsar und ich Alles in Luxusartikeln verschwenden. Es ist zwar in der Ordnung, daß große Räuber sich um die Theilung der Beute schlagen. Rom muß ohne Gnade der Sklaverei verfallen, allein dies wird weit eher

und weit sichrer durch einen von uns geschehen, wenn wir unser Geld wie du wuchern lassen, als wenn wir es in überflüssigen Dingen und in Lustbarkeiten vergeuden. Wünsche nur, daß Pompejus und Cäsar durch ihre Verschwendungen hinlänglich verarmen, um kein Heer besolden zu können."

Vor nicht gar langer Zeit warf ein Norweger einem Holländer seinen Luxus vor. „Was ist," sprach er, „aus jener glücklichen Zeit geworden, wo ein Kaufmann bei seiner Abreise von Amsterdam nach Ostindien in seiner Küche eine geräucherte Rindskeule zurückließ und sie bei seiner Rückkehr noch vorfand? Wo sind eure hölzernen Löffel, eure eisernen Gabeln geblieben? Ist es nicht eine Schande für einen weisen Holländer, in einem Damastbette zu schlafen?"

„Geh nach Batavia," entgegnete der Amsterdamer; „verdiene, wie ich, zehn Tonnen Goldes und sieh zu, ob du nicht auch Lust bekommst, dich gut zu kleiden, gut zu essen und gut zu wohnen."

Seit dieser Unterredung schrieb man zwanzig Bände über den Luxus, die sammt und sonders so wenig zu seiner Verminderung wie zu seiner Vermehrung beitrugen.

Zweiter Abschnitt.

Seit 2000 Jahren ist man in Versen und in Prosa gegen den Luxus zu Felde gezogen und hat ihn dabei immer für sein Leben gern gehabt.

Was für Wunderdinge wurden nicht von den ältesten Römern erzählt? Wenn diese Räuber die Felder ihrer Nachbarn verheerten und plünderten; wenn sie, um ihr armseliges Dorf zu vergrößern, die armseligen Dörfer der Volsker

und Samniter zerstörten, so waren sie dabei doch die uneigennützigsten und tugendhaftesten Leute von der Welt. Sie hatten noch kein Gold, kein Silber und keine Edelsteine stehlen können, weil es dergleichen in den Flecken, über die sie herfielen, nicht gab. Ihre Wälder und Moräste erzeugten weder Rebhühner noch Fasanen, und man preist ihre Mäßigkeit.

Als sie sich nach und nach immer weiter ausbreiteten, als sie vom äußersten Winkel des adriatischen Meers bis an den Euphrat Alles geplündert, Alles eingesackt hatten und gescheit genug waren, die Früchte ihrer Räubereien zu genießen; als die Pflege der Künste bei ihnen Eingang fand; als sie an allen Arten von Vergnügen und Lustbarkeiten Geschmack fanden, und selbst den von ihnen besiegten Völkern Geschmack daran beibrachten: da, heißt es, hörten sie auf, weise und rechtschaffene Leute zu sein.

Alle diese Deklamazionen wollen weiter nichts sagen, als daß ein Dieb nie die Mahlzeit verzehren darf, die er gestohlen, nie das Kleid tragen, das er entwandt, noch sich mit dem Ringe schmücken, den er eingesackt hat. Er hätte, sagt man, dies Alles ins Wasser werfen müssen, um als ehrlicher Mann zu leben. Sagt lieber, er hätte nicht stehlen sollen. Verdammt die Räuber, wenn sie plündern; aber erklärt sie nicht für Thoren, wenn sie ihren Raub genießen. Aufrichtig gesprochen, wenn eine Menge englischer Seeleute sich mit der in Pondichery und Havanna gemachten Beute bereicherten, ist es ihnen wohl als Sünde anzurechnen, wenn sie davon, zum Ersatz für die im fernen Asien und Amerika ausgestandnen Mühseligkeiten, in London ein vergnügtes Leben führten?

Die Mäßigkeitsprediger möchten, daß man die durch das Loos der Waffen, durch Ackerbau, Handel und Kunstfleiß aufgehäuften Schätze verscharrte. Sie führen Lacedämon als

Beispiel an; warum nicht auch die Republik San-Marino? Was hatte Griechenland dem gepriesenen Sparta zu danken? Hatte dasselbe je einen Demosthenes, einen Sophokles, einen Apelles oder einen Phidias aufzuweisen? Der Luxus Athens erzeugte große Männer in jeder Gattung; Sparta hatte nur einige berühmte Feldherren, und auch die noch nicht einmal in so großer Anzahl wie andre Städte. Indessen mag immerhin eine so kleine Republik wie Lacedämon bei ihrer Armuth beharren[1]). Man stirbt am Ende immer, mag man nun an Allem Mangel leiden oder Alles besitzen, was das Leben angenehm machen kann. Der canadische Wilde fristet sein Leben und wird alt, wie der englische Bürger mit einer Einnahme von 50,000 Guineen. Aber wer wird je das Land der Irokesen England an die Seite stellen?

Mögen die Republik Ragusa und der Canton Zug Gesetze gegen den Aufwand erlassen: sie haben Recht, der Arme

---

1) Lacedämon vermied den Luxus nur, indem es an der Gemeinschaft oder der Gleichheit der Güter festhielt; beide vermochte es aber nur zu behaupten, indem es das Land durch ein Sklavenvolk bestellen ließ. Es war die Verfassung des Klosters Saint-Claude*), mit dem Unterschiede nur, daß die Mönche sich nicht erlaubten, ihre Leibeignen zu meuchelmorden, oder wie wilde Thiere todt zu schlagen. Das Bestehen völliger Gleichheit oder Gemeinschaft der Güter setzt immer ein Sklavenvolk voraus. Die Spartaner besaßen Tugenden wie die Straßenräuber, wie die Inquisitoren, wie alle jene Menschenklassen endlich, die durch die Gewohnheit mit dieser oder jener Art von Verbrechen so vertraut geworden sind, daß sie keine Gewissensbisse mehr empfinden, indem sie dieselben begehen. E.

*) Ein ehemaliges Benediktinerkloster in Franche Comté, dessen Unterthanen Voltaire umsonst von der Leibeigenschaft zu befreien suchte.

darf sich keine Ausgaben, die über seine Kräfte gehen, erlauben [1]); doch las ich irgendwo: .

Vor Allem wißt, daß Ueppigkeit und Pracht,
Verderblich zwar dem kleinen Staate,
Den großen reich und blühend macht [2]).

Versteht man unter Luxus Uebermaß, so weiß allerdings Jedermann, daß das Uebermaß in allen Dingen verderblich ist, in der Enthaltsamkeit wie in der Gefräßigkeit, in der Sparsamkeit wie in der Freigebigkeit. Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß es in meinen Dörfern, wo der Boden undankbar, die Abgaben schwer sind und das Verbot der Kornausfuhr kaum zu ertragen, doch kaum einen Landwirth gibt, der nicht seinen guten Tuchrock sammt guten Schuhen trüge und sich nicht gemächlich satt äße. Wenn dieser Bauer in seinem besten Kleide mit weißer Wäsche und frisirten und gepuderten Haaren seinen Acker bestellen wollte, so wäre das allerdings der größte und tollste Luxus; erschiene dagegen ein Bürger von Paris oder London wie jener Bauer gekleidet im Schauspiel, so wäre das die gröbste und lächerlichste Knickerei.

Als die Scheere erfunden wurde, die gewiß nicht aus dem graueſten Alterthum stammt, wie mag man da nicht gegen die Leute losgezogen sein, die sich die Nägel und die Haare

---

[1]) Die Gesetze gegen den Luxus sind ihrer Natur nach eine Verletzung des Eigenthumsrechts. Findet in einem kleinen Staate nicht eine große Ungleichheit des Vermögens statt, so wird auch kein Luxus dort herrschen; ist jene Ungleichheit vorhanden, so ist der Luxus ein Heilmittel dagegen. In Folge seiner Luxusgesetze eben verlor Genf seine Freiheit. C.

[2]) Aus V.'s satyrischem Gedichte defense du mondain ou l'apologie du luxe.

beſchnitten, damit ſie ihnen nicht mehr über die Naſe hingen? Man erklärte ſie ohne Zweifel für Stutzer und Verſchwender, die für ſchweres Geld ein Werkzeug der Eitelkeit kauften, um das Werk des Schöpfers zu verderben. Welche entſetzliche Sünde, die Hornhaut zu verkürzen, die Gott an unſern Fingerſpitzen wachſen läßt! Es war eine wahre Gotteslästerung. Und noch weit ſchlimmer wurde es, als man die Hemden und Strümpfe erfand. Welch ein Zetergeſchrei erhoben nicht die alten Staatsräthe, die nie welche getragen hatten, gegen die jungen Beamten, die ſolchen verderblichen Luxus mitmachten [1]).

---

[1]) Verſteht man unter Luxus Alles, was nicht zu den nothwendigen Bedürfniſſen gehört, ſo iſt der Luxus eine natürliche Folge des Fortſchritts der menſchlichen Gattung, und um konſequent zu bleiben, muß jeder Feind des Luxus mit J. J. Rouſſeau der Anſicht huldigen, daß der wahre Zuſtand des Glücks und der Tugend für den Menſchen nicht der des Wilden, ſondern jener des Orangutang ſei. Man fühlt, wie thöricht es wäre, Bequemlichkeiten, deren alle Menſchen ſich zu erfreuen haben, für ein Uebel anzuſehen; daher bezeichnet man als Luxus insgemein nur die überflüſſigen Dinge, deren Genuß nur eine kleine Anzahl von Individuen ſich verſchaffen kann. In dieſem Sinne iſt der Luxus eine nothwendige Folge des Eigenthums, ohne welche keine Geſellſchaft beſtehen kann, und einer ſehr ungleichen Vertheilung der Glücksgüter, die nicht in dem Eigenthumsrecht an ſich, ſondern in den ſchlechten Geſetzen ihren Grund hat. Schlechte Geſetze erzeugen alſo den Luxus und nur gute Geſetze können ihm abhelfen. Die Sittenlehrer ſollten ihre Bußpredigten an die Geſetzgeber und nicht an die Privatleute richten, weil die Ordnung der Dinge, wie ſie in dieſer Welt möglich ſind, es nun einmal mit ſich bringt, daß ein tugendhafter und aufgeklärter Mann vernünftige Geſetze zu geben vermag, und weil es andrerſeits der menſchlichen Natur widerſtreitet, daß alle Reiche in einem Lande aus Tugend auf alle Genüſſe des Vergnügens oder der Eitelkeit verzichten ſollten, die ſie ſich für ihr Geld verſchaffen können. E.

Ueber Bettelei.

(Dictionnaire philosophique.)

Jedes Land, wo die Bettelei ein förmlicher Beruf iſt, hat eine elende Regierung. Die Bettelei iſt, wie ich anderswo ſchon geſagt habe, ein Ungeziefer, das ſich an den Reichthum hängt[1]): ja, allein man muß es abſchütteln. Der Reichthum muß dafür ſorgen, daß es der Armuth nicht an Arbeit fehlt; die Hospitäler müſſen der Krankheit und dem Alter vorbehalten bleiben, die Werkſtätten der geſunden und rüſtigen Jugend.

Ich theile hier den Auszug aus einer Predigt mit, die ein Prediger vor 10 Jahren vor der Gemeinde St. Leu und St. Gilles hielt, welches bekanntlich die Gemeinde der Einfaltspinſel und der Verzückten iſt:

„Pauperes evangelisantur“ (Matth. 11, 5.): den Armen wird das Evangelium gepredigt.

„Was heißt Evangelium, ihr geliebten Bettler und Brüder? Es heißt eine gute Botſchaft. Es iſt alſo eine gute Botſchaft, die ich euch verkünden will. Und was für eine? Daß ihr, wenn ihr Faullenzer bleibt, auf einem Düngerhaufen verrecken werdet. Ihr ſollt wiſſen, daß es einſt auch königliche Faullenzer gab, wenigſtens erzählt man ſo, aber ſie hatten auch zuletzt nicht, wo ſie ihr Haupt hinlegten. Wenn ihr arbeitet, werdet ihr ſo glücklich ſein, wie andre Leute.

„Die Herren Prädikanten von St. Euſtache und St. Roche mögen vor den Reichen herrliche Predigten in blühendem Styl halten, die den Zuhörern eine leichte Verdauung

---

[1]) S. unten: Bemerkungen über Melon und Dutot ꝛc. I.

bei sanftem Schlummer, und dem Redner selbst 1000 Thaler zuwege bringen. Ich aber rede vor Leuten, die der Hunger wach hält. Arbeitet, um zu essen, sage ich euch; denn die Schrift lehrt: Wer nicht arbeitet, verdient nicht zu essen. Unser Bruder Hiob, der sich eine Zeit lang in eurer Lage befand, sagt, daß der Mensch zur Arbeit geschaffen ist, wie der Vogel zum Fliegen. Seht diese unermeßliche Stadt an, wo Jedermann arbeitet; die Richter stehen Morgens 4 Uhr auf, um euch Recht zu verschaffen oder euch auf die Galeeren zu schicken, wenn euer Faullenzen euch dahin bringt, ungeschickt zu stehlen.

„Der König arbeitet; er wohnt täglich seinem Staatsrath bei; er hat auch Feldzüge mitgemacht. Ihr werdet mir einwenden, daß er darum nicht reicher ist. Ich geb' es zu; allein es ist nicht seine Schuld. Die Finanzmänner wissen besser, als ihr und ich, daß nicht die Hälfte seiner Einkünfte in seine Schatulle fließt. Er war genöthigt, sein Silbergeschirr zu verkaufen, um uns gegen unsre Feinde zu vertheidigen. Es ist billig, daß wir ihm unsrerseits auch beistehen. Der „Menschenfreund" will ihm jährlich nur 75 Millionen zuerkennen; ein andrer Freund gibt ihm ohne Weiteres 740 Millionen. Aber unter allen diesen Freunden Hiob's ist nicht einer, der ihm nur einen Thaler vorschösse. Man muß tausenderlei sinnreiche Mittel aushecken, um uns den Thaler aus der Tasche zu spielen, woraus er dann erst um die Hälfte vermindert in die seinige gelangt.

„Arbeitet also, geliebte Brüder; helft euch selbst; denn ich sage euch, so ihr nicht selbst für euch sorgt, wird es Niemand thun. Man wird euch behandeln, wie man in einigen ernsthaften Vorstellungen den König behandelte. Man wird euch sagen: „Gott steh' euch bei!"

„Wir wollen in unsre Provinzen gehen, antwortet ihr;

wir wollen uns von den Gutsherren, Pächtern und Pfarrern füttern laſſen. Erwartet nicht, lieben Brüder, eure Füße unter ihren Tiſch zu ſtecken. Sie haben meiſtens alle Hände voll zu thun, um ſelbſt ſatt zu werden, trotz der „Methode, durch den Ackerbau ſchnell reich zu werden," und hundert Werken der Art, die man täglich in Paris zum Nutzen des Landes druckt, das die Verfaſſer nie beſtellt haben.

„Ich ſehe junge Leute unter euch, die nicht ohne Geiſt ſind; ſie wollen, ſagen ſie, Verſe machen, Broſchüren ſchreiben, an der Kirchenzeitung arbeiten, Schmähartikel für die Flugblätter, Leichenreden für die Biſchöfe und Arien für die komiſche Oper liefern. Nur zu! das iſt wenigſtens eine Beſchäftigung. Man ſtiehlt nicht an der Heerſtraße, wenn man an der Année littéraire ſchreibt, man beſtiehlt höchſtens ſeine Gläubiger. Doch macht es geſcheiter, geliebte Brüder in Chriſto, werthe Lumpenhunde, die ihr Gefahr lauft, mit eurem Bettelſtabe euch auf die Galeeren zu verirren: Tretet in einen der vier Bettelorden und Reichthum und Ehre kann euch nicht fehlen."

Vom Gelde.

(Dictionnaire philosophique.)

Man fragt beſtändig, welches Land in Europa das reichſte an Gelde ſei, und verſteht darunter, welches Volk am meiſten von den Metallen beſitze, wodurch die Gegenſtände des Handels repräſentirt werden. Aus gleichem Grunde fragt man, welches das ärmſte ſei; und wetteifernd melden ſich auf

diese Frage wohl an dreißig Nazionen, der Westfale, der Limosiner, der Baske, der Tyroler, der Walliser, der Graubündner, der Istrier, der Schotte, der Nord-Irländer, der Schweizer aus den Waldkantonen und vor Allen der Unterthan des Papstes.

Hinsichtlich des Landes, das am reichsten an Gelde ist, schwankt man heutzutage zwischen Frankreich, Spanien und Holland, welches letztere im J. 1600 fast noch nichts hatte.

Vor Zeiten, im 13., 14. und 15. Jahrhundert, war es ohne Widerrede das Gebiet der Dataria, welches das meiste baare Geld besaß. Auch hatte es unstreitig den bedeutendsten Handel. „Wie theuer verkauft ihr das?" fragte man einen Kaufmann. „Je nachdem die Leute mehr oder weniger dumm sind," erwiederte er.

Jedermann übersandte damals sein Geld dem römischen Hofe, und dieser versorgte dafür alle Welt mit geweihten Kügelchen, Agnis Dei, vollen und theilweisen Ablässen, Dispensazionen, Konfirmazionen, Exemzionen, Benedikzionen, ja selbst mit Exkommunikazionen gegen solche, die am römischen Hofe nicht gut angeschrieben standen, und auf welche die Zahler es gemünzt hatten.

Die Venezianer verkauften nichts dergleichen; allein der Handel des ganzen Abendlandes über Alexandria ging durch ihre Hände; nur durch sie bekam man Pfeffer und Zimmt. Das Geld, was nicht in die päpstliche Pfründenkammer floß, ging nach Venedig, bis auf das, was die Genueser und Toskaner bekamen. Alle andern Reiche waren so arm an baarem Gelde,

---

[1]) Die Abtheilung der päpstlichen Kurie, von der die im Folgenden spezifizirten kirchlichen Gnadensachen expedirt werden.

daß Karl VIII. ſich genöthigt ſah, die Juwelen der Herzogin von Savoyen zu borgen und zu verpfänden, um zur Eroberung Neapels, das er bald genug wieder verlor, ins Feld ziehen zu können. Die Venezianer hatten zahlreichere Heere im Sold als er. Ein Venezianiſcher Nobile hatte mehr Gold in ſeiner Schatulle und ein reicheres Silbergeſchirr auf ſeinem Tiſche, als der Kaiſer Maximilian mit dem Beinamen Pochi-Denari.

Die Dinge änderten ſich, da die Portugieſen als Eroberer in Indien eindringend den indiſchen Handel in die Hände bekommen und die Spanier mit 600 oder 700 Menſchen Mexiko und Peru unterjocht hatten. Bekanntlich kam dadurch der Handel Venedigs ſo wie der übrigen italieniſchen Städte gänzlich herunter. Philipp II. als Herr Spaniens, Portugals, der Niederlande, beider Sizilien, Mailands, eines Küſtenlandes von 800 Meilen in Aſien und der Gold- und Silberbergwerke Amerika's war der einzige reiche und folglich auch der einzige mächtige Fürſt in Europa. Die Spione, die er in Frankreich erkauft hatte, küßten fußfällig die katholiſchen Doublonen, und die wenigen Engels- und Karlsthaler, die im Reiche noch zirkulirten, ſtanden in keinem ſonderlichen Kredit. Man behauptet, daß ſeine Einnahme aus Amerika und Aſien ſich beinahe auf zehn Millionen Dukaten belief. Er hätte in der That Europa kaufen können, wäre nicht das Eiſen Heinrichs VI. und die Flotten der Königin Eliſabeth geweſen.

Das Dictionnaire encyclopédique zitirt im Artikel Argent den „Geiſt der Geſetze," wo es heißt: „Ich hörte oft die Verblendung der Räthe Franz des I. beklagen, welcher den Vorſchlag des Chriſtoph Columbus, Amerika für ihn zu entdecken, zurückwies. In der That ließ man ſich vielleicht durch

Unverstand zu einem sehr weisen Beschlusse bewegen." (Th. VII. S. 90. uns. Ausg.)

Wir ersehen aus der ungeheuren Macht Philipps, daß der vermeinte Beschluß der Räthe Franz des I. keineswegs so weise gewesen wäre. Wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß Franz I. zu der Zeit, als er das Anerbieten des Columbus zurückgewiesen haben soll, noch nicht geboren war. Jener Genueser landete in Amerika im J. 1492; Franz I. aber wurde 1494 geboren und bestieg erst im J. 1515 den Thron.

Vergleichen wir die Einnahme Heinrichs III., Heinrichs IV. und der Königin Elisabeth mit jener Philipps II: Elisabeths gewöhnliche Einkünfte betrugen nur 100,000 Pfund Sterling und mit Einschluß der außerordentlichen Steuern im Durchschnitt etwa 400,000. Dieser Ueberschuß aber ging für ihre Vertheidigung gegen Philipp II. darauf. Ohne die äußerste Sparsamkeit wäre sie verloren gewesen und England mit ihr.

Die Einnahme Heinrichs III. belief sich zwar auf 30 Millionen Livres nach damaligem Münzfuß; diese Summe verhielt sich zu der allein, die Philipp II. aus Indien bezog, wie 3 zu 10; indessen gelangte noch nicht einmal der dritte Theil dieses Geldes in den Schatz des Königs, der ein arger Verschwender war, fortwährend bestohlen wurde und folglich nie Geld hatte. Es weist sich aus, daß Philipp II. allein durch jenen einen Zweig seiner Einnahme zehnmal so reich war als jener.

Was Heinrich IV. betrifft, so ist es nicht der Mühe werth, seine Schätze mit denen Philipps II. zu vergleichen. Bis zum Frieden von Vervins hatte er nur so viel, als er aufzuborgen oder mit dem Degen in der Faust zu erwerben vermochte, und

er lebte wie ein irrender Ritter bis zu dem Zeitpunkte, da er der erſte König in Europa wurde.

England war immer ſo arm geweſen, daß der König Eduard III. der erſte war, der Goldmünzen ſchlagen ließ.

Man will wiſſen, was aus dem Golde und Silber wird, das beſtändig aus Mexico und Peru nach Spanien herüberſtrömt. Es fließt in die Taſchen der Franzoſen, der Engländer und Holländer, die unter ſpaniſchen Namen den Handel von Cadix in Händen haben, und die Produkte ihrer Manufakturen und Fabriken nach Amerika ſenden. Ein bedeutender Theil dieſes Geldes geht nach Oſtindien, um Gewürze, Baumwolle, Salpeter, Kandiszucker, Thee, Tücher, Diamanten und Affen zu bezahlen.

Man fragt ferner, was aus allen jenen Schätzen Indiens wird. Ich antworte: Schach Thamas Kulikan oder Schach Nadir hat den des großen Mogul ſammt allen ſeinen Edelſteinen mitgenommen. Man will wiſſen, wo alle jene Edelſteine, jenes Gold und Silber, das Schach Nadir nach Perſien mit fortnahm, geblieben iſt? Ein Theil davon wurde während der Bürgerkriege in die Erde verſcharrt und der Reſt von verſchiednen Räubern dazu angewandt, ſich Parteien zu machen. Denn wie Cäſar ſehr richtig ſagte, „für Geld bekommt man Soldaten und mit Soldaten kommt man zu Gelde.“

Eure Neugierde iſt noch nicht befriedigt; ihr möchtet gar zu gern auch wiſſen, wo die Schätze des Seſoſtris, des Krösus, des Cyrus, des Nebukadnezar und vor Allem die Schätze Salomos geblieben ſind, der allein 20,000,000 Livres und noch darüber nach unſrer Rechnung in Cassa gehabt haben ſoll.

Euch diene zur Erwiederung, daß all' dies viele Geld ſich auf Erden verbreitete. Seid verſichert, daß zur Zeit des Cyrus in Gallien, Germanien, Dänemark, Polen und Ruß-

land nicht ein Thaler zu finden war. Allmälig ist Alles ziemlich ins Gleichgewicht gekommen, ungerechnet, was an Vergoldungen verloren ging, was in der Kirche unsrer lieben Frau von Loretto und anderwärts eingescharrt und was vom „geizigen" Meere verschlungen wurde.

Wie machten es die Römer unter ihrem großen Romulus, dem Sohne des Mars und einer Nonne, und unter dem frommen Numa Pompilius? Ihr Gott war ein aus Eichenholz roh geschnitzter Jupiter, ihre Paläste Strohhütten, ihre Standarte ein Bündel Heu an einer Stange und in ihrer Tasche fand sich nicht ein Silbergroschen. Unsre Kutscher haben goldne Uhren, welche die sieben Könige von Rom so wenig wie ein Camillus, ein Manlius, Fabius oder irgend einer der Helden jener Zeit hätte bezahlen können.

Sollte zufällig die Frau eines General-Finanz-Einnehmers sich diesen Aufsatz von dem Schöngeist des Hauses bei ihrer Toilette vorlesen lassen, so würde sie ohne Zweifel eine grenzenlose Verachtung gegen die Römer der drei ersten Jahrhunderte fassen und weder einem Manlius, noch einem Curius oder Fabius den Zutritt in ihr Vorzimmer gestatten, wenn sie zu Fuß ankämen und nicht einmal den Einsatz zum Spiel mitbrächten.

Sie kannten nur Kupfermünzen. Dies Metall diente ihnen zugleich als Waffe und als Geld. Man kämpfte mit Kupfer und leistete seine Zahlungen darin. Drei oder vier Pfund Kupfer, zu 12 Unzen das Pfund, waren der Preis eines Ochsen. Man kaufte, was man bedurfte, auf dem Markte, wie jetzt, und es fehlte den Leuten so wenig wie zu irgend einer Zeit an Nahrung, Kleidern und Obdach. Die Römer, welche ärmer waren, als ihre Nachbarn, unterjochten letztere

er lebte wie ein irrender Ritter bis zu dem Zeitpunkte, da er der erſte König in Europa wurde.

England war immer ſo arm geweſen, daß der König Eduard III. der erſte war, der Goldmünzen ſchlagen ließ.

Man will wiſſen, was aus dem Golde und Silber wird, das beſtändig aus Mexico und Peru nach Spanien herüberſtrömt. Es fließt in die Taſchen der Franzoſen, der Engländer und Holländer, die unter ſpaniſchen Namen den Handel von Cadix in Händen haben, und die Produkte ihrer Manufakturen und Fabriken nach Amerika ſenden. Ein bedeutender Theil dieſes Geldes geht nach Oſtindien, um Gewürze, Baumwolle, Salpeter, Kandiszucker, Thee, Tücher, Diamanten und Affen zu bezahlen.

Man fragt ferner, was aus allen jenen Schätzen Indiens wird. Ich antworte: Schach Thamas Kulikan oder Schach Nadir hat den des großen Mogul ſammt allen ſeinen Edelſteinen mitgenommen. Man will wiſſen, wo alle jene Edelſteine, jenes Gold und Silber, das Schach Nadir nach Perſien mit fortnahm, geblieben iſt? Ein Theil davon wurde während der Bürgerkriege in die Erde verſcharrt und der Reſt von verſchiednen Räubern dazu angewandt, ſich Parteien zu machen. Denn wie Cäſar ſehr richtig ſagte, „für Geld bekommt man Soldaten und mit Soldaten kommt man zu Gelde.“

Eure Neugierde iſt noch nicht befriedigt; ihr möchtet gar zu gern auch wiſſen, wo die Schätze des Seſoſtris, des Krösus, des Cyrus, des Nebukadnezar und vor Allem die Schätze Salomos geblieben ſind, der allein 20,000,000 Livres und noch darüber nach unſrer Rechnung in Cassa gehabt haben ſoll.

Euch diene zur Erwiederung, daß all' dies viele Geld ſich auf Erden verbreitete. Seid verſichert, daß zur Zeit des Cyrus in Gallien, Germanien, Dänemark, Polen und Rußſ-

land nicht ein Thaler zu finden war. Allmälig ist Alles ziemlich ins Gleichgewicht gekommen, ungerechnet, was an Vergoldungen verloren ging, was in der Kirche unsrer lieben Frau von Loretto und anderwärts eingescharrt und was vom „geizigen" Meere verschlungen wurde.

Wie machten es die Römer unter ihrem großen Romulus, dem Sohne des Mars und einer Nonne, und unter dem frommen Numa Pompilius? Ihr Gott war ein aus Eichenholz roh geschnitzter Jupiter, ihre Paläste Strohhütten, ihre Standarte ein Bündel Heu an einer Stange und in ihrer Tasche fand sich nicht ein Silbergroschen. Unsre Kutscher haben goldne Uhren, welche die sieben Könige von Rom so wenig wie ein Camillus, ein Manlius, Fabius oder irgend einer der Helden jener Zeit hätte bezahlen können.

Sollte zufällig die Frau eines General-Finanz-Einnehmers sich diesen Aufsatz von dem Schöngeist des Hauses bei ihrer Toilette vorlesen lassen, so würde sie ohne Zweifel eine grenzenlose Verachtung gegen die Römer der drei ersten Jahrhunderte fassen und weder einem Manlius, noch einem Curius oder Fabius den Zutritt in ihr Vorzimmer gestatten, wenn sie zu Fuß ankämen und nicht einmal den Einsatz zum Spiel mitbrächten.

Sie kannten nur Kupfermünzen. Dies Metall diente ihnen zugleich als Waffe und als Geld. Man kämpfte mit Kupfer und leistete seine Zahlungen darin. Drei oder vier Pfund Kupfer, zu 12 Unzen das Pfund, waren der Preis eines Ochsen. Man kaufte, was man bedurfte, auf dem Markte, wie jetzt, und es fehlte den Leuten so wenig wie zu irgend einer Zeit an Nahrung, Kleidern und Obdach. Die Römer, welche ärmer waren, als ihre Nachbarn, unterjochten letztere

und vergrößerten im Verlauf von etwa 500 Jahren ihr Gebiet fortwährend, ehe sie daran dachten, Silbergeld zu prägen.

Die Soldaten Gustav Adolfs hatten in Schweden ihre Löhnung nur in Kupfer bekommen, ehe er Eroberungen in fremden Ländern machte.

Sobald man nur irgend ein Tauschpfand für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse hat, geht der Handel seinen Gang. Es kommt nichts darauf an, ob dies Tauschpfand in Muscheln oder in Papier besteht. Gold und Silber haben nur deshalb auf die Dauer überall die Oberhand behalten, weil sie seltner sind.

In Asien kam man zuerst auf den Gedanken, Gold- und Silbermünzen zu prägen, wie denn Asien überhaupt die Wiege aller Künste war.

Im trojanischen Kriege ist von gemünztem Gelde keine Rede. Man wiegt dort Gold und Silber. Agamemnon konnte einen Schatzmeister, aber keinen Münzhof haben.

Was mehrere Gelehrte auf die gewagte Vermuthung brachte, daß der Pentateuch erst zu der Zeit niedergeschrieben sei, als die Hebräer allmälig durch ihre Nachbarn gemünztes Geld kennen lernten und selbst in die Hände bekamen, ist eben der Umstand, daß dort an mehr als einer Stelle von Sekeln die Rede ist. Es heißt, Abraham, der ein Fremdling war und keinen Zoll breit Landes in Kanaan besaß, habe dort einen Acker und eine Höhle gekauft, um sein Weib zu begraben und zwar um „400 Sekel Silber, das im Kauf gäng und gebe war.“ Der sinnreiche Dom Calmet schätzt diese Summe auf 448 Livres 6 Sous 9 Pfennige nach den alten aufs Geradewohl ersonnenen Berechnungen, die Mark Silber zu 26 Livres gerechnet. Da aber die Mark um die Hälfte erhöht ist, würde jene Summe 869 Livres betragen. Da es nun aber damals

kein geprägtes Geld gab, macht dies eine kleine Schwierigkeit, die nicht leicht zu heben ist.

Wir könnten hier beiläufig der Schätze gedenken, die David seinem Sohne Salomo an gemünztem Gelde hinterließ und die sich nach Einigen auf 21 oder 22, nach Andern auf 25,000,000,000 Livres Tournois belaufen haben sollen. Kein königlicher Schatzmeister und kein Defterdar des Großtürken würde sich getrauen, den Schatz des Königs Salomo genau zu berechnen. Doch die jungen Baccalaureen von Oxford und der Sorbonne sind im Umsehen damit fertig.

Ich rede hier nicht von den zahllosen Begegnissen des Geldes, seit es geschlagen, geprägt, geschätzt, verschlechtert, verschleudert, zusammengescharrt und gestohlen wurde, ohne auf allen seinen Wanderungen je aufzuhören, der Gegenstand der Liebe und Sehnsucht der Menschheit zu sein. Man liebt es so sehr, daß bei allen christlichen Fürsten der Form nach noch ein altes Gesetz besteht, wodurch die Ausführung des Goldes und Silbers aus dem Reiche verboten ist. Dies Verbot setzt entweder voraus, daß jene Fürsten über Tollhäusler herrschen, die zum Zeitvertreib im Auslande ihr Geld wegwerfen, oder daß man einem Fremden seine Schulden nicht bezahlen darf. Es liegt gleichwohl am Tage, daß Niemand so unsinnig ist, sein Geld ohne Grund wegzugeben, daß man aber, wenn man Schulden im Auslande kontrahirt hat, dieselben entweder in Wechseln oder in Waaren oder in klingender Münze bezahlen muß. In der That ist auch dies Gesetz nie mehr in Kraft getreten, seitdem man nach und nach die Augen aufgethan hat, was übrigens noch nicht so gar lange her ist.

Es ließe sich Mancherlei über das gemünzte Geld sagen, so wie auch über die unbillige und lächerliche Vermehrung

deſſelben, wodurch ein Staat mit einem Schlage beträchtliche Summen einbüßt; ferner über die Umſchmelzung oder Umprägung mit Erhöhung des idealen Werthes, wodurch die Nachbarn und ſämmtliche Feinde des Staats, der ſie vornimmt, angereizt werden, ſein Geld gleichfalls umzuprägen und ſich auf ſeine Koſten zu bereichern; über zwanzig andre Kunſtſtücke endlich, die man erſann, um ſich zu Grunde zu richten. Verſchiedne neue Bücher ſind voll geiſtreicher Betrachtungen über dieſen Gegenſtand. Es iſt leichter, über das Geld zu ſchreiben, als es zu erwerben, und wer ſich auf dieſe Kunſt verſteht, lacht ins Fäuſtchen über den, der nur davon zu reden weiß.

Am Allgemeinen beſteht die Regierungskunſt darin, dem größern Theile der Staatsbürger ſo viel Geld abzunehmen, als man irgend kann, um es dem kleinern zuzuwenden.

Man fragt, ob es möglich ſei, ein Reich, deſſen Boden im Ganzen fruchtbar iſt, radikal zu Grunde zu richten. Die Antwort kann nur dahin lauten, daß es allerdings unthunlich ſcheint, indem man ſeit dem Kriege von 1689 bis zu Ende des Jahrs 1769, da wir dies ſchreiben, ſich faſt ununterbrochen alle erſinnliche Mühe gegeben hat, Frankreich ohne Rettung zu Grunde zu richten, ohne es doch je erreichen zu können. Das Land iſt ein kräftiger Körper, der 80 Jahre lang am Fieber, oft mit verdoppelten Paroxismen, laborirte und obendrein von Quackſalbern behandelt wurde, der aber bei alle dem am Leben bleibt.

Will man eine intereſſante, wohldurchdachte Abhandlung über das Geld in verſchiednen Ländern leſen, ſo ſchlage man den Artikel Monnaie vom Chevalier Jaucourt in der Encyklopädie nach. Der Gegenſtand hätte nicht gründlicher und unparteiiſcher beſprochen werden können. Es iſt eine ſchöne

Sache, ſo gründlich und erſchöpfend über einen Gegenſtand zu ſprechen, den man verachtet.

Ueber den Handel.

(Dictionnaire philosophique.)

Seit dem Unglück Karthago's war kein Volk zugleich durch den Handel und durch die Waffen mächtig, bis im Mittelalter Venedig dies Beiſpiel gab. Nachdem die Portugieſen das Vorgebirge der guten Hoffnung umſegelt hatten, ſpielten ſie eine Zeitlang auf den Küſten Indiens die großen Herren, in Europa aber hatte ihre Macht nie viel zu bedeuten. Die vereinigten Niederlande ſpielten wider ihren Willen eine kriegeriſche Rolle, und nicht kraft ihrer Vereinigung unter ſich, ſondern in Folge ihrer Vereinigung mit England vermochten ſie bei der Aufrechthaltung des europäiſchen Gleichgewichts zu Anfang des 18. Jahrhunderts hülfreiche Hand zu leiſten.

Karthago, Venedig und Amſterdam waren mächtig; allein ſie machten es, wie die Kaufleute bei uns zu Lande, die erſt durch den Handel reich werden und ſich dann anſehnliche Rittergüter kaufen. Weder Karthago, noch Venedig, Holland oder irgend ein andres Volk fing mit Krieg und Eroberungen an, um mit dem Handel aufzuhören. Die Engländer ſind in dieſer Beziehung die einzigen. Sie ſchlugen ſich lange auf Tod und Leben herum, ehe ſie rechnen lernten. Als ſie die Schlachten von Azincourt, Crecy und Poitiers gewannen, wußten ſie nicht, daß ſie eine Menge Korn verkaufen und ſchönes Tuch verfertigen könnten, das ihnen weit mehr einbringen

würde. Die Belehrung hierüber allein erleuchtete, bereicherte und kräftigte die Nazion. London war ein armseliger und ländlich roher Ort zu der Zeit, da Eduard III. halb Frankreich eroberte. Nur weil die Engländer zu Kaufleuten wurden, konnte London an Größe und Einwohnerzahl Paris den Rang ablaufen; nur in Folge dessen kann England zweihundert Kriegsschiffe stellen und verbündete Könige besolden. Die Völker Schottlands sind von Natur kriegerisch und geistvoll; woher kommt es denn nur, daß ihr Land unter dem Namen der Vereinigung zur englischen Provinz geworden ist? Daher, daß Schottland nur Kohlen, England dagegen feines Zinn, schöne Wolle, treffliches Korn, Fabriken und Handelskompagnien besitzt.

Als Italien vor Ludwig XIV. zitterte und seine Heere, schon im Besitz Savoyens und Piemonts, auf dem Punkte standen, Turin einzunehmen, mußte der Prinz Eugen fernher aus Deutschland dem Herzoge von Savoyen zu Hülfe eilen. Er hatte kein Geld, ohne welches man weder Städte erobern, noch sie vertheidigen kann. Er nahm seine Zuflucht zu den englischen Kaufleuten und in einer halben Stunde lagen fünf Millionen für ihn bereit. Damit entsetzte er Turin, schlug die Franzosen und schrieb darauf denen, die ihm jene Summe vorgestreckt hatten, folgende Zeilen: „Meine Herren, „ich habe Ihr Geld richtig erhalten, und schmeichle mir, es „zu Ihrer Zufriedenheit verwandt zu haben.“ Alles dies erfüllt einen englischen Kaufmann mit gerechtem Stolz und bewirkt, daß er sich nicht ohne einigen Grund einem römischen Bürger an die Seite zu stellen wagt. Daher hält auch der Bruder eines Pairs des Königreichs den Handel durchaus nicht unter seiner Würde. Der Staatsminister Lord Townschend hat einen Bruder, der sich mit dem Looſe eines Kaufmanns

in der City begnügt. Zu der Zeit, da Lord Oxford England regierte, war sein jüngerer Bruder Faktor in Aleppo, das er nicht verlassen wollte und wo er auch gestorben ist. Diese Gewohnheit, die sich indessen leider immer mehr zu verlieren scheint, kommt hochadligen deutschen Junkern, denen nur ihr Stammbaum im Kopfe steckt, wie eine himmelschreiende Unsitte vor. Sie können nicht begreifen, wie der Sohn eines englischen Pairs nichts weiter sein sollte, als ein reicher und mächtiger Bürger, während man in Deutschland mit den Fürsten die Straßen pflastern kann. Man sah wohl an dreißig Durchlauchten desselben Namens, die weiter nichts aufzuweisen haben, als ihr Wappen und ihren hochgeborenen Dünkel.

In Frankreich kann sich jeder zum Marquis machen; und jeder, der mit gehörig gespicktem Beutel und allenfalls einem Namen auf as oder ille aus einer entlegenen Provinz nach Paris kommt, kann sagen: „Ein Mann wie ich! ein Mann von meinem Stande!" und einen Kaufmann verächtlich über die Achsel ansehen. Der Kaufmann selbst hört so oft mit Geringschätzung von seinem Berufe sprechen, daß er einfältig genug ist, darüber zu erröthen. Ich weiß indessen nicht, wer von beiden dem Staate größern Nutzen schafft: ein wohl frisirter und gepuderter Hofherr, der auf ein Haar weiß, zu welcher Stunde der König aufsteht und wann er zu Bett geht, und der, sonst die Hochmuth selbst, nur im Vorzimmer des Ministers den unterthänigen Knecht spielt; oder ein Kaufmann, der sein Vaterland bereichert, der von seinem Schreibtisch aus Befehle nach Surate und Kairo sendet und der zum Glück der Welt das Seinige beiträgt.

Bemerkungen

über

John Law, Melon und Dutot; über Handel, Luxus, Münzwesen und Abgaben.

1738.

Man versteht sich in Frankreich seit den letzten zwanzig Jahren besser auf den Handel, als in der ganzen Zeit von Pharamund bis auf Ludwig XIV. Er war früher eine geheime Kunst, eine Art Alchymie in den Händen von drei oder vier Menschen, die in der That Gold machten und ihr Arkanum nicht' ausschwatzten. Die Masse des Volks befand sich in so tiefer Unwissenheit über dies wichtige Geheimniß, daß nicht leicht ein Minister oder ein Richter zu finden war, der über die Begriffe Akzien, Prämien, Wechsel und Dividenden hätte Auskunft geben können. Ein John Law mußte erst aus Schottland nach Frankreich kommen und unsre ganze Staatswirthschaft über den Haufen werfen, um uns zu belehren. Er wagte bei der entsetzlichsten Zerrüttung unsrer Finanzen und dem allgemeinsten Mangel, eine Bank und eine indische Handelskompagnie zu errichten. Es war eine Kur, wie ein Brechmittel für einen Kranken; wir nahmen zu viel davon und bekamen Zuckungen. Aber am Ende blieb uns doch von den Trümmern seines Systems eine indische Kompagnie mit einem Fonds von 50 Millionen. Wie glänzend würde erst die Kur ausgefallen sein, wenn wir von der Arznei nicht mehr als die gehörige Dosis genommen hätten! Der Staatskörper wäre dann, sollt' ich meinen, der kräftigste und mächtigste von der Welt.

Zur Zeit als die jetzige indische Handelskompagnie errichtet wurde, herrschten unter uns noch so grobe Vorurtheile, daß die Sorbonne die Aktiendividende für Wucher erklärte. Eben so beschuldigte man im J. 1470 die ersten deutschen Buchdrucker, die in Frankreich ihr Gewerbe ausüben wollten, der Hexerei.

Wir Franzosen müssen wahrlich gestehen, daß wir in allen Dingen ziemlich spät nachhinkten. Unsre ersten Schritte in Bezug auf Kunst und Wissenschaft gingen darauf aus, uns der Einführung der Wahrheiten, die wir dem Auslande verdankten, zu widersetzen. Wir schreiben Thesen gegen den Blutumlauf, nachdem er in England, und gegen die Bewegung der Erde, nachdem sie in Deutschland bewiesen worden war; ja sogar die wohlthätigsten Heilmittel wurden durch richterlichen Spruch geächtet. Wahrheiten verkünden, den Menschen etwas Nützliches vorschlagen, ist ein sichres Mittel, sich Verfolgungen auszusetzen. John Law, jener Schotte, dem wir unsre indische Kompagnie und aufgeklärtere Begriffe über den Handel verdanken, wurde aus Frankreich verjagt und starb zu Venedig im Elend; und gleichwohl hatten wir kaum 300 große Handelsschiffe, als er sein System in Vorschlag brachte, und besitzen jetzt[1]) in Folge desselben 1800. Wir verdanken sie ihm, sind aber weit entfernt, dies anzuerkennen.

Jedermann kennt heutzutage die Grundlehren des Handels; wir bekommen nachgrade gute Bücher über diesen Gegenstand. Der „Versuch über den Handel" von Melon ist das Werk eines geistreichen, denkenden Patrioten. Es athmet den Geist des Jahrhunderts und ich zweifle, ob selbst zu Colbert's Zeit zwei Menschen in Frankreich im Stande gewe-

[1]) Dies wurde i. J. 1738 geschrieben.

sen wären, ein solches Buch zu schreiben. Gleichwohl finden sich in diesem trefflichen Werke noch manche Irrthümer; so schwer ist der Weg zu finden, der zur Wahrheit führt. Es ist zweckmäßig die Mißgriffe aufzudecken, die sich in einem nützlichen Buche finden; ja nur in einem solchen sollte man sie aufdecken. Es heißt ein gutes Werk ehren, wenn man ihm widerspricht; schlechte Bücher verdienen diese Ehre nicht.

Ich hebe hier einige Sätze aus, die mir nicht richtig zu sein schienen.

I. Der Verfasser erklärt die Länder, wo es die meisten Bettler gebe, für die am tiefsten in Barbarei versunkenen. Meines Bedünkens ist keine Stadt weniger in Barbarei versunken als Paris, und gleichwohl hat keine mehr Bettler aufzuweisen. Die Bettelei ist ein Ungeziefer, das sich an den Reichthum hängt; von den äußersten Enden des Reichs strömen die Müßiggänger in Paris zusammen, um den Reichthum und die Wohlthätigkeit zu brandschatzen. Es ist ein schwer auszurottender Mißbrauch, der aber nur beweist, daß es Menschen gibt, die erbärmlich genug sind, lieber Almosen zu fordern, als durch ehrliche Arbeit ihr Brod zu verdienen. Die Bettelei ist ein Beweis von Reichthum und Liederlichkeit, nicht aber von Barbarei.

II. Er behauptet zu wiederholten Malen, Spanien würde ohne den Besitz Amerikas mächtiger sein. Er stützt sich dabei auf die Entvölkerung Spanien's und den Zustand der Schwäche, worin dies Reich so lange danieder lag. Diese Ansicht, daß Amerika Spanien geschwächt habe, findet man wohl bei hundert Schriftstellern [1]); allein wenn sie hätten erwägen wollen,

[1]) Vgl Montesquieu, G. d. G. Th. 7, S. 87, ff. unsr. Ausg. u. B.'s Anm. das. S. 90.

daß die Schätze der neuen Welt den Kitt der Macht Karl's V. bildeten, und daß durch sie Philipp II. wirklich zum Herrn von ganz Europa geworden wäre, wenn nicht Heroen wie Heinrich der Große, Elisabeth und die Prinzen von Oranien ihm gegenüber gestanden, so würden jene Schriftsteller ihre Meinung geändert haben. Man hielt die spanische Monarchie für gänzlich abgestorben, weil die Könige Philipp III., Philipp IV. und Karl II. unglücklich oder schwach waren. Allein man sehe nur, wie diese Monarchie unter dem Kardinal Alberoni plötzlich ein ganz neues Leben begann; man werfe die Augen auf Afrika und Italien, den Schauplatz der Eroberungen der jetzigen spanischen Regierung, und man wird einräumen müssen, daß die Völker sind, wozu Könige oder Minister sie machen. Muth, Kraft, Betriebsamkeit und alle geistige Fähigkeiten schlafen, bis ein überlegner Genius auftritt und sie weckt. Auf dem Kapitol hausen jetzt Barfüßer, und an dem nämlichen Orte, wo besiegte Könige dem Triumphwagen eines Paulus Aemilius folgten, theilt man jetzt Rosenkränze aus. Doch laßt nur einen Kaiser in Rom residiren, der dem Julius Cäsar nachartet, und die Römer werden selbst wieder zu Cäsaren werden.

Was die Entvölkerung Spaniens betrifft, so macht man mehr Aufhebens davon, als sie wirklich zu bedeuten hat; und wie dem auch sei, so sind ja das Königreich und die davon abhängenden Staaten in Amerika Provinzen eines und desselben Reichs und nur durch einen Raum getrennt, den man in zwei Monaten durchsegelt. Ihre Schätze werden endlich vermöge einer nothwendigen Zirkulazion die unsern; Koschenille, Indigo, Quinquina und die Bergwerke Mexiko's und Peru's gehören uns, so wie eben in Folge dessen unsre Manufakturen den Spaniern. Wenn Amerika ihnen zur Last wäre,

würden sie dann dies Land wohl den Fremden länger so hartnäckig versperren? Hält man die Ursache des eignen Ruins so ängstlich fest, wenn man 200 Jahre Zeit hatte, seine Betrachtungen darüber anzustellen[1]).

III. Er behauptet, nicht der Verlust an Soldaten sei das Hauptübel des Kriegs; hunderttausend Mann, die vielleicht darin umkämen, könnten gegen 20 Millionen kaum in Anschlag gebracht werden; durch die Vermehrung der Auflagen dagegen würden 20 Millionen Menschen unglücklich. Ich gebe ihm zu, daß Frankreich eine Bevölkerung von 20 Millionen Seelen hat, muß aber dagegen protestiren, daß es besser sei, 100,000 Menschen zu erwürgen, als von der übrigen Nazion einige Steuern mehr zu beziehen. Doch das ist nicht Alles; es findet hier ein eben so auffallender, als beklagenswerther Fehler in der Rechnung statt. Ludwig XIV. hatte während des Kriegs von 1701 mit Einschluß der Seesoldaten 440,000 Mann im Solde. Nie hatte das römische Reich ein solches Heer auf den Beinen. Nun hat man aber die Bemer-

---

[1]) Die Kolonien waren anfangs eine wahre Quelle des Reichthums für den König von Spanien, allein der Ertrag der Bergwerke übersteigt jetzt die Kosten des Bergbau's so wenig, daß die Abgaben davon kaum der Rede werth sind. Die Erbärmlichkeit der Gesetzgebung hinsichtlich des Handels jener Kolonien und die Gebrechen ihrer innern Verwaltung machen es ihnen unmöglich, der Nazion zu nützen, sei es als Mittel zur Förderung des Landbau's und der Industrie, oder als Provinzen, deren Vereinigung die Macht des Reichs, wovon sie einen Theil ausmachen, vergrößert. Es wäre übrigens durchaus nichts Unerhörtes, wenn eine Nazion Jahrhunderte lang ihre wahren Interessen ihren Vorurtheilen und ihrem Stolze zum Opfer brächte. Sehr wahr ist es indessen, daß Spaniens Entvölkerung und Schwäche Wirkungen seiner schlechten Gesetze, nicht aber Folgen des Besitzes seiner Kolonien sind. E.

kung gemacht, daß jedes Heer im Durchschnitt am Schluß des Feldzugs um den fünften Theil zusammen geschmolzen ist, sei es nun durch Seuchen, durch unglückliche Zufälle oder durch Feuer und Schwerdt. Das sind also 88,000 kräftige Männer, die der Krieg jedes Jahr wegrafft; mithin hat der Staat nach zehn Jahren 880,000 Menschen verloren, nicht zu gedenken der Kinder, die sie erzeugt haben würden. Wenn nun Frankreich etwa 18 Millionen Seelen zählt, so rechne man etwa die Hälfte davon auf die Weiber, und ziehe noch die Zahl der Greise, Kinder, Priester, Beamten und Arbeiter ab: wie viele bleiben dann übrig, um die Nazion zu vertheidigen? Von 18 Millionen behält man kaum 1,800,000 Mann, und davon rafft der Krieg in 10 Jahren beinahe 900,000 hinweg; er vertilgt aus dem Volke die Hälfte von denen, die für dasselbe kämpfen können, und man will eine Auflage für ein traurigeres Uebel erklären als ihren Tod!

Nachdem ich diese Unachtsamkeiten hervorgehoben, die der Verfasser selbst würde abgestellt haben, sei mir die Befriedigung vergönnt, allem dem, was er über die Handelsfreiheit, über die Lebensmittel, über die Wechsel, und namentlich über den Luxus sagt, meine volle Beistimmung zu schenken. Diese weise Apologie des Luxus ist bei unserm Schriftsteller um so schätzenswerther, und hat in seinem Munde um so mehr Gewicht, da er selbst die einfache Lebensweise eines Philosophen führte.

In der That, was ist der Luxus? Ein Wort ohne bestimmten Begriff, fast wie wenn wir von dem Klima des Orients und des Okzidents sprechen; es gibt in der That weder Orient noch Okzident; es gibt keinen Punkt, wo die Erde auf- oder unterginge; oder wenn man lieber will, jeder Punkt ist Orient und Okzident. Eben so verhält es sich mit

dem Luxus: mancher gilt es gar frönen, aber er ist überall. Versetzen wir uns in die Zeiten, wo unsere Väter keine Hemden trugen. Hätte Jemand ihnen gesagt: „Ihr müßt auf dem bloßen Leibe Stoffe tragen, die feiner und leichter, als das feinste Tuch, und weißer als Schnee sind: ihr müßt sie alle Tage wechseln, und wenn sie etwas schmutzig sind, müßt ihr ihnen vermittelst einer künstlich zubereiteten fettigen Masse ihre ursprüngliche Weiße wieder geben lassen," so würde alle Welt geschrieen haben: „Ah, welcher Luxus! welche Weichlichkeit! Eine solche Herrlichkeit würde sich kaum für einen König schicken. Ihr wollt unsre Sitten verderben und den Staat zu Grunde richten." Versteht man unter Luxus die Ausgaben eines reichen Mannes? Aber sollte er wie ein Armer leben, er, durch dessen Luxus allein die Armen leben? Die Ausgaben müssen das Thermometer des Vermögens jedes Privatmannes sein, und der allgemeine Luxus ist demnach das untrügliche Wahrzeichen eines mächtigen und ehrfurchtgebietenden Reichs. Unter Karl dem Großen, unter Franz I., unter dem Ministerium des großen Colbert, und unter dem jetzigen, waren die Ausgaben am bedeutendsten, womit zugleich gesagt ist, daß die Künste in der höchsten Blüthe standen.

Was wollte der bittre, satirische La Bruyère, was wollte dieser forcirte Sauertopf sagen, da er ausrief: „Unsre „Väter verstanden sich nicht darauf, den Prunk höher zu „achten als nützliche Dinge; sie klärten sich nicht mit Kerzen„licht auf, das Wachs blieb dem Altar und dem Louvre vor„behalten. Sie sagten nicht: Man spanne die Pferde an „meine Kutsche; auf Speise- und Schenktischen glänzte nur „Zinn, das Silber lag im Kasten ꝛc.?" Heißt das nicht unsern Vätern eine ergötzliche Lobrede halten, weil sie weder

Ueberfluß noch Kunstfleiß, weder Geschmack noch Sauberkeit kannten? Das Silber lag im Kasten. War dem so, so war es eine große Dummheit. Das Silber ist dazu in der Welt, um zu zirkuliren, um alle Künste in Flor zu bringen, um die Betriebsamkeit der Menschen zu wecken und zu lohnen. Wer es im Kasten behält, ist ein schlechter Bürger, und selbst ein schlechter Haushälter. Nur indem man es ausgibt, schafft man sich selbst und dem Vaterlande Nutzen. Wird man nie müde werden, die Fehler der Vergangenheit anzupreisen und den Vorzügen der Gegenwart Hohn zu sprechen?[1])

Das Buch Melon's gab Veranlassung zu einem andern von Dutot, das jenes an Gründlichkeit und Richtigkeit weit übertrifft; und das Werk Dutot's wird wieder ein andres von dem berühmten Du Verney ins Leben rufen, das wahrscheinlich die beiden andern an Gehalt weit überflügeln wird, da es einen Staatsmann zum Verfasser hat[2]). Noch nie standen die schönen Wissenschaften in so enger Verbindung mit

---

[1]) Ueber die politischen Wirkungen des Luxus sehe man Smith's Abhandlung über den Reichthum, eins der tiefgedachtesten und nützlichsten Bücher, die unser Jahrhundert hervorgebracht hat*). La Bruyère zeigt sich in seiner vollen Kraft überall, wo es gilt, die Schwächen des menschlichen Herzens und die kleinlichen Züge der Eigenliebe zu entwickeln und zu schildern. Dann reicht er nahe an La Rochefoucauld, dem er gleichwohl an Originalität und Tiefe der Ideen und an Natürlichkeit des Ausdrucks noch immer nachsteht. So oft aber La Bruyère sich über jene Beobachtungen im Einzelnen erheben will, sinkt er unter die Mittelmäßigkeit herab. E.

*) Condorcet begleitete Roucher's französische Ausgabe von Ad. Smith's Werk mit einem kritischen und ergänzenden Kommentar.

[2]) Das Buch von Du Verney ist nie erschienen. Voltaire theilt hier die Erwartung der Zeit, in welcher er schrieb.

dem Luxus; entweder gibt es gar keinen, oder er ist überall. Versetzen wir uns in die Zeiten, wo unsere Väter keine Hemden trugen. Hätte Jemand ihnen gesagt: „Ihr müßt auf dem bloßen Leibe Stoffe tragen, die feiner und leichter, als das feinste Tuch, und weißer als Schnee sind; ihr müßt sie alle Tage wechseln, und wenn sie etwas schmutzig sind, müßt ihr ihnen vermittelst einer künstlich zubereiteten fettigen Masse ihre ursprüngliche Weiße wieder geben lassen," so würde alle Welt geschrieen haben: „Ach, welcher Luxus! welche Weichlichkeit! Eine solche Herrlichkeit würde sich kaum für einen König schicken. Ihr wollt unsre Sitten verderben und den Staat zu Grunde richten." Versteht man unter Luxus die Ausgaben eines reichen Mannes? Aber sollte er wie ein Armer leben, er, durch dessen Luxus allein die Armen leben? Die Ausgaben müssen das Thermometer des Vermögens jedes Privatmannes sein, und der allgemeine Luxus ist demnach das untrügliche Wahrzeichen eines mächtigen und ehrfurchtgebietenden Reichs. Unter Karl dem Großen, unter Franz I., unter dem Ministerium des großen Colbert, und unter dem jetzigen, waren die Ausgaben am bedeutendsten, womit zugleich gesagt ist, daß die Künste in der höchsten Blüthe standen.

Was wollte der bittre, satirische La Bruyère, was wollte dieser forcirte Sauertopf sagen, da er ausrief: „Unsre „Väter verstanden sich nicht darauf, den Prunk höher zu „achten als nützliche Dinge; sie klärten sich nicht mit Kerzen„licht auf, das Wachs blieb dem Altar und dem Louvre vor„behalten. Sie sagten nicht: Man spanne die Pferde an „meine Kutsche; auf Speise- und Schenktischen glänzte nur „Zinn, das Silber lag im Kasten ꝛc.?" Heißt das nicht unsern Vätern eine ergötzliche Lobrede halten, weil sie weder

Ueberfluß noch Kunstfleiß, weder Geschmack noch Sauberkeit kannten? Das Silber lag im Kasten. War dem so, so war es eine große Dummheit. Das Silber ist dazu in der Welt, um zu zirkuliren, um alle Künste in Flor zu bringen, um die Betriebsamkeit der Menschen zu wecken und zu lohnen. Wer es im Kasten behält, ist ein schlechter Bürger, und selbst ein schlechter Haushälter. Nur indem man es ausgibt, schafft man sich selbst und dem Vaterlande Nutzen. Wird man nie müde werden, die Fehler der Vergangenheit anzupreisen und den Vorzügen der Gegenwart Hohn zu sprechen?[1])

Das Buch Melon's gab Veranlassung zu einem andern von Dutot, das jenes an Gründlichkeit und Richtigkeit weit übertrifft; und das Werk Dutot's wird wieder ein andres von dem berühmten Du Verney ins Leben rufen, das wahrscheinlich die beiden andern an Gehalt weit überflügeln wird, da es einen Staatsmann zum Verfasser hat[2]). Noch nie standen die schönen Wissenschaften in so enger Verbindung mit

---

[1]) Ueber die politischen Wirkungen des Luxus sehe man Smith's Abhandlung über den Reichthum, eins der tiefgedachtesten und nützlichsten Bücher, die unser Jahrhundert hervorgebracht hat*). La Bruyère zeigt sich in seiner vollen Kraft überall, wo es gilt, die Schwächen des menschlichen Herzens und die kleinlichen Züge der Eigenliebe zu entwickeln und zu schildern. Dann reicht er nahe an La Rochefoucauld, dem er gleichwohl an Originalität und Tiefe der Ideen und an Natürlichkeit des Ausdrucks noch immer nachsteht. So oft aber La Bruyère sich über jene Beobachtungen im Einzelnen erheben will, sinkt er unter die Mittelmäßigkeit herab. E.

*) Condorcet begleitete Roucher's französische Ausgabe von Ad. Smith's Werk mit einem kritischen und ergänzenden Kommentar.

[2]) Das Buch von Du Verney ist nie erschienen. Voltaire theilt hier die Erwartung der Zeit, in welcher er schrieb.

der Finanzwissenschaft, und dies ist ein Verdienst unsers Zeitalters mehr.

Man weiß, wie sehr jede Münzveränderung unter der letzten Regierung sowohl dem Volke als dem Könige zur Last fiel. Aber gibt es nicht auch Fälle, wo eine Wertherhöhung des gemünzten Geldes nothwendig wird?

In einem Staate z. B., der wenig Geld und wenig Handel hat — und in diesem Falle befand sich Frankreich lange Zeit — hat ein Grundbesitzer 100 Mark Renten. Um nun seine Töchter auszustatten oder in den Krieg zu gehen, borgt er 1000 Mark, wofür er jährlich 50 bezahlt. Sein Haushalt ist also jetzt auf eine jährliche Ausgabe von 50 Mark reduzirt, um alle Bedürfnisse damit zu bestreiten. Indessen nimmt der Gewerbfleiß der Nazion einen höhern Aufschwung, sie treibt bedeutendern Handel und es kommt mehr Geld ins Land. Wie es nicht anders sein kann, wird jetzt der Tagelohn theurer; die der Würde jenes Hauses angemessenen Luxusausgaben verdoppeln, verdreifachen, vervierfachen sich, während das Korn, die Hülfsquelle des Guts, nicht in gleichem Verhältniß im Preise steigt, weil man nicht mehr Brod ißt, als früher, wohl aber weit mehr an Artikeln der Pracht und Ueppigkeit konsumirt. Was man sonst für 50 Mark kaufte, kostet jetzt 200, und der Gutsbesitzer, der 50 Mark Zinsen bezahlen muß, sieht sich bald genöthigt, sein Gut zu verkaufen. Was ich hier von dem Gutsherrn sage, gilt nicht minder von dem Beamten, dem Gelehrten ꝛc., wie auch vom Landmann, der sein Zinngeschirr, sein Bett, sein Leinenzeug theurer bezahlen muß. Endlich befindet sich auch das Oberhaupt der Nazion in diesem Falle, wenn es nur einen gewissen zugemessenen Fonds und gewisse Steuergerechtsame hat, die es aus Furcht, Murren zu erregen, nicht allzu-

weit auszudehnen wagt. In dieser drückenden Lage gibt es offenbar nur einen Ausweg, indem man nämlich dem Schuldner seine Last erleichtert. Man kann, um ihn zu begünstigen, die Schulden für nichtig erklären; so machte man es bei den Aegyptern und andern orientalischen Völkern alle 50 oder 30 Jahre, und dieser Gebrauch war nicht so hart, als es den Anschein hat; denn die Gläubiger hatten dem Gesetze gemäß ihre Maßregeln genommen, und ein Verlust, den man lange vorher sieht, ist kein Verlust mehr. Obgleich dies Gesetz bei uns nicht in Kraft steht, mußte man doch oft seine Zuflucht dazu nehmen, welche Winkelzüge man auch zu dem Ende machen mochte. Denn ist ein Auskunftsmittel, vermöge dessen man nur den vierten Theil der Schuld bezahlt, nicht in der That eine Art Jubiläum? Nun fand man aber dies Mittel sehr leicht, indem man dem Gelde einen idealen Werth gab und sprach: dies Goldstück, das 6 Franks galt, soll von jetzt an 24 gelten; und wer 4 solcher Goldstücke, jedes zum Werth von 6 Franks, schuldig war, soll seiner Schuld ledig sein, wenn er ein einziges Goldstück zahlt, das jetzt dem Namen nach 24 Franks gilt. Da diese Operazionen bei Kleinem vorgenommen wurden, erregte die Veränderung keinen allzu großen Schrecken. Wer zugleich Schuldner und Gläubiger war, gewann auf der einen Seite, was er auf der andern verlor. Andre erholten sich am Handel, noch andre freilich litten darunter und mußten sich einschränken. [1])

[1]) Man vergleiche über diesen Gegenstand eine Anmerkung des Herausgebers (E.) zum „Zeitalter Ludwig's XIV." Wir bemerken hier nur, daß wenn das Gesetz, statt zur buchstäblichen Erfüllung des Vertrags anzuhalten, sich für berechtigt hielte, ihn auszulegen, es doch höchstens erlaubt sein würde, die Gläubiger zu nöthigen, daß sie sich eine Modifikazion der Zahlung nach dem mittlern Getreidepreise in

So machten es alle europäiſche Nazionen, bevor ſie einen wohlgeordneten, mächtigen Handel begründet hatten. Wenden wir uns zu den Römern, ſo ſehen wir, daß ihr As, das Pfund Kupfer von 12 Unzen, auf 6 Pfennige nach unſerm Gelde zuſammenſchmolz. Bei den Engländern wurde das Pfund Sterling von 16 Unzen auf 22 Franks nach unſerm Gelde verringert. Das holländiſche Pfund Grooten gilt uns etwa noch 12 Franks; keine Münze aber hat größere Veränderungen erlitten, als unſer Livre.

Zur Zeit Karl des Großen benannten wir eine Münze, die den 20. Theil eines Pfundes ausmachte, mit dem römiſchen Worte Solidus, und dieſer Solidus iſt es, den wir jetzt Sou nennen. Eben dieſer Solidus oder Sou aber, einſt der 20. Theil eines Pfundes und der 10. einer Mark Silber, iſt heutzutage eine elende Kupfermünze, die den 1960. Theil eines Pfundes gilt, die Mark Silber zu 49 Franks gerechnet. Die Rechnung iſt faſt unglaublich, und es ergibt ſich daraus, daß eine Familie, die einſt 100 Solidus konnte beſeſſen, und die dabei ſehr gut gelebt hätte, heutzutage nur fünf Sechstel eines Sechsfrankenthalers würde aufzuwenden haben.

Was beweiſt dies aber? Daß wir unter allen Nazionen lange Zeit am meiſten dem Wechſel unterworfen und nicht die glücklichſten waren; daß wir ein Naturgeſetz, welches auf die Länge für bedrängte Schuldner Erleichterung heiſcht, bis zu einem nicht zu duldenden Uebermaß mißbrauchten. Da nun aber Dutot die Gefahren der plötzlichen Erſchütterungen, welche die Veränderungen des Zahlwerthes des Geldes den

---

den verſchiednen Epochen gefallen laſſen. Die lächerlichen Geſetze der alten Aegyptier mit ihrem Jubeljahr, verdienen in einem Buche ernſten Inhalts nicht genannt zu werden. E.

Staaten bereiten, so bündig dargelegt hat, ist zu hoffen, daß wir in einer so aufgeklärten Zeit, wie die unsrige, keine gleichen Stürme mehr werden auszustehen haben.

Was mich in Dutot's Buche am meisten in Erstaunen setzte, war der Umstand, daß Ludwig XII., Franz I., Heinrich II. und Heinrich III. reicher sollen gewesen sein, als Ludwig XV. Wer hätte gedacht, daß die Einnahme Heinrichs III. verhältnißmäßig um 163 Millionen stärker gewesen wäre, als die unsers jetzigen Königs? Ich gestehe, daß ich mich von meinem Erstaunen gar nicht erholen kann; denn wie war es möglich, daß Heinrich III. bei so unermeßlichen Schätzen den Spaniern nicht zu widerstehen vermochte? wie konnten die Guisen ihn unterdrücken? wie konnten Künste und Manufacturen in Frankreich so kläglich darniederliegen? warum gab es kein schönes Haus in Paris? keinen schönen königlichen Palast? keine Pracht und keinen Geschmack endlich, die aus dem Reichthum hervorgehen? Heutzutage dagegen beschirmen 300 Festungen, die immer im besten Stande erhalten werden, unsre Grenzen, und 200,000 Mann zum wenigsten vertheidigen sie. Die Truppen des königlichen Hauses sind den 10,000 goldbedeckten Kriegern zu vergleichen, die den Wagen des Xerres und des Darius begleiteten. Paris ist zweimal so bevölkert und hundertmal so reich, als unter Heinrich III. Der Handel, der zu jener Zeit daniederlag, oder vielmehr so viel wie nichts zu bedeuten hatte, blüht jetzt und bringt uns den meisten Gewinn.

Seit der letzten Umschmelzung des Geldes ergiebt sich, daß über 1200 Mill. an Gold und an Silber in die Münze gegangen sind. Aus der Pacht für die Mark sieht man, daß etwa eben so viel von diesem Metall zu Luxuswaaren verarbeitet in Frankreich vorhanden ist. Trotz dieser unermeßlichen Schätze

ist freilich das Volk mitunter in unfruchtbaren Jahren dem Hungertode nahe; doch davon ist hier nicht die Rede. Es fragt sich nur, wie die Nation ohne Vergleich reicher sein kann, als sie in den vorhergehenden Jahrhunderten war, und dabei doch der König weit ärmer sein soll.

Vergleichen wir vorerst den Reichthum Ludwig XV. mit jenem Franz I. Die Staatseinkünfte beliefen sich damals auf 16 Millionen Livres, und ein Livre jener Zeit verhielt sich zu dem unsrigen, wie 1 zu $4^1/_2$. Sechszehn Millionen waren demnach so viel, wie jetzt 72; mit 72 Millionen würde man also schon eben so reich sein, wie damals. Nun werden aber die Staatseinkünfte auf 200 Millionen angeschlagen:[1]) demzufolge ist also Ludwig XV. um 128 unsrer Millionen reicher, oder mit andern Worten dreimal so reich als Franz I., mithin bezieht er von seinen Unterthanen dreimal so viel, als jener. Das lautet freilich ganz anders, als Dutot's Rechnung.

Um sein System zu beweisen, behauptet er, die Lebensmittel wären jetzt funfzehnmal so theuer, als im 16. Jahrhundert. Wir wollen den Preis untersuchen und zwar muß dabei der durchschnittliche des Korns in den Hauptstädten als Norm gelten. Ich finde, daß in manchen Jahren des 16. Jahrh. das Korn 18, 20, 25, 50 Sous bis 4 Frks. kostete, und ziehe daraus den Durchschnittspreis von 30 Sous. Der Waizen kostet jetzt etwa 12 Livres. Der Zahlwerth der Lebensmittel wurde also nur um das Achtfache erhöht, und in eben diesem Verhältnisse stieg er auch in England und in Deutschland; allein jene 30 Sous des 16. Jahrhunderts

[1]) So hoch schätzt sie Dutot selbst. Im J. 1750 indessen beliefen sich die Einkünfte des Königs beinahe auf 300 Millionen, die Mark Silber zu 49 Livres 10 Sous gerechnet. B.

galten 5 Livres 15 Sous nach unſerm Gelde. Nun ſind 5 Livres 15 Sous nur $^1/_4$ Livre weniger, als die Hälfte von 12 Livres; folglich kauft Ludwig XV., der dreimal ſo reich iſt als Franz I., die Waaren, nach dem Mark-Gewicht gerechnet, nur doppelt ſo theuer, als man ſie damals bezahlte. Nun bleibt aber Jemand, der 900 Franks hat und etwas zu 600 Franks kauft, offenbar um 100 Thaler reicher, als der, welcher nur 300 Livres hat und eben jene Waare um 300 Livres kauft; folglich bleibt Ludwig XV. um ein Drittel reicher, als Franz I.

Doch das iſt noch nicht Alles. Statt alle Waaren doppelt ſo theuer zu bezahlen, kauft er die Soldaten, die unentbehrlichſte Waare der Könige, weit wohlfeiler, als alle ſeine Vorgänger. Unter Franz I. und unter Heinrich II. beſtand der Kern der Kriegsheere in einer einheimiſchen Gendarmerie und fremdem Fußvolk, die mit unſern jetzigen Truppen nicht in Vergleich kommen können, und doch wird die Infanterie unter Ludwig XV. faſt auf dem nämlichen Fuß und zu demſelben Zahlwerth beſoldet, wie unter Heinrich IV. Der Soldat verkaufte ſein Leben um ſechs Sous täglich, mit Einſchluß der Kleidung: dieſe ſechs Sous galten zwölf dergleichen zur Zeit Heinrichs IV. Mit der nämlichen Einnahme, wie Heinrich der Große, kann man demnach doppelt ſo viele, und mit dem zwiefachen Gelde viermal ſo viele Soldaten halten. Das Geſagte beweiſt hinlänglich, daß trotz Dutot's Berechnungen die Könige ſowol als der Staat jetzt reicher ſind, als früher, wobei ich übrigens nicht in Abrede ſtelle, daß ſie mehr Schulden haben.

Ludwig XIV. hinterließ bei ſeinem Tode über 2000 Millionen Schulden, die Mark zu 30 Franks gerechnet, weil er ſeinen Kopf darauf ſetzte, zu gleicher Zeit 500,000 Mann

unter den Waffen zu haben, 200 Schiffe zu halten und Versailles zu bauen, und weil im spanischen Sukzessionskriege seine Waffen lange Zeit unglücklich waren. Aber Frankreichs Hülfsquellen sind unendlich bedeutender, als seine Schulden. Ein Staat, der nur sein eigner Schuldner ist, kann nicht arm werden, ja, die Schulden selbst sind eine Aufmunterung mehr für den Gewerbfleiß.[1])

Warum denn aber entschlossen sich die einsichtsvollen Minister Ludwigs XIV. und namentlich der große Colbert selbst, lieber zu der Verpachtung der Staatseinkünfte ihre Zuflucht zu nehmen, als zu dem verhältnißmäßigen Zehnten des Marschall Vauban, wozu man gleichwohl bis auf einen gewissen Punkt sich bequemen mußte? Weil die Völker sehr unwissend sind und sich vom Eigennutz verblenden lassen; weil das bloße Wort Auflage ihnen Schrecken einjagt. Man hatte den Krieg der Fronde wegen eines elenden Steuerediktes angefangen, das gar nicht in Betracht kommen konnte. Dies Vorurtheil bestand unter Ludwig XIV. unbeschadet des tiefsten Gehorsams noch in seiner ganzen Kraft. Wenn ein Bauer oder Bürger eine Steuer bezahlt, bildet er sich ein, daß man ihn bestiehlt, als ob dies Geld dazu bestimmt wäre, unsere Feinde zu bereichern. Man bedenkt nicht, daß dem Staate Steuern zahlen nichts anderes heißt, als sie sich selbst zahlen; nichts anderes, als zur Vertheidigung des Reichs, zur

[1]) Dieser Satz ist nicht haltbar, 1) weil es bei einer bedeutenden Nazionalschuld nicht anders sein kann, als daß auch Fremde als Staatsgläubiger mit ansehnlichen Kapitalien dabei betheiligt sind; 2) weil die Staatsgläubiger nicht unmittelbar, wie die Grundeigenthümer und wie die, welche ihre Fonds in Fabriken anlegen, dabei interessirt sind, mit einem Theil ihrer Kapitalien den Fortschritten des Ackerbaus und der Industrie Vorschub zu leisten. E.

Ordnung in den Städten, zur Sicherheit der Häuser und Landstraßen beitragen; nichts anderes endlich, als einen kleinen Theil seines Vermögens dazu verwenden, sich den Besitz des Ganzen zu erhalten. Es ist eine Schande, daß die Pariser sich nicht selbst besteuern, damit ihre Stadt sich endlich sehen lassen könne, damit es ihnen nicht länger an Wasser in den Häusern, an Schaubühnen, der darin aufgeführten Stücke würdig, an öffentlichen Plätzen und Springbrunnen fehle. Die Liebe zum Gemeinwohl ist bei uns zu Lande nur ein Hirngespinst. Wir sind nur Spießbürger, keine Staatsbürger.

Es kommt Alles darauf an, daß die Steuern in richtigem Verhältniß vertheilt werden. Ob dies geschehen sei, kann man leicht erkennen, wie Ackerbau, Handel und Gewerbe dadurch gefördert werden. Liegen sie danieder, so ist es die Schuld der Regierung; blühen sie, so ist man ihr dafür verpflichtet.

Mag übrigens Ludwig XIV. immerhin mit einer Schuldenlast von 2000 Millionen gestorben sein, mag es seitdem ein *System*, ein *Visa* gegeben haben; mögen einige Familien dadurch zu Grunde gerichtet, mögen Bankrotte vorgekommen, mögen endlich sehr starke Steuern ausgeschrieben sein: das Alles nenn' ich nur *Unfälle eines glücklichen Volkes*. Wahrhaft unglücklich waren die Franzosen zur Zeit der Fronde, zur Zeit der Guisen, zur Zeit der englischen Kriege. Doch das würde uns zu weit führen, und eine allzulange Abhandlung ist eine gar harte Auflage, womit man die Geduld des Lesers belastet.

Gespräch zwischen einem Philosophen und einem General-Finanz-Director.

(Dialogues et entretiens philosophiques, IV.)

Der Philosoph. Wissen Sie wohl, daß ein Finanz-Minister unendlich viel Gutes thun und demnach ein größerer Mann sein kann, als zwanzig Marschälle von Frankreich?

Der Minister. Ich wußte wohl, daß ein Philosoph gern den Vorwurf der Härte, der meinen Beruf trifft, mildern möchte, hätte aber nicht erwartet, daß er es darauf anlegte, mir Eitelkeit einzuflößen.

D. Ph. Die Eitelkeit ist kein so großer Fehler, wie Sie denken. Hätte Ludwig XIV. sich nicht ein wenig von seiner Eitelkeit beherrschen lassen, so wäre der Glanz seiner Regierung um ein gut Theil geringer gewesen. Auch der große Colbert war von dieser Schwäche nicht frei, und ich rathe Ihnen, Ihre Eitelkeit darin zu setzen, ihn zu übertreffen. Sie sind in einer günstigern Zeit geboren, als er, und man muß mit seinem Jahrhundert gleichen Schritt halten.

D. M. Ich räume ein, daß die, welche ein Stück Land anbauten, einen großen Vorzug vor denen haben, die es brach legen.

D. Ph. Glauben Sie nur, es gibt nichts Nützliches, was Sie nicht mit der größten Leichtigkeit ins Werk setzen könnten. Colbert fand auf der einen Seite die Finanzverwaltung in einer so großen Verwirrung, als es sich nach den Bürgerkriegen und dreißigjährigen Räubereien erwarten ließ. Er fand auf der andern Seite eine leichtsinnige, unwissende Nazion, beherrscht von Vorurtheilen, denen der Rost von

dreizehn Jahrhunderten anhaftete. Kein Mensch im Staatsrath hatte einen Begriff davon, was der Wechsel sei; kein einziger verstand sich auf das Verhältniß des Geldes; kein einziger hatte die entfernteste Kenntniß vom Handel. Jetzt hat sich die Einsicht nach und nach mehr Leuten mitgetheilt, die Masse des Volks freilich verharrt noch immer in der tiefen Unwissenheit, wozu die Nothwendigkeit, die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse mühselig zu erwerben, sie verdammt und in welcher man lange wähnte, sie zum Heil des Staats erhalten zu müssen, allein der Mittelstand ist aufgeklärt. Und dieser Stand ist sehr ansehnlich; er beherrscht im Grunde die Großen, die sich dann und wann zum Denken ermannen, und die Kleinen, die gar nicht denken. Es ging mit dem Finanzfache seit dem berühmten Colbert eben so wie mit der Musik seit Lulli. Lulli konnte nur mit größter Mühe Leute auftreiben, die seine Symphonien auszuführen vermochten, so einfach sie auch sein mochten, und heutzutage hat die Zahl der Künstler, die im Stande sind, die schwierigsten Musikstücke auszuführen, in eben dem Maße zugenommen, wie die Kunst selbst sich vervollkommnete. Eben so verhält es sich mit der Philosophie und mit der Verwaltung. Colbert hat mehr gethan, als der Herzog von Sully; uns liegt ob, mehr zu thun als Colbert.

Bei diesen Worten bemerkte der Minister einige Papiere in den Händen des Philosophen, und bat sie sich zur Einsicht aus. Es war eine Sammlung abgerissener Gedanken, die zu vielen weitern Betrachtungen Veranlassung geben konnten. Der Minister nahm das Papier und las Folgendes:

„Der Reichthum eines Staats besteht in der Zahl seiner Bewohner und in ihrer Arbeit.

„Der Handel dient nur insofern dazu, einen Staat mächtiger als seine Nachbarn zu machen, als er sich in einer ge-

wissen Reihe von Jahren mit seinen Nachbarn in Krieg verwickelt steht, so wie in einer gewissen Reihe von Jahren immer irgend ein großes, öffentliches Unglück eintritt. In diesem Unglück des Kriegs nun gewinnt bei übrigens gleichen Verhältnissen die reichste Nazion unfehlbar das Uebergewicht über die andre, weil sie mehr Bundesgenossen und mehr fremde Truppen erkaufen kann. Ohne diese Kriegsnoth wäre die Vermehrung der Masse des Goldes und Silbers völlig unnütz, denn sobald nur genug Gold und Silber zum nöthigen Umlauf vorhanden ist, sobald nur die Handelsbilanz sich im Gleichgewicht erhält, liegt am Tage, daß wir an nichts Mangel leiden.

„Wenn 2000 Millionen in einem Staate vorhanden sind, werden alle Waaren und alle Arbeit doppelt so viel kosten, als wenn nur 1000 Millionen da wären. Ich bin bei einem Einkommen von 50,000 Livres, wenn ich das Pfund Fleisch zu vier Sous kaufe, eben so reich, als mit 100,000, wenn ich es für acht Sous kaufe, und alles Uebrige nach Verhältniß. Der wahre Reichthum eines Staats besteht also keineswegs in Gold und Silber; er besteht in dem Ueberfluß an allen Waaren, er besteht in dem Kunstfleiß und der Arbeit. Vor nicht gar langer Zeit sah man am Ufer des la Plata ein spanisches Regiment, dessen Offiziere sämmtlich goldne Degen trugen, dabei aber weder Brod noch Hemden hatten.

„Ich nehme an, daß seit Hugo Capet die Quantität des Geldes in Frankreich sich nicht vermehrt, daß aber die Industrie in allen Künsten sich um das hundertfache vervollkommnet habe, und ich behaupte, daß wir in diesem Falle in der That hundertmal reicher sind, als zur Zeit Hugo Capet's, denn reich sein heißt besitzen und genießen. Nun besitze ich

aber ein luftigeres, beſſer gebautes, beſſer eingerichtetes Haus, als das war, welches Hugo Capet ſelbſt bewohnte; man hat es in der Kultur des Weinſtockes weiter gebracht und ich trinke beſſern Wein; man hat die Manufakturen vervollkommnet und mein Rock iſt von beſſerm Tuch; Dank der Kunſt, durch feinere Zubereitung der Speiſen dem Gaumen zu ſchmeicheln, halte ich täglich Mahlzeiten, mit denen die königlichen Banketts des alten Capet ſich nicht meſſen könnten. Wenn er ſich, durch Krankheit am Gehen und Reiten verhindert, aus einem Hauſe in ein anderes tragen ließ, ſo ſaß er in einem elenden Karren; ich dagegen laſſe mich in einer bequemen, angenehmen Kutſche fortſchaffen, wo ich mich des Tageslichts erfreue, ohne vom Winde beläſtigt zu werden. Es bedurfte keiner größeren Menge Geldes im Staate, um einen Kaſten von bemaltem Holze künſtlich in elaſtiſche Riemen zu hängen, es bedurfte dazu einzig einer erhöhten Induſtrie, und eben ſo iſt's mit allem Uebrigen. Man nahm die Steine, woraus man das Haus Hugo Capet's baute, aus den nämlichen Steinbrüchen, die noch heute das Baumaterial zu den Häuſern in Paris liefern. Man braucht nicht mehr Geld, um ein häßliches Gefängniß zu bauen, als um ein hübſches und bequemes Haus aufzurichten. Es koſtet nicht mehr, einen ſchönen Garten nach einem vernünftigen Plan anzulegen, als Eibenbäume auf eine lächerliche Weiſe zu rohen Thierbildern zu verſchneiden. Die Eichen verfaulten ehemals in den Wäldern und dienen jetzt als Stoff zu geſchmackvollem Getäfel in unſern Zimmern. Der Sand bedeckte ungenutzt den Erdboden, jetzt macht man Spiegel daraus.

„Offenbar iſt doch nur der reich zu nennen, dem alle dieſe Vorzüge zu gut kommen. Die Induſtrie allein hat ſie ihm verſchafft. Nicht das Geld alſo bereichert einen Staat,

sondern der Geist; der Geist nämlich, der die Arbeit reziert.

„Der Handel hat die nämliche Wirkung, wie die Arbeit der Hände; er trägt dazu bei, das Leben angenehm zu machen. Bedarf ich eines indischen Kunstprodukts oder eines Naturerzeugnisses, das sich nur in Ceylon oder Ternate findet, so bin ich vermöge dieses Bedürfnisses arm und werde reich, wenn der Handel es befriedigt. Nicht Gold und Silber fehlte mir, sondern Kaffee und Zimmt. Diejenigen aber, die mit Lebensgefahr 3000 Meilen zurücklegen, damit ich des Morgens meinen Kaffee trinke, sind nur der Ueberschuß der arbeitsamen Menschen im Volke. Der Reichthum besteht demnach in der großen Anzahl arbeitsamer Menschen.

„Das Streben einer weisen Regierung sollte, wie klar am Tage liegt, vor allem auf die Sorge für Bevölkerung und Arbeit gerichtet sein.

„In unserm Himmelsstrich werden mehr Knaben als Mädchen geboren, man dürfte also letztere nicht so leicht sterben lassen. Nun sind sie aber offenbar für die Gesellschaft todt, wenn man sie lebendig in Klöster begräbt, wo sie der gegenwärtigen Generazion verloren gehen und die Keime künftiger Geschlechter in ihnen vernichtet werden. Das Geld, das man an die Klöster verschwendet, könnte nicht besser verwandt werden, als zur Erleichterung und Ermunterung der Ehen. Die vielen in Frankreich noch brach liegenden Grundstücke lassen sich mit den Mädchen vergleichen, die dazu verurtheilt sind, in den Klöstern zu verwelken; die einen wie die andern sollte man nutzbar machen. Es giebt vielerlei Mittel, den Anbau brach liegender Grundstücke zu befördern und dadurch ihren Werth zu erhöhen; ein sicheres Mittel dagegen, dem Staate zu schaden ist es, jene beiden Mißbräuche bestehen

zu lassen: die Mädchen lebendig zu begraben und Dornen und Disteln auf fruchtbaren Feldern wuchern zu lassen. Die Unfruchtbarkeit ist bei allen Dingen entweder ein Gebrechen der Natur oder ein Frevel wider sie.

„Der König, der als ein weiser Schaffner für sein Volk sorgen sollte, gibt den Hofdamen reiche Gnadengehalte, und dies Geld fließt in die Taschen der Kaufleute, Haarkräusler und Putzmacherinnen. Warum aber gibt es keine Gnadengehalte zur Ermunterung des Ackerbaues? Dies Geld würde gleichfalls und zwar mit weit größerem Vortheil dem Staate wieder zufließen.

„Jedermann räumt ein, daß die Bettelei ein Gebrechen im Staate sei. Nun gibt es aber zwei Klassen von Bettlern: die einen, die in Lumpen gehüllt sich von einem Ende des Reichs bis zum andern auf den Heerstraßen herumtreiben und durch klägliches Geheul den Vorübergehenden ein Almosen abpressen, um es in Schnaps zu versaufen; und jene andern, die in gleichförmigen Kutten stecken, das Volk im Namen Gottes brandschatzen, und dann in großen Häusern, wo sie sehr gemächlich leben, von der gelösten Beute ihre Mahlzeiten halten. Die erste Gattung ist nicht so verderblich, als die andere, weil sie bei Wege lang dem Staate Kinder schafft, und außer Dieben doch auch Maurer und Soldaten groß zieht. Beide aber sind ein Uebel, worüber Jedermann sich beklagt und das doch Niemand auszurotten sucht. Es ist sehr seltsam, daß man in einem Reiche, welches unbebaute Ländereien und Kolonien besitzt, Einwohner duldet, die weder das Land bevölkern, noch sich zur Arbeit verstehen wollen. Die beste Regierung ist die, unter der es die wenigsten unnützen Subjekte gibt. Woher kommt es, daß es Völker gab, die, ohne so viel Gold und Silber zu haben, als wir, durch Arbeiten,

die wir uns nicht nachzuahmen getrauen, ihr Andenken unsterblich machten? Offenbar war ihre Verwaltung besser als die unsrige, da sie mehr Menschen zur Arbeit nöthigte.

„Die Abgaben sind nothwendig. Die beste Art sie zu erheben, ist die, welche die Arbeit und den Handel am meisten erleichtert. Eine willkührliche Auflage ist fehlerhaft. Nur Almosen sind der Willkühr anheim zu stellen; in einem wohlgeordneten Staate aber darf für Almosen kein Platz sein. Der große Schach Abbas, der in Persien so viele nützliche Einrichtungen traf, stiftete keine Hospitäler. Man fragte ihn um den Grund davon. „Ich will nicht," erwiederte er, „daß man in Persien Hospitäler nöthig habe."[1])

„Was ist eine Abgabe? Eine gewisse Quantität von Vieh, Lebensmitteln ꝛc., welche die Grundeigenthümer denen, die kein Land besitzen, abzugeben schuldig sind. Durch das Geld werden nur jene Waaren repräsentirt. Die Abgabe trifft also in der That nur die Reichen. Man kann von dem Armen nicht verlangen, daß er einen Theil des Brodes abgebe, das er sich verdient, oder der Muttermilch, womit seine Frau ihre Kinder tränkt. Nicht dem Armen, nicht dem Handarbeiter sollte man je eine Steuer auflegen; man sollte ihm vielmehr, indem man ihn arbeiten läßt, Hoffnung machen, daß er dereinst so glücklich sein werde, auch Steuern zu bezahlen.

„Ich nehme an, daß man in Kriegszeiten jährlich 50 Millionen mehr bezahlt. Von diesen 50 Millionen gehen 20 Millionen ins Ausland und 30 werden darauf verwandt, Menschen niedermetzeln zu lassen. Nun nehme ich an, daß

*) Vgl. dagegen Montesquieu, G. d. G. Th. 8, S. 96 f. unsr. Ausg.

man in Friedenszeiten von jenen 50 Millionen 25 bezahlt; Alles bleibt jetzt im Lande und man läßt eben so viele Staatsbürger, als man sonst erwürgte, für das gemeine Beste arbeiten. Man vermehrt die Arbeiten in jeder Art; man bebaut das Land, man verschönert die Städte: man ist also wirklich reich, indem man an den Staat bezahlt. Während der Kriegsnoth sollen die Abgaben nicht dazu dienen, uns die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, sondern nur das Leben selbst zu schützen. Das glücklichste Volk muß das sein, welches am meisten zahlt; denn es ist unbestreitbar das arbeitsamste und reichste.

„Die Staatspapiere verhalten sich zu dem Gelde, wie das Geld zu den Waaren; sie repräsentiren es, sie sind gleichsam Wechselbriefe darauf. Das Geld ist nur insofern von Nutzen, als es leichter ist, einen Hammel mit einem Louisd'or zu bezahlen, als vier Paar seidne Strümpfe dafür zu geben. Eben so ist es für den Obereinnehmer einer Provinz leichter, dem königlichen Schatze die Summe von 400,000 Franks in einem Briefe zu übersenden, als sie mit großen Kosten per Fracht transportiren zu lassen. Insofern ist eine Bank und das Papiergeld von Nutzen. Das Papiergeld ist in der Staatsverwaltung, im Handel und behuf des Geldumlaufes eben das, was die Hebel in den Steinbrüchen sind. Sie setzen Lasten in Bewegung, welche die Kraft menschlicher Arme nicht von der Stelle hätte bringen können. Ein Schotte, ein Mann, der eben so nützlich als gefährlich werden konnte, führte in Frankreich das Papiergeld ein. Er war ein Arzt, der den Kranken ein Brechmittel in zu starker Dosis eingab. Sie bekamen Zuckungen davon; allein soll man einem guten Heilmittel auf ewig entsagen, weil man einmal zu viel davon genommen hat? Von den Trümmern seines Systems blieb eine

indiſche Handelskompagnie übrig, die den Neid des Auslands erregt und die Größe der Nation begründen kann.[1]) Man erkennt daraus, daß jenes Syſtem, wenn es ſich in den richtigen Schranken gehalten hätte, mehr Gutes bewirkt haben würde, als Böſes wirklich daraus entſprungen iſt.

„Den Werth des Geldes ändern, heißt nichts anders, als falſche Münze prägen: mehr Papiergeld im Publikum verbreiten, als die Maſſe und der Umlauf des gemünzten Geldes und der Waaren es zulaſſen, heißt wiederum nichts anders.

„Das Verbot der Ausfuhr des Goldes und Silbers iſt ein Reſt der Barbarei und Dürftigkeit; es heißt zugleich, die Bezahlung ſeiner Schulden verweigern und den Handel zu Grunde richten: das erſtere, weil der Nazion, wenn ſie Schuldnerin iſt, obliegt, mit dem Auslande Abrechnung zu halten; es heißt den Handel zu Grunde richten, da Gold und Silber nicht blos der Preis der Waaren, ſondern ſelbſt Waaren ſind. Spanien hat wie auch andre Nazionen dies alte Geſetz, welches nichts als ein altes Elend iſt, beibehalten, und doch hat die Regierung keine andre Hülfsquelle, als zuzugeben, daß man es beſtändig übertritt.

„In den eignen Staaten die eignen Landeserzeugniſſe beim Uebergang von einer Provinz in die andre mit Steuern zu belaſten, und ſo z. B. Champagne der Provinz Burgund, Guienne der Bretagne feindlich gegenüber zu ſtellen, iſt gleichfalls ein eben ſo ſchmählicher als lächerlicher Mißbrauch. Es iſt gerade, als ſtellte ich einige meiner Bedienten in ein Vorzimmer, um einen Theil meiner Mahlzeit anzuhalten und zu

---

[1]) Damals beſtand die indiſche Handelsgeſellſchaft noch und erregte große Hoffnungen.

verspeisen, wenn man sie mir bringt. Man hat daran gearbeitet, diesem Mißbrauch abzuhelfen, es aber bis jetzt zur Schande der gesunden Vernunft nicht durchsetzen können."

In den Papieren des Philosophen waren noch manche andre Gedanken enthalten. Der Minister fand Gefallen daran; er verschaffte sich eine Abschrift davon, und dies ist das erste Mal, daß man den Inhalt der Brieftasche eines Philosophen in dem Portefeuille eines Ministers sah.

Gespräch über die Verschönerungen der Stadt Kaschmir.

(Dialogues et entretiens philosophiques, I.)

Die Einwohner von Kaschmir sind sanft, leichtsinnig, mit Possen und Lappalien beschäftigt, wie andre Völker mit ernsten Dingen, und völlig wie die Kinder, die nie den Grund wissen, warum man ihnen etwas befiehlt, die über Alles murren, sich über Alles trösten, sich über Alles lustig machen und Alles vergessen.

Sie hatten von Natur durchaus keinen Sinn für die Künste. Das Königreich Kaschmir bestand über dreizehn Jahrhunderte, ohne weder wahre Philosophen, noch wahre Dichter, noch irgend einen erträglichen Baumeister, Maler oder Bildhauer hervorgebracht zu haben. Lange Zeit kannte man auch keine Manufakturen und keinen eignen Handel, ja dies ging so weit, daß über 1000 Jahre hindurch ein Kaschmir'scher Baron, wenn er Leinenzeug oder ein hübsches Wamms

haben wollte, zu einem Juden oder Banianen seine Zuflucht nehmen mußte. Endlich zu Anfang des vorigen (18.) Jahrhunderts standen in Kaschmir einige Männer auf, von denen man hätte denken sollen, daß sie der Nazion gar nicht angehörten, und deren Geist, aus der Weisheit der Perser und Indier seine Nahrung ziehend, der Vernunft ein so weites Feld eröffnete, als möglich. Auch an einem Sultan fehlte es nicht, der diese großen Männer aufmunterte und unterstützte, und der mit Hülfe eines trefflichen Westrs sein Reich ordnete, verschönerte und bereicherte. Die Kaschmirer ließen sich alle seine Wohlthaten scherzend gefallen und machten Spottlieder auf den Sultan, den Minister und die großen Männer, die an ihrer Aufklärung arbeiteten.

Später geriethen die schönen Künste in Kaschmir wieder in Verfall. Das Feuer, welches jene von himmlischer Begeisterung durchglühten Geister entzündet hatten, schien unter der Asche verglimmen zu wollen. Die Natur schien sich erschöpft zu haben. Der Ruhm der Künste beschränkte sich in Kaschmir fast nur noch auf die Fertigkeiten der Füße und der Hände. Es gab sehr geschickte Leute, die sich durch die Kunst auszeichneten, beim Schall musikalischer Instrumente mit wunderbarer Anmuth ein Bein über das andre zu schlagen; andre, die alle Wochen eine neue bewundernswürdige Manier erfanden, dies oder jenes Band bei der Toilette der Damen geschmackvoll aufzustecken; und wieder andre, treffliche Chemiker, die sich darauf verstanden, mittelst Schinkenessenz und andrer ähnlicher Elixire in ein paar Jahren ein ganzes Haus in die Hände der Aerzte und Gläubiger zu spielen. Durch solche schöne Künste gelangten die Kaschmirer zu der Ehre, fast ganz Asien mit Moden, Tänzern und Köchen zu versehen.

Es war inzwischen stark die Rede davon, daß man die

Hauptstadt bequemer, reinlicher, gesünder und schöner einrichten wolle, als sie war. Es war die Rede davon, allein es geschah nichts dafür. Ein Philosoph aus Hindostan, ein warmer Freund des gemeinen Besten, der gern, wenn auch vergeblich, seine Meinung sagte, wenn es sich darum handelte, die Menschen glücklicher zu machen und die Künste zu vervollkommnen, kam damals durch die Hauptstadt von Kaschmir. Er hatte bei dieser Gelegenheit mit einem der vornehmsten Bostangi's eine lange Unterredung über die zweckmäßigste Art und Weise, der Stadt das Alles zu geben, was ihr fehlte. Der Bostangi räumte ein, daß es eine Schande sei, keinen einzigen großen und prächtigen Tempel zu haben, der sich mit denen in Peking oder in Agra messen könne; daß es ein Jammer sei, jene großen Basar's zu entbehren, jene mit Säulen eingefaßten öffentlichen Märkte und Magazine, die einer Stadt eben so sehr zum Nutzen als zur Zierde dienten. Er gestand, daß die für die öffentlichen Spiele bestimmten Säle einer Stadt vom vierten Range unwürdig seien; daß man die abscheulichen Häuser an übrigens recht schönen Brücken nur mit Widerwillen ansehen könne, und daß man sich vergebens nach großen Plätzen, Springbrunnen, Bildsäulen und allen Denkmälern einer großen Nazion umsehe.

„Erlaube mir nur eine kleine Frage," sprach der indische Philosoph. „Warum versetzt ihr euch nicht mit Allem, was euch fehlt?"

„O!" sprach der kleine Bostangi, „daran ist nicht zu denken, das würde ja ein unerschwingliches Geld kosten."

„Nicht einen Heller würde es kosten," entgegnete der Philosoph.

„Ja, ja," fiel der Kaschmirer ein, „man hat uns bereits dies herrliche Paradoxon angepriesen; doch das sind

Luftschlösser, Pläne, die in der Theorie ganz herrlich klingen, und sich als lächerlich ausweisen, sobald man sie ins Werk setzen will. Wir sind dieser schönen Redensarten satt."

„Allein was antwortetet ihr denn denen," fragte der Philosoph, „die euch vorstellten, daß es nur auf den festen Willen ankomme, und daß die Verschönerung eurer Hauptstadt, die Herbeischaffung aller der großartigen Zierden, deren sie bedarf, dem Kaschmir'schen Staate durchaus nichts kosten würde?"

„Nichts haben wir geantwortet," erwiderte der Bostangi, „wir haben den Leuten nach unsrer Gewohnheit ins Gesicht gelacht, ohne die Sache weiter zu untersuchen."

„Nun wohl," sprach der Philosoph, „mäßigt euer Lachen, laßt euch die Mühe der nähern Untersuchung nicht verdrießen, und ich will euch jenes vermeinte Paradoxon beweisen, das euch glücklich machen würde, und wovor ihr zurückschreckt."

Der Kaschmirer, als ein sehr höflicher Mann, biß sich in die Lippen, um nicht in Gegenwart des Indiers loszuplatzen, und so entspann sich folgende Unterredung:

Der Philosoph. Was nennst Du reich sein?

Der Bostangi. Viel Geld haben.

D. Ph. Du irrst. Die Bewohner von Südamerika hatten vor Zeiten mehr Geld, als Du je besitzen wirst; da ihnen aber der Kunstfleiß fremd blieb, fehlte ihnen auch Alles, was das Geld verschaffen kann, sie befanden sich in der That in großem Elende.

D. B. Ich verstehe. Du setzest den Reichthum in den Besitz eines fruchtbaren Erdreichs.

D. Ph. Keineswegs: denn die ukraineschen Tataren bewohnen eins der schönsten Länder der Welt und leiden dew-

noch Mangel an Allem. Der Wohlstand eines Staats ist, wie alle Talente, durch Natur und Kunst bedingt. Der Reichthum beruht demnach in der Ergiebigkeit des Bodens und der Arbeit. Das reichste und glücklichste Volk ist das, welches das beste Erdreich am sorgfältigsten bebaut, und Gott kann dem Menschen kein besseres Geschenk machen, als daß er ihn in die Nothwendigkeit versetzt, zu arbeiten.

D. B. Ich räume es ein; um aber ins Werk zu setzen, was man von uns verlangt, bedürfte es zehn Jahre lang der Arbeit von 10,000 Menschen, und wovon sollte man die bezahlen?

D. Ph. Habt Ihr nicht während eines zehnjährigen Kriegs 100,000 Kriegsknechte besoldet?

D. B. Es ist wahr, und dennoch scheint der Staat nicht verarmt.

D. Ph. Wie! Ihr habt Geld genug, um 100,000 Menschen auf Mord auszusenden, und nicht genug, um 10,000 ihren Lebensunterhalt zu verschaffen?

D. B. Das ist ganz etwas Andres. Es kostet lange nicht so viel, einen Bürger in den Tod zu schicken, als einen Marmorblock in eine Bildsäule verwandeln zu lassen.

D. Ph. Da irrst Du wieder. Nur 30,000 Mann Kavallerie kommen weit theurer zu stehen, als 10,000 Künstler und Handwerker, und bei Lichte besehen, kosten weder die einen noch die andern etwas, wenn sie im Lande verwandt werden. Was glaubst Du wohl, daß den alten Aegyptern der Bau ihrer Pyramiden kostete und den Chinesen ihre große Mauer? Zwiebeln und Reis. Meinst Du, daß ihre Länder ausgesogen wurden, indem sie arbeitsame Menschen ernährten, anstatt Müßiggänger zu mästen?

D. B. Du treibst mich aufs Aeußerste, ohne mich bei

alle dem zu überzeugen. Die Philosophie dreht Schlüsse, doch Brauch und Gewohnheit bestimmen die Handlungen der Menschen im Großen und im Kleinen.

D. Ph. Hätten die Menschen zu allen Zeiten diesen Grundsatz befolgt, so würden sie heute noch von Eicheln leben und nicht wissen, was der Vollmond ist. Um die größten Unternehmungen auszuführen, bedarf es nur eines Kopfes und der hinreichenden Anzahl von Händen, und man setzt auch das Schwierigste ins Werk. Ihr habt schöne Steine, Eisen, Kupfer und gutes Zimmerholz. Es fehlt Euch also nur an gutem Willen.

D. B. Allerdings sind wir mit Allem versehen; wir können uns über die Kargheit der Natur nicht beklagen. Doch welche unermeßliche Ausgaben wären nöthig, um aus so vielen Materialien etwas Ordentliches zu Stande zu bringen.

D. Ph. Diese Redensart ist mir völlig unverständlich. Was für Ausgaben meinst Du nur? Die Erzeugnisse eures Landes reichen völlig hin, um alle Einwohner zu ernähren und zu bekleiden; alle nöthigen Materialien findet ihr unter euren Füßen, und rings umher seht ihr ein paar Mal 100,000 Müßiggänger, deren Hände euch zu Gebot stehen. Es kommt also nur noch darauf an, sie zur Arbeit zu vermögen und ihnen dafür einen hinlänglichen Lohn zu geben, um sich bequem davon zu nähren und zu kleiden. Ich sehe nicht ein, was das eurem Königreiche Kaschmir kosten kann; denn sicherlich werdet ihr doch weder den Persern noch den Chinesen etwas dafür bezahlen, daß ihr die Bürger eures Landes arbeiten laßt.

D. B. Was Du sagst, ist sehr wahr. Weder Geld noch Nahrungsmittel gehen auf diese Weise aus dem Lande.

D. Ph. Warum macht ihr denn aber nicht gleich heute am Tage mit euren Arbeiten den Anfang?

D. B. Es ist zu schwer, eine so große Maschine in Bewegung zu setzen.

D. Ph. Wie habt ihr es denn nur angefangen, einen Krieg durchzuführen, der so viel Blut und Schätze gekostet hat?

D. B. Wir haben die Grundeigenthümer und Kapitalisten nach richtigem Verhältniß ihres Vermögens dazu beisteuern lassen.

D. Ph. Nun gut, wenn man zum Unglück des Menschengeschlechts beisteuert, wird man denn für sein Glück und seinen Ruhm gar nichts hergeben wollen? Wie! in der ganzen Zeit, daß ihr einen ordentlichen Staatskörper bildet, habt ihr noch das Mittel nicht entdeckt, wie man alle Reichen nöthigt, die Armen zur Arbeit zu veranlassen? Da seid ihr also noch nicht einmal zu den Anfangsgründen der bürgerlichen Ordnung gelangt!

D. B. Wenn wir die Einrichtung getroffen hätten, daß die Besitzer des Reis, des Flachses und des Viehs die Bettler mit Pillav und Hemden versähen, und letztere dazu verwandt würden, die Erde aufzuwühlen und Lasten zu tragen, so wären wir noch nicht viel weiter. Man müßte dann noch alle Künstler in Anspruch nehmen, die das ganze Jahr hindurch zu andern Arbeiten verwandt werden.

D. Ph. Man sagte mir, daß etwa 120 Tage im Jahr in Kaschmir gar nicht gearbeitet wird. Warum verwandelt ihr nicht die Hälfte dieser müßigen Tage in nützliche? Warum nehmt ihr nicht etwa 100 Tage im Jahr die unbeschäftigten Künstler für die öffentlichen Gebäude in Anspruch? In diesem Fall würden die, welche sich auf nichts verstehen, welche nur ihre beiden Arme haben, es bald zur Betriebsamkeit bringen; ihr würdet in kurzer Zeit ein Volk von Künstlern bilden.

D. B. Jene müßigen Zeiten sind dem Besuch der

Schenken und der Liederlichkeit gewidmet, und das bringt dem Staatsschatze viel Geld ein.

D. Ph. Dein Grund ist bewundernswürdig; allein der Staatsschatz gewinnt nur durch den Umlauf des Geldes. Bewirkt nicht die Arbeit einen lebhaftern Umlauf, als die Liederlichkeit, die nur verheerende Seuchen zur Folge hat? Sollte es wirklich dem Vortheil des Staats förderlich sein, daß das Volk sich den dritten Theil des Jahrs hindurch besäuft?

Die Unterredung dauerte noch lange. Der Bostangi gestand endlich, daß der Philosoph Recht habe, und dies war das erste Mal, daß ein Bostangi sich von einem Philosophen überzeugen ließ. Er versprach sein Bestes zu thun, allein die Menschen thun nie weder so viel als sie wollen, noch so viel als sie können.

Während der Schlußmacher und der Bostangi sich so über spitzfindige Gegenstände besprachen, kamen wohl an zwanzig stattliche zweifüßige Thiere vorüber, die einen kleinen Mantel über einer langen Jacke, eine spitze Kapuze auf dem Kopf und einen Strick um die Hüften trugen. „Das sind tüchtige Burschen," sprach der Indier; „wie viel zählt ihr ihrer wohl in eurem Lande?"

D. B. Etwa 100,000 von verschiedner Art.

D. Ph. Das wären die rechten Leute, um an der Verschönerung Kaschmirs zu arbeiten. Die möchte ich sehen mit dem Spaten, der Mauerkelle und dem Winkelmaß in der Hand!

D. B. Ich möchte es nicht minder, allein das sind viel zu heilige Männer, um zu arbeiten.

D. Ph. Was thun sie denn?

D. B. Sie singen, trinken und verdauen.

D. Ph. Freilich, ein unermeßlicher Vortheil für den Staat!

Die Unterredung dauerte lange und führte zu Nichts.

Die Heiden und die Unterpächter.

(Politique et législation.)

Der Kardinal Fleury stellte einst dem Könige die Generalpächter, die eben einen neuen Pachtkontrakt unterzeichnet hatten, mit den Worten vor: „Sire, hier sehen Sie die vierzig Säulen des Staates!“

Einige Tage darauf ging ein Unterpächter Namens Blaise Rabau (denn damals gab es noch Unterpächter), auf seinem Landgute bei Beaugency Sonntags in die Predigt, um seinen Vasallen ein gutes Beispiel zu geben. Zufällig hatte der Prediger zum Text die Worte gewählt: „Wer nicht auf die Kirche [Gemeine] hört, den halte als einen Heiden und Zöllner[1]).“

Zornig verließ Herr Rabau nebst seinen Freunden und seiner ganzen über jene Worte nicht minder entrüsteten Gesellschaft die Kirche. Der Dorfprediger, der dabei an nichts Böses gedacht hatte, fand sich wie gewöhnlich bei seinem Gutsherrn zum Abendessen ein. „Es ist sehr frech von Ihnen,“ sprach Herr Rabau, „mich von öffentlicher Kanzel herunter zu beleidigen und mich einen Heiden zu schelten; ich werde

[1]) Matth. 18, 17.

Ihnen durch die Gerichtskammer von Valence Lebensart beibringen lassen. Wissen Sie hiemit, daß die Pächter die Säulen des Staates sind, und ich dann doch wenigstens ein Knauf daran. Sagen Sie mir nur, wo Sie jene Grobheiten aufgegabelt haben?"

„Ich bitte um Verzeihung, gnädiger Herr," entgegnete der Pfarrer, „ich bin nicht Schuld daran, der Text steht in der Schrift." — „So soll man sie abändern," sprach Herr Rabau; „Sie werden sich mit dieser Sorge gefälligst befassen und meinen Kommis Rechenschaft darüber ablegen."

Der Pfarrer schwieg ganz verblüfft, worauf ein dicker Obersteuereinnehmer, der neben dem gnädigen Herrn saß, folgendermaßen das Wort nahm: „Ich lese nie was Andres, als die königlichen Finanzedikte, und weiß viel davon, was Heide und Zöllner sein soll. Wenn es aber wirklich ein Buch gibt, wo von den Steuereinnehmern Uebles geredet wird, so ist das jedenfalls ein Buch gegen den Staat und die guten Sitten. Ich werde den Herrn Obersteuerdirektor darauf aufmerksam machen, und er wird schon dafür sorgen, daß das Buch auf dem nächsten Konzil verdammt wird." Nicht minder nachdrücklich sprach sich die ganze übrige Gesellschaft über den Text der Predigt aus.

„Das wäre mir eben recht," sagte Herr Blaise Rabau, „ich bezahle Sie, um in meiner Kirche zu predigen, und soll dafür die Grobheiten Ihres Textes einstecken! Sagen Sie mir doch gefälligst, was haben denn ein Heide und ein Einnehmer der Kopf- und Salzsteuer mit einander gemein? Bin ich nicht ein für den Staat unentbehrlicher Mensch? Kann die Gesellschaft ohne solche Bürger bestehen, denen die Eintreibung der öffentlichen Gelder obliegt? Waren es bei den Römern nicht die Ritter, die man damit beauftragte? Zwar keine Ritter

vom heiligen Geiſt, aber doch Ritter mit einem ſtattlichen goldnen Ringe. Bildeten ſie nicht den zweiten Stand in der Republik, wie ich wenigſtens von einem gelehrten Mitgliede der Akademie der Inſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften hörte, der alle Dienſtage bei mir ſpeiſt und wieder fortgeht, ſobald er ſich ſatt gegeſſen hat? Er hat mir nie etwas davon geſagt, daß jene Leute in Rom verdammt geweſen wären. Für einen Heiden konnte ein Generalpächter nur von Bettlern ausgeſchrieen werden, die nichts zu zahlen haben und ſich beim Pöbel einſchmeicheln wollen. Achten Sie nur darauf, wie alle jene Schreihälſe, die auf die Reichen losziehen, ſelbſt nichts zu beißen und zu brechen haben, und gar zu gern bei uns ſchmarotzen. Verſäumen Sie ja nicht, mir Schwarz auf Weiß ihren Widerruf zu bringen.“

„Gnädiger Herr!“ entgegnete der ehrwürdige Pater Prediger, „mir fällt etwas ein. Man könnte die Sache leicht beilegen: die Zöllner werden freilich in der heiligen Schrift immer mit den Heiden zuſammen geſtellt; allein Sie ſind kein Heide, folglich ſind Sie auch kein Zöllner.“

„Herr Pater,“ ſprach Blaiſe Rabau nach einigem Nachſinnen, „was verſtehen Sie unter Zöllner?“ — „Das Wort publicanus,“ erwiderte der Prediger, welches wir durch Zöllner überſetzen, kommt, wie es ſcheint, von publicus, öffentlich, her, und verdammt ſind nur die, welche öffentliche Gelder einnehmen.“

Bei dieſer verhängnißvollen Antwort bemächtigte ſich ein gerechter Zorn der ganzen Geſellſchaft. Man war nahe daran, den Pater zum Fenſter hinauszuwerfen, als es ihm glücklicher Weiſe gelang, den Lärm mit den Worten zu überſchreien: „Dies ewige Verdammungsurtheil trifft Sie nicht, meine Herren; denn, wie ſchon geſagt, Sie ſind keine Publicani.“

„Wie so, Herr Grobian?“ fragte Herr Rabau, noch immer vor Wuth außer sich. — „Die Publicani bei den Griechen und Römern,“ sprach der Prediger, „waren die, welche die öffentlichen Gelder, die Gelder des Publikums einnahmen; dem Publikum legten sie Rechnung darüber ab, und deshalb eben wurden sie in Bann gethan: Sie aber, meine Herren, nehmen die Gelder des Königs ein und denken nicht daran, dem Publikum Rechenschaft davon abzulegen. Folglich kann der Fluch sich nicht auf Sie beziehen, und Sie werden nirgend finden, daß königliche Unterpächter mit dem Bann belegt werden.“

„Ah! das lautet anders, ehrwürdiger Herr,“ rief Herr Rabau; „Sie sind ein braver Mann! Wenn Sie nun aber in Venedig wären, wo die Schatzmeister für ihre Verwaltung der Republik verantwortlich sind, wie würden Sie dann Ihren Text auslegen?“

„O! nichts leichter als das,“ erwiderte der Pater. „Ich würde sonnenklar beweisen, daß der Fluch nur die Pächter eines Königreichs trifft; und so erklären wir überhaupt alle Texte.“

Was man nicht thut und was man thun könnte.

(Politique et législation.)

Die Welt gehen lassen, wie sie geht, gut oder übel, wie es der Schlendrian mit sich bringt, seine Pflicht thun, und dem Herrn Prior nichts als Liebes und Gutes nachsagen, das

ist so eine alte Mönchsmaxime; aber das Kloster kommt dabei nicht auf den grünen Zweig, Alles geräth ins Stocken, die Verachtung der Leute und gänzlicher Verfall ist das Ende vom Liede. Wenn der Geist der Nacheiferung die Menschen nicht spornt, gleichen sie Eseln, die träge ihren Paßgang fortschleichen, beim geringsten Hinderniß Halt machen und im Angesicht der Schwierigkeiten, wovon sie sich ins Bockshorn jagen lassen, ruhig ihre Disteln fressen; beim Schall einer Stimme dagegen, die sie antreibt, beim Stachel eines Sporns, der sie aus ihrer Schläfrigkeit aufkitzelt, werden sie zu Rennern, denen plötzlich Flügel wachsen und die kühn über den Schlagbaum setzen. Ohne die Belehrungen des Abbé Saint-Pierre wäre vielleicht die Barbarei der willkürlichen Kopfsteuer in Frankreich noch nicht abgeschafft. Ohne die Fingerzeige Locke's hätte man vielleicht den Unordnungen im Münzwesen in London noch nicht abgeholfen. Es fehlt nicht an Menschen, die, ohne die Befugniß, über Ihresgleichen Recht zu sprechen, erkauft zu haben, das Gemeinwohl in eben dem Grade zu fördern streben, als es von Manchen unter denen, welche die Ermächtigung, Gutes und Böses zu thun, wie eine Meierei erstehen, vernachlässigt wird.

In den ältesten Zeiten der Republik lebte in Rom ein Bürger, dessen herrschende Leidenschaft in dem Wunsche bestand, nach Kräften für den Flor seines Landes zu wirken: Derselbe verlangte eines Tages mit einem der beiden Konsuln zu sprechen, erhielt aber den Bescheid, der hohe Würdenträger sitze mit dem Prätor, einem Aedil und einigen Senatoren sammt ihren Beischläferinnen und Lustigmachern bei Tische. Er ließ darauf in den Händen eines der frechen Sklaven, die den Herren aufwarteten, eine Denkschrift zurück, deren Inhalt ungefähr folgendermaßen lautete:

„Da die Tyrannen auf Erden überall so viel Böses thaten, als sie irgend vermochten, warum thut denn ihr, die ihr euch gut zu sein rühmt, nicht so viel Gutes, als in euren Kräften steht? Woher kommt es, daß die Armen die Tempel und öffentlichen Plätze belagern und ein Elend zur Schau tragen, das dem Staate nichts nützt und Euch zur Schande gereicht, während ihre Hände zur Ausführung der öffentlichen Arbeiten verwandt werden könnten? Was thun in Friedenszeiten jene Millionen von Müßiggängern, welche die Heerstraßen und die Festungen ausbessern könnten? Wir haben Moräste, die, wenn man sie austrocknete, nicht länger ganze Bezirke verpesten, sondern sich in fruchtbares Erdreich verwandeln würden. Wir haben unregelmäßige Gassen, würdig einer Stadt der Barbaren, die durch prächtige Plätze ersetzt werden könnten. Jene Marmorblöcke, die am Ufer der Tiber unordentlich übereinander liegen, könnten sich in Bildsäulen verwandeln zur Belohnung der Verdienste unsrer großen Männer und zur Aufmunterung für Alle, ihrer Tugend nachzueifern. Die großen Marktplätze, jetzt unreinlich und ekelhaft, müßten zugleich bequem und prächtig eingerichtet werden. In den Häusern fehlt es an Wasser und die öffentlichen Brunnen sind weder reinlich noch geschmackvoll zu nennen. Euer Haupttempel ist in einem barbarischen Styl aufgeführt; der Eingang zu euren Theatern gleicht der Pforte eines Ortes der Schande; in den Sälen, wo das Volk sich versammelt, um Dinge zu hören, die der Bewunderung der Welt werth sind, sieht man sich vergebens nach richtigen Verhältnissen, nach großartiger Bauart, nach Pracht und Bequemlichkeit um. Der Palast Eurer Hauptstadt droht den Einsturz, seine Vorderseite ist durch elende Hütten versteckt, und Moletus hat sein Haus mitten auf dem Schloßhof. Vergebens antwortet mir

Eure Trägheit, es würde zu viel Geld kosten, solchen Mißbräuchen abzuhelfen; ich bitte Euch, gebt Ihr denn etwa dies Geld den Massageten oder den Cimbern? werden nicht Eure römischen Landsleute es verdienen, Eure Baumeister, Eure Bildhauer, Eure Künstler aller Art? Diese Künstler aber werden, so belohnt, durch neue Ausgaben, zu denen sie dann im Stande sind, das Geld dem Staate wieder zufließen lassen, die schönen Künste werden hoch in Ehren stehen, sie werden zugleich Euren Ruhm und Euern Reichthum ausmachen; denn das arbeitsamste Volk ist immer das reichste. Gebt also einem edeln Wetteifer Gehör, und mögen die Griechen, die allmälig Eurer Tapferkeit und Eurem übrigen Verhalten Gerechtigkeit widerfahren lassen, auch nicht länger uns Barbarei vorwerfen können."

Die Denkschrift des Patrioten wurde bei Tische vorgelesen. Der Konsul sagte kein Wort dazu und verlangte zu trinken, der Aedil gestand, die Schrift sei nicht so ganz übel, und es war nicht weiter die Rede davon. Die Unterhaltung drehte sich um die Blume des Falerner Weins und um das Feuer des Cäcubers; man hielt einem berühmten Koch eine Lobrede und erschöpfte die Vorzüge einer neu erfundenen Störbrühe; man brachte Gesundheiten aus, erzählte zwei oder drei fade Anekdoten und schlief ein. Unterdessen bauten die Senatoren Appius und Flaminius, auf welche die Denkschrift, ohne daß sie sich's merken ließen, Eindruck gemacht, bald darauf die nach ihnen benannten Heerstraßen; ein dritter verschönerte das Kapitol, ein vierter baute ein Amphitheater und noch andere öffentliche Marktplätze. Die Schrift des einfachen Bürgers war ein Saatkorn, das nach und nach in den Köpfen großer Männer keimte.

Historische Bemerkungen über Handel und Finanzen.

(Remarques de l'essai sur les moeurs etc., XVIII.)

Die fast ganz unter Wasser stehenden Niederlande, Genua, dessen Gebiet fast nur aus Felsen besteht, und Venedig, das nur über Lagunen herrschte, wären Einöden oder überhaupt nie vorhanden gewesen, hätten sie keinen Handel getrieben.

Venedig wurde seit dem vierzehnten Jahrhundert allein durch den Handel eine furchtbare Macht, und Holland war es in unsern Tagen eine geraume Zeit hindurch.

Wozu mußte es demnach erst Spanien unter Philipp II. bringen, da es zugleich Mexiko und Peru besaß, und dazu noch seine Niederlassungen längs den Küsten Afrikas und Asiens in einer Ausdehnung von etwa 3000 Stunden?

Es ist kaum glaublich, und doch notorisch wahr, daß Spanien allein seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts bis zum Anfange des achtzehnten Gold und Silber für 5000 Millionen Piaster an Werth bezog, was 25,000 Millionen Livres nach französischem Gelde macht. Man braucht nur Don Ustariz und Navarete zu lesen, um sich von dieser merkwürdigen Wahrheit zu überzeugen. Es ist dies eine weit größere Summe gemünzten Geldes, als vor Christoph Columbus Reise in der ganzen Welt zirkulirte. Jeder arme Mann, der denken lernte, kann seine Betrachtungen darüber anstellen; er wird sich trösten, wenn er erfährt, daß von allen jenen Schätzen Ophir's heutzutage (d. h. um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts) in Spanien kaum 100 Millionen Piaster und eben so viel an Gold- und Silbergeschirr, Schmuck-

sachen ꝛc. mehr übrig sind. Was wird er erst sagen, wenn er in Don Ustariz liest, daß die römische Dataria einen Theil jenes Geldes verschlang? Er wird vielleicht glauben, das heilige Rom müsse jetzt reicher sein, als einst das erobernde zur Zeit eines Crassus und Lucullus. Man muß gestehen, daß es sein Möglichstes that, es dahin zu bringen; da es aber keinen Handel treiben lernte, als alle Völker Europas sich darauf verstanden, verlor es durch seine Unwissenheit und Trägheit alles Geld, was die Goldgruben seiner Dataria ihm einbrachten, und namentlich, was es mit den Netzen St. Petri so bequem zu fischen verstand.

Spanien war Anfangs durchaus nicht willens, die Schätze Amerika's mit andern Nazionen zu theilen. Philipp II. behielt sich Jahre lang ihren Genuß fast ganz allein vor. Der Reichthum der übrigen europäischen Fürsten mit seinem Oheim, dem Kaiser Ferdinand, an der Spitze, verhielt sich zu dem seinen etwa, wie der der Schweizer zu jenem (seines Urgroßvaters) des Herzogs von Burgund, als sie (1476) demselben sagten: „Alle unsre Habe ist nicht so viel werth, wie die Sporen eurer Ritter.“

Philipp II. hätte das, was man Weltherrschaft nennt, erringen müssen, wäre es möglich, dieselbe mit Gold zu erkaufen oder durch Ränke zu erschleichen. Allein eine Frau, die kaum ihrer Herrschaft über die Hälfte einer Insel gewiß war; ein Prinz von Oranien, nur einfacher Reichsgraf und Vasall des Markgrafen von Mecheln; Heinrich IV. endlich, ein König, dem nur eine Partei in Frankreich schlecht gehorchte, und der von der andern verfolgt wurde, dem es an Geld fehlte, und dessen Kriegsheer fast nur in einer handvoll Edelleuten und seinem Muthe bestand, solche Gegner waren es, die den Beherrscher beider Indien zu Grunde richteten.

Der Handel, der seit der Entdeckung des Kaps der guten Hoffnung und Amerikas eine ganz neue Gestalt gewonnen hatte, gestaltete sich wieder anders, als die durch die Tyrannei frei gewordenen Holländer sich der Gewürzinseln bemächtigten und Batavia gründeten. Die großen Handelsmächte waren jetzt Holland und England. Frankreich, das sich immer erst spät die Kenntnisse und Unternehmungen andrer Nazionen zu Nutze macht, kam zuletzt nach beiden Indien, und mußte sich daher auch mit dem kärglichsten Antheil an der Beute begnügen. Es blieb ohne Industrie bis zu den schönen Tagen der Regierung Ludwigs XIV., der Alles that, um den Handel zu beleben.

Die europäischen Völker lernten damals nach und nach neue Bedürfnisse kennen, die dem Handel einiger Nazionen, und namentlich Frankreichs, großen Nachtheil brachten. Heinrichs IV. Frühstück bestand in einem Glase Wein und einem Stück Weißbrod; er trank weder Thee, noch Kaffe oder Schokolate; er brauchte keinen Tabak; seine Frau und seine Geliebten hatten wenig Edelsteine, und trugen keine Stoffe aus Persien, China oder Indien. Wenn man bedenkt, daß heutzutage eine Bürgerfrau schönere Diamanten an den Ohren trägt, als Katharine von Medicis; daß Martinique, Mokka und China das Frühstück einer Magd liefern, und daß für alle diese Gegenstände jährlich über 50 Millionen aus dem Lande gehen, so wird man einsehen, daß es andrer sehr einträglicher Handelszweige bedarf, um den beständigen Verlust auszugleichen. Bekanntlich hielt sich Frankreich durch seine Weine und Branntweine, sein Salz und seine Manufakturen.

Es mußte in unmittelbaren Handelsverkehr mit Indien treten, nicht um seine Schätze zu vermehren, sondern um seine Ausgaben zu vermindern. Denn da die Menschen sich

einmal neue Bedürfnisse schufen, müssen sie die Waaren, die zur Befriedigung derselben dienen, so wohlfeil als möglich kaufen. Was man aber in Indien aus erster Hand kauft, kostet unstreitig nicht so viel, als was erst durch die Hände der Engländer und Holländer geht. Fast alle diese Waaren müssen mit baarem Gelde bezahlt werden. Als man demnach in Frankreich eine indische Kompagnie gründete, kam es nur darauf an, weniger zu verlieren, und sich wo möglich in Deutschland und dem Norden für die unermeßlichen Verluste auf der Küste Koromandel zu entschädigen. Aber die Holländer waren den Franzosen in Deutschland, wie in Indien, zuvorgekommen. Ihre Mäßigkeit und Betriebsamkeit gaben ihnen allenthalben das Uebergewicht. Für eine neue Handelskompagnie aus Europa, die in Indien festen Fuß fassen will, beruht, wie gesagt, der Hauptnachtheil darin, daß sie zuletzt dort ankommt. Sie findet mächtige Nebenbuhler bereits im Besitz des Handels. Sie muß sich den Beschimpfungen der Nabob's und Omra's aussetzen, und sie entweder bezahlen oder schlagen. Wirklich konnten die Portugiesen und nach ihnen die Holländer keinen Pfeffer bekommen, ohne erst Schlachten darum zu liefern.

Ist Frankreich in Europa mit England oder Holland in Krieg, so suchen sie in Indien einander wetteifernd zu vernichten. Die Handelsgesellschaften verwandeln sich unfehlbar in Kriegskompagnien, und es gilt dann, die andern zu unterdrücken oder ihnen selbst zu unterliegen. So sehen wir, nachdem Ludwig XIV. seine indische Kompagnie in Pondichery gegründet, wie die Holländer die Stadt einnehmen und die Kompagnie über'n Haufen werfen. Sie erstand auf's Neue aus den Trümmern des Law'schen Systems, und bewies, daß die größte Verwirrung bisweilen zur Ordnung führen kann.

Aber alle Wachſamkeit und Weisheit der Direktoren verhütete nicht die Einnahme Pondichery's durch die Engländer, und nur mit genauer Noth entging die Kompagnie einer nochmaligen Auflöſung. Die Engländer gaben die Stadt im Frieden zurück; aber es läßt ſich denken, in welchem Zuſtande man einen Handelsplatz herausgibt, worauf man eiferſüchtig iſt. Die Kompagnie friſtete ihr Daſein mit einigen Schiffen, zerſtörten Magazinen, viel paſſivem und gar keinem aktiven Vermögen.

Sie ſchaltete in ihren indiſchen Niederlaſſungen mit unumſchränkter Willkür, allein ſie traf mit andern unumſchränkten Herren zuſammen, die fremd, wie ſie, und mehr vom Glücke begünſtigt waren. Man muß geſtehen, es iſt ſeltſam, wie der große Mogul, der doch ſo mächtig ſein ſoll, es dulden kann, daß europäiſche Kaufleute ſich innerhalb der Grenzen ſeines Reichs bekriegen, und dabei einen Theil deſſelben verheeren. Räumten wir den Hafen l'Orient den Indiern, und Bayonne den Chineſen ein, ſo würden wir doch nicht leiden, daß ſie in unſerm Lande einander die Hälſe brächen.

Was die Finanzen betrifft, ſo ſtürzten Frankreich und England durch ihre gegenſeitigen Kriege ſich jedes in eine Schuldenlaſt von 3000 Millionen Livres, nach unſerm Gelde — eine Summe, welche die in beiden Staaten zirkulirende Geldmaſſe bei weitem überſteigt. Es gehört zu den Früchten der Anſtrengung des menſchlichen Geiſtes in dieſem Jahrhundert, daß man das Geheimniß entdeckte, mehr Schulden, als Vermögen zu haben, und dabei zu leben, als wäre man keinen Pfennig ſchuldig.

Jeder Staat in Europa iſt nach einem Kriege von ſieben oder acht Jahren zu Grunde gerichtet, denn jeder hat mehr gethan, als ſeine Kräfte für gewöhnlich erlauben. Es geht

den Staaten, wie Privatleuten, die sich aus Ehrgeiz in Schulden stürzen; jeder will mehr thun, als in seinen Kräften steht. Man hat schon oft die Frage aufgeworfen, was aus allen Schätzen wird, die der Krieg verschlingt; und die Antwort lautete, daß sie in den Geldkisten von 2 oder 3000 Privatleuten begraben werden, die sich das öffentliche Elend zu nutze machten. Diese Wenigen genießen in Frieden ihr unermeßliches Vermögen, während die Uebrigen unter der Last neuer Auflagen seufzen müssen, um einen Theil der Nazionalschuld zu bezahlen.

England ist das einzige Land, wo Einzelne sich durch das Loos der Waffen bereicherten. Die Summen, die einfache Rheder an Prisengeldern gewannen, so wie die, welche die Insel Kuba und Ostindien den Oberoffizieren einbrachte, übersteigen bei weitem die Masse alles baaren Geldes, das im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert in England zirkulirte.

Wenn die Schätze so vieler Einzelnen durch Heirathen, durch Erbschaftstheilungen, und namentlich durch den jetzt nothwendig gewordenen Luxus, durch den jenes einige Jahre lang eingescharrte Geld dem Publikum wieder zufließt, sich nach und nach unter dem Volke vertheilen, so hört jenes ungeheure Mißverhältniß auf, und die Zirkulazion geht beinahe eben so ihren Gang, wie früher. So werden die in Persien verborgenen und während vierzigjähriger innerer Unruhen [1]) verscharrten Schätze nach einigen Jahren der Ruhe wieder zum Vorschein kommen, ohne daß etwas davon verloren ging. So bringt es nun einmal der allen menschlichen Dingen anhaftende Wechsel mit sich.

---

[1]) Von der Empörung des Afghanen Mir-Weis unter Hussein 1709 bis zur Thronbesteigung Kerim Kan's 1749.

Ueber Staatswirthschaft, Industrie, Handel und Finanzverwaltung in Frankreich unter Ludwig XIV.

(Siècle de Louis XIV. chap. 29 et 30.)

Kaum hatte Colbert nach Fouquet's Fall die Ordnung in den Finanzen wieder hergestellt, so erließ der König seinen Unterthanen alle rückständigen Steuern von den Jahren 1647 bis 1656, und namentlich drei Millionen an Kopfsteuer.[1]) 500,000 Thaler an lästigen Abgaben jährlich wurden abgeschafft. Der Abbé Choisy scheint demnach schlecht unterrichtet oder sehr ungerecht, wenn er behauptet, daß man die Einnahme nicht verminderte. Es ist ausgemacht, daß sie durch jenen Erlaß vermindert und nur durch die gute Ordnung vermehrt wurde.

Der Sorgfalt des Präsidenten Bellièvre war es mit Hülfe der Freigebigkeit der Herzogin von Aquillon und mehrerer Privatleute gelungen, das General-Hospital ins Leben zu rufen. Der König erweiterte diese Anstalt und gründete ähnliche in allen größern Städten des Reichs.

Die Heerstraßen, die bisher fast nicht zu passiren waren, wurden nicht vernachlässigt und vervollkommneten sich nach und nach so, daß sie, wie noch jetzt, die Bewunderung aller Fremden erregen. Nach welcher Seite man sich von Paris

---

[1]) Diese Rückstände schuldeten nur Leute, von denen es unmöglich war, sie einzutreiben. Wenn die erlassenen 500,000 Thaler Steuern nicht auf der Stelle durch eine andre Auflage ersetzt wurden, was sehr zweifelhaft ist, so geschah es doch sehr bald darauf. E.

aus wenden mag, so reist man jetzt etwa 50 bis 60 Stunden weit, mit Ausnahme einiger kurzen Strecken, auf geraden, dauerhaften, zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzten Straßen. Die von den alten Römern angelegten Wege waren zwar noch dauerhafter, aber nicht so breit und so schön.[1])

Colbert's Genie wandte sich vorzugsweise dem Handel zu, von dem erst schwache Anfänge da waren, und dessen große Grundregeln man noch nicht kannte. Die Engländer, und mehr noch die Holländer, hatten vermittelst ihrer Schifffahrt fast den ganzen französischen Handel in Händen. Die Holländer namentlich luden in unsern Häfen unsre Produkte ein und versahen ganz Europa damit. Im Jahre 1662 fing der König an, seine Unterthanen von einer Abgabe zu befreien, die man droit de fret (Schiffsfrachtsteuer) nannte, und die alle fremden Schiffe entrichteten. Er suchte es auf jede Weise den Franzosen so leicht als möglich zu machen, ihre Waaren selbst mit geringeren Kosten fortzuschaffen. Jetzt erst bildete sich der Seehandel. Der noch jetzt bestehende Handelsrath wurde errichtet und der König führte alle 14 Tage den Vorsitz darin.

Die Häfen von Dünkirchen und Marseille wurden zu Freihäfen erklärt, und in Folge dessen wurden binnen kurzem Marseille für den levantischen und Dünkirchen für den nordischen Handel Hauptstapelplätze.

1664 errichtete man eine westindische und noch in eben

---

[1]) Die wahre Schönheit der Heerstraßen besteht nicht in ihrer Breite, die den Landbau beeinträchtigt, sondern in ihrer Dauerbarkeit und besonders in der Kunst, sie durch die Gebirge zu leiten und dabei Bequemlichkeit mit Sparsamkeit zu verbinden. Diese Kunst hat sich in unsern Tagen namentlich in den Ländern, wo die Frohndienste abgeschafft wurden, sehr vervollkommnet. E.

dem Jahre eine ostindische Handelskompagnie. Bisher war der französische Luxus der holländischen Industrie zinsbar gewesen. Die Anhänger der alten, furchtsamen, unwissenden und beschränkten Oekonomie ereiferten sich vergebens gegen einen Handel, wobei man beständig gegen Geld, das sich nicht abnutzte, Gegenstände, die verbraucht und konsumirt werden, eintauschte. Sie bedachten nicht, daß man jene indischen Waaren, die man nicht mehr entbehren konnte, dem Auslande weit theurer hätte bezahlen müssen. Allerdings wird mehr baares Geld nach Ostindien ausgeführt, als wir von dort beziehen, und Europa verarmt auf diese Weise. Doch dies Geld kommt aus Peru und Mexiko; es ist der Preis für unsre Produkte, die wir nach Cadix bringen; und es bleibt doch immer noch mehr davon in Frankreich, als Ostindien verschlingt.

Der König gab der Gesellschaft über 6 Millionen nach heutigem Münzfuß. Er forderte reiche Leute auf, sich dabei zu betheiligen. Die Königinnen, die Prinzen und der ganze Hof steuerten 2 Millionen nach damaligem Gelde dazu bei. Die obern Gerichtshöfe gaben 1,200,000 Livres, die Finanzpächter 2 Millionen, die Korporazion der Kaufleute 650,000 Livres. Die ganze Nazion unterstützte ihren Fürsten.

Diese Handelsgesellschaft hielt sich fortwährend. Seit der Einnahme Pondichery's durch die Holländer im Jahre 1694 lag zwar der indische Handel sehr danieder, nahm aber unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans einen neuen kräftigen Aufschwung. Pondichery wetteiferte jetzt mit Batavia, und diese indische Compagnie, die der große Colbert nur mit äußerster Mühe zu Stande brachte, und die in unsern Tagen durch die seltsamsten Erschütterungen wieder ins Leben gerufen wurde, war einige Jahre lang eine der wichtigsten

Hülfsquellen des Reichs.[1]) Im Jahre 1669 errichtete der König auch eine nordische Kompagnie, und legte bedeutende Fonds, wie in der indischen, darin nieder. Man erkannte jetzt wohl, daß man sich durch den Handel nichts vergab, da die größten Häuser nach dem Beispiel des Königs sich bei jenen Unternehmungen betheiligten.

Die westindische Kompagnie erfreute sich keiner geringern Aufmunterung, als die übrigen. Der König stand den zehnten Theil sämmtlicher Fonds.

Er bezahlte 30 Franks für jede Tonne, die ausgeführt, und 40 für jede, die eingeführt wurde. Alle, die in den Häfen des Reichs Schiffe bauen ließen, bekamen so viel mal 5 Livres, als ihr Schiff Tonnen hielt.[2])

---

[1]) Es hat sich später ausgewiesen, daß die indische Kompagnie bei ihrem Handel von Anfang an nur verloren hatte, und daß sie nur auf Kosten des Staatsschatzes sich halten konnte. Jede Kompagnie hat, auch wenn ihr Handel in Flor ist, einen größern Kostenaufwand zu tragen, als die Privatleute, und macht die Waaren, worüber ihr das Monopol zusteht, theurer, als wenn völlige Handelsfreiheit bestände. G.

(Die zu Voltaire's Zeit bestehende französisch-ostindische Handelskompagnie wurde im J. 1769 aufgehoben und eine im J. 1785 neu errichtete mußte schon nach 6 Jahren wieder eingehen.)

[2]) Die Summen, wovon die Prämien bezahlt werden, muß das Volk hergeben, was man nicht aus dem Auge verlieren darf. Die Wirkung einer Prämie ist, daß sich dem Kaufmann die Fonds, die er in den Handel steckt, höher verinteressiren; er kann sich also mit einem geringern Gewinn begnügen. Die Prämien bewirken also eine Erhöhung des Preises der Waaren für den Verkäufer, oder eine Verminderung desselben für den Käufer oder vielmehr beides zugleich. Finden sie daher nur bei dem Handel von einem Orte zum andern statt, so ist ihre Folge die Erhöhung des Preises am Orte des Einkaufs und ihre Verminderung am Orte des Verkaufs. Eine Ausfuhr-

Man kann sich nicht genug wundern, wie der Abbé von Choisy in seinen mit großer Vorsicht zu benutzenden Memoiren diese Einrichtungen hat tadeln können.[1]) Wir erkennen jetzt alles, was der Minister Colbert für das Wohl des Reichs that, damals aber sah man es nicht ein. Er arbeitete für Undankbare. Man war ihm in Paris wegen der Amortisazion einiger Renten auf dem Stadthause, die man seit 1656 um geringen Preis an sich gebracht hatte, und wegen des Verrufs, in welchen die unter dem vorigen Ministerium verschwendeten Kassenscheine fielen, weit auffätziger, als man ihm für das

---

prämie festsetzen heißt demnach, alle Staatsbürger zur Zahlung zwingen, damit die Konsumenten einer Waare sie theurer kaufen und die Produzenten sie theurer verkaufen.

Eine Einfuhrsteuer festsetzen, heißt, alle Bürger zur Zahlung nöthigen, damit die, welche gewisse Waaren brauchen, sie wohlfeiler kaufen können.

Die Einführung solcher Prämien kann also immer nur auf kurze Zeit und unter besondern Umständen recht und ersprießlich sein. Sind sie für immer und allgemein eingeführt, so dienen sie nur dazu, das Gleichgewicht zwischen den Produkzionen und den Bedürfnissen jeder Art, das sich bei unbeschränkter Freiheit von selbst macht, zu zerstören. C.

[1]) In den politischen Annalen des Abbé Castel de Saint-Pierre, S. 105, heißt es: „Colbert, ein so tüchtiger Arbeiter er war, „nahm den Schatten für den Körper; er vernachlässigte die Kom„pagnieen des Seehandels, um seine Sorge vorzugsweise unterhalten„den Wissenschaften und schönen Künsten zuzuwenden.“ Weit entfernt, den Seehandel zu vernachlässigen, war er vielmehr als der Begründer desselben anzusehen. Nie ließ es ein Minister sich weniger beikommen, den Schatten mit dem Körper zu verwechseln. Ihn dessen beschuldigen, heißt, einer von ganz Frankreich und Europa anerkannten Wahrheit widersprechen. B.

Obiges wurde im August 1756 geschrieben. C.

Gute, das er im Allgemeinen stiftete, Dank wußte.[1]) Es gab damals mehr Spießbürger, als ächte Staatsbürger. Nur Wenige faßten das gemeine Beste ins Auge. Man weiß ja, wie sehr der Eigennutz verblendet und den Geist einengt; ich spreche hier nicht bloß von dem Eigennutz eines einzelnen Kaufmanns, sondern von dem einer Korporazion, einer ganzen Stadt. Die grobe Antwort eines Kaufmanns, Namens Hazon, der von dem Minister zu Rathe gezogen wurde und ihm antwortete: „Ihr fandet den Karren nach einer Seite umgeworfen und habt ihn jetzt auf die andre geschmissen," wurde in meiner Jugendzeit mit Wohlgefallen erzählt, ja diese Anekdote findet man sogar im Moreri.[1]) Der philosophische

---

[1]) Wir können nicht verhehlen, daß diese Beschwerden gegründet waren. Das Streichen der Renten war ein Bankerott und jeder Bankerott ist ein wahres Verbrechen, wenn nicht absolute Nothwendigkeit ihn herbeiführt. Die Moral der Staaten unterscheidet sich durchaus nicht von der der Privatleute, und nie kann Jemand, der seine Gläubiger betrügt, auf Achtung Anspruch machen, so viele Wohlthaten er übrigens spenden mag. C.

[2]) Ein andrer Kaufmann, den er um Rath fragte, was er zu thun habe, um den Handel aufzumuntern, erwiederte ihm: „Jedermann gewähren lassen," und er hatte Recht. Colbert that aber grade das Gegentheil. Er vermehrte die Steuern aller Art, und warf mit Verordnungen nach allen Seiten um sich. Da einige geschickte Künstler ihre Denkschriften über die Methode, verschiedene Arten von Zeug zu verfertigen, über die Färbekunst ꝛc. vorgelegt hatten, gerieth er auf den Einfall, als Gesetz vorzuschreiben, was nur die Beschreibung des in den besten Fabriken üblichen Verfahrens war; als ob es nicht in der Natur der Künste läge, ihre Methoden beständig zu vervollkommnen; als ob der Erfindungsgeist, um sich geltend zu machen, auf die Erlaubniß des Gesetzgebers warten könnte; als ob die Erzeugnisse der Manufakturen nicht zugleich mit den Moden in Kleidung und Hausrath, beständigem Wechsel unterworfen wären. Man

Geist, der sich in Frankreich sehr spät geltend machte, mußte die Vorurtheile des Volks erst einigermaßen beseitigt haben, um dem Andenken jenes großen Mannes volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Mit der pünktlichen Genauigkeit des Herzogs von Sully verband er einen weit umfassendern Blick. Jener wußte nur gut hauszuhalten, Colbert verstand sich auch auf großartige Unternehmungen. Sully hatte seit dem Frieden von Vervier's keine andre Sorge, als eine genaue und strenge Oekonomie durchzuführen; Colbert dagegen mußte behuf der Kriege von 1667 und 1672 in größter Eile unermeßliche Summen herbeischaffen. Heinrich IV. begünstigte Sully's Sparsamkeit; Ludwig's XIV. Prachtliebe durchkreuzte beständig Colbert's System.

Gleichwohl wurde zu seiner Zeit fast Alles theils verbessert, theils neu geschaffen. Die Herabsetzung des Zinsfußes auf 5 Prozent bei Anleihen des Königs sowol als der Privatleute im Jahre 1665 war ein augenscheinlicher Beweis reichlichen Geldumlaufs. Er wollte Frankreich bereichern und stärker bevölkern, und die Heirathen auf dem Lande wurden durch eine fünfjährige Befreiung von der Kopfsteuer, wenn sich Personen von 20 Jahren heiratheten, begünstigt; und jeder Hausvater, der zehn Kinder hatte, war auf Lebenszeit

---

verhängte schimpfliche Strafen über die Handwerker, die von den festgesetzten Bestimmungen über die Breite eines Stoffs, die Zahl der Fäden des Weberzettels, die Beschaffenheit der Seide und des Zwirns, dessen man sich bedienen sollte, abgingen; und diese lächerlichen und tyrannischen Verordnungen nannte man lange Zeit eine großmüthige Beschützung der Künste. Colbert's Unwissenheit in Regierungsprinzipien, von denen man überhaupt zu seiner Zeit und noch lange nach ihm keine Ahnung hatte, ist verzeihlich; nicht zu entschuldigen aber sind jene harten Strafurtheile, jene Tyrannei, die an sich unschuldige Handlungen zum Verbrechen stempelt. E.

von allen Abgaben frei, weil er durch die Arbeit seiner Kinder dem Staate mehr Nutzen schaffte, als er hätte leisten können, wenn er die Kopfsteuer bezahlte. Diese Anordnung hätte immer unangetastet bleiben sollen.

Vom Jahr 1663 bis 1672 wurde jedes Jahr dieses Ministeriums durch die Errichtung einer Manufaktur bezeichnet. Die feinen Tücher, die man ehedem aus Holland und England bezog, wurden jetzt in Abbeville fabrizirt. Der König schoß dem Fabrikanten, außer ansehnlichen Gratifikazionen, für jeden gangbaren Webestuhl 2000 Livres vor. Man zählte im Jahre 1669 in Frankreich 44,200 Werkstühle für Wollenweberei. Die sehr vervollkommneten Seidenstoffe waren der Gegenstand eines Handels, der mehr als 50 Millionen nach damaligem Gelde einbrachte, und der Vortheil, den man daraus zog, überwog nicht nur den Kaufpreis der erforderlichen Seide, sondern der Anbau der Maulbeerbäume setzte auch die Fabrikanten in den Stand, die fremde Seide ganz zu entbehren.

Im Jahre 1666 fing man an eben so schöne Spiegel zu verfertigen, wie in Venedig, das sonst ganz Europa damit versehen hatte, und lieferte sie binnen kurzem in solcher Größe und Schönheit, daß man es nirgends den Franzosen hierin nachthun konnte. Die türkischen und persischen Teppiche wurden in der Manufaktur Savonnerie übertroffen. Die flandrischen Tapeten konnten sich nicht mit denen messen, die man in den Gobelins verfertigte. In diesem weitläuftigen Gebäude waren damals mehr als 800 Arbeiter beschäftigt; dreihundert wohnten darin. Die geschicktesten Maler leiteten die Arbeit entweder nach ihren eignen Zeichnungen oder nach Mustern der alten italienischen Meister. In dem Gebäude der Gobelins verfertigte man auch noch andere künstlich zusammengesetzte

Arbeiten, eine Art wunderbarer Mosaik, und in eingelegter Arbeit erreichte die Kunst den höchsten Grad.

Außer der schönen Tapetenmanufaktur der Gobelins legte man noch eine andre zu Beauvais an. Der erste Fabrikant in dieser Stadt hatte 600 Arbeiter, und der König schenkte ihm 60,000 Livres.

1600 Mädchen waren mit Spitzenarbeit beschäftigt. Man ließ 30 der geschicktesten Arbeiterinnen aus Venedig und 200 aus Flandern kommen und gab ihnen zur Aufmunterung 36,000 Livres.

Die Tuchwebereien zu Sedan und die Tapetenfabriken zu Aubusson, welche sehr in Verfall gerathen waren, wurden wieder hergestellt. Die reichen Gold- und Silberbrokate wurden mit erneuerter Betriebsamkeit in Lyon und Tours verfertigt.

Bekanntlich kaufte das Ministerium in England das Geheimniß jener sinnreichen Maschine, vermittelst deren man die Strümpfe zehnmal so rasch als mit der Nadel verfertigt. Das Blech, der Stahl, die schöne Fayence und der Saffian, die man früher aus weiter Ferne kommen lassen mußte, wurden jetzt in Frankreich fabrizirt. Allein die Kalvinisten, die um das Geheimniß der Verfertigung des Eisenblechs und des Stahls wußten, theilten nach ihrer Auswanderung im Jahre 1686 *) dasselbe sammt manchen andern Vortheilen dem Auslande mit.

Der König kaufte jährlich für etwa 800,000 Livres nach unserm Gelde an Modewaaren aller Art, die man in seinem Reiche fabrizirte, und theilte sie als Geschenke aus.

Die Stadt Paris war damals bei weitem nicht das,

*) In Folge der Aufhebung des Edikts von Nantes.

was sie jetzt ist. Sowol Helle und Reinlichkeit, als Sicherheit, suchte man in ihren Gassen vergebens. Es galt, für die beständige Reinigung der Straßen und für die Erleuchtung Sorge zu tragen, die jetzt (um 1750) allnächtlich durch 5000 Laternen bewirkt wird; es galt, die ganze Stadt zu pflastern, zwei neue Thore zu bauen, die alten wieder herzustellen, endlich eine beständige Wache zu Fuß und zu Pferde für die Sicherheit der Bürger zu organisiren. Der König nahm Alles über sich, indem er die Summen für diese nothwendigen Ausgaben anwies. Er ernannte 1667 eine Magistratsperson, der ausschließlich die oberste Leitung der Polizei oblag. Erst sehr spät folgten die meisten andern großen Städte in Europa diesem Beispiel, und keine konnte sich rühmen, ihr Vorbild erreicht zu haben. Keine Stadt ist gepflastert wie Paris, und Rom hat noch nicht einmal eine Straßenbeleuchtung.

In allen Zweigen der Verwaltung herrschte ein so reges Streben nach Vervollkommnung, daß der zweite Polizeilieutenant in Paris in diesem Posten einen Ruhm erwarb, der ihn den Männern, welche ihrem Zeitalter Ehre machten, beigesellte; auch war er ein Mann, dessen Fähigkeit sich in Allem bewährte. Er wurde später Minister, und würde auch einen tüchtigen Feldherrn abgegeben haben. Der Posten eines Polizeilieutenants war kaum seiner Geburt und seinem Verdienst angemessen, und gleichwol erwarb er sich durch die Verwaltung desselben einen weit größern Namen, als durch seine kurze und beschränkte Wirksamkeit als Minister, zu der er gegen das Ende seines Lebens berufen wurde.

Es muß hier bemerkt werden, daß D'Argenson keineswegs der einzige unter den Mitgliedern des alten Adels war, der sich der Verwaltung eines obrigkeitlichen Amtes unterzog.

Frankreich ist fast das einzige Land in Europa, wo der alte Adel sich häufig dieser Laufbahn widmete. Fast in allen andern Staaten ist von der verrosteten Barbarei des Mittelalters noch so viel übrig geblieben, daß man sich von der Erhabenheit dieses Berufs nichts träumen läßt.[1])

Der König baute mittlerweile seit 1661 ununterbrochen am Louvre und an den Schlössern in Saint-Germain und Versailles. Auch Privatleute errichteten nach seinem Beispiel in Paris eine Menge prächtiger und bequemer Gebäude. Die Zahl derselben nahm in solchem Maße zu, daß sich in der Gegend des Palais-Royal und der Kirche Saint-Sulpice in Paris zwei neue Städte bildeten, mit denen die alte sich nicht messen konnte. Aus eben jener Zeit schreibt sich auch die Erfindung jener eben so prachtvoll als bequem eingerichteten, mit Glasfenstern geschmückten und in Federn hängenden Kutschen, so daß jetzt ein Pariser Bürger in dieser großen Stadt mit glänzenderm Luxus umher fuhr, als die alten Triumphatoren in Rom auf ihrem Zuge nach dem Capitol. Dieser Gebrauch verbreitete sich von Paris aus über ganz Europa, und wurde bald so gewöhnlich, daß er für keinen Luxus mehr gelten kann.

Ludwig XIV. fand großen Geschmack an der Architektur der Gartenkunst und der Bildhauerei; und überall bewährte

---

[1]) Diese Angabe bedarf der Berichtigung. Voltaire wußte sehr gut, daß in aristokratischen Republiken, wie Venedig und Polen, das Recht, hohe obrigkeitliche Aemter zu verwalten, zu den Vorrechten des Adels gehört; daß in England die Pairs wirkliche Magistratspersonen sind und allein den (hohen) Adel ausmachen. Er meint hier nur Monarchien, die sich auf den Trümmern der Lehnsverfassung erhoben, und in Bezug auf alle diese Länder ist seine Bemerkung richtig. E.

sich dieser Geschmack als großartig und edel. Seit 1664 war dem General-Finanzdirector Colbert die Leitung der Bauten, oder mit andern Worten das Ministerium der Künste übertragen,[1]) und er beeiferte sich, die Pläne seines Herrn ins Werk zu setzen. —

(Als zu weit abliegend von dem Hauptinhalt dieser Auszüge aus Voltaire's Schriften, übergehen wir die im Original hier folgenden ausführlichen Nachrichten über Ludwig's XIV. Bauten und Stiftungen, über seine Gesetzgebung, über den damaligen Zustand des Kriegs- und Seewesens, über die innere Verwaltung im Allgemeinen, über die innern Unruhen (nach den Zeiten der Fronde), die er als sehr unbedeutend darzustellen sucht, und über die Sitten. Das Resumé seiner Bemerkungen über die innern Unruhen stehe hier, weil sich eine beachtenswerthe Anmerkung Condorcet's daran knüpft).

---

[1]) Der Abbé de Saint-Pierre sagt in seinen politischen Annalen, S. 104 seines Manuskripts: „Dies beweise die große Menge „der Müßiggänger, ihren Geschmack am Müßiggange, der dazu diene, „andre Arten von Müßiggängern zu unterhalten und zu ernähren; „es verhalte sich genau so, wie mit den Italienern, wo diese Künste „zu hoher Vollkommenheit gediehen; sie seien Lumpe, Faullenzer, „mit Lappalien beschäftigte Gecken ꝛc.“

Diese groben und in barbarischem Styl abgefaßten Betrachtungen sind deshalb um nichts richtiger. Die Blüte der Kunst unter den Italienern fiel in die Zeit der Mediceer, als keine Republik sich an Kriegsruhm und Reichthum mit Venedig messen konnte. Es war dieselbe Zeit, als Italien die größten Krieger und die berühmtesten Künstler aller Art hervorbrachte; und eben so hatten in den blühendsten Jahren Ludwig's XIV. die Künste den höchsten Grad der Vollendung erreicht. Der Abbé de Saint-Pierre irrte sich in manchen Dingen, und es ist zu bedauern, daß seine guten Absichten nicht von klarerer Einsicht unterstützt wurden. V.

NB. Diese Verschiedenheit der Ansicht unter zwei Männern unsrer Zeit, die ihr ganzes Leben mit der größten Beharrlichkeit und

Es gelang dem König endlich, eine bisher höchst unruhige Nazion in ein friedliches Volk zu verwandeln, das nur noch für seine Feinde gefährlich war, nachdem es über hundert

---

dem reinsten Eifer dem Kampf für die Sache der Humanität weihten, verdient eine nähere Beleuchtung.

Die Pracht und Großartigkeit der öffentlichen Bauten ist eine Folge der Industrie und des Reichthums einer Nazion. Hat die Nazion keine Schulden, werden alle lästigen Auflagen abgeschafft, ist die Staatseinnahme gewissermaßen nur der Ueberschuß des öffentlichen Reichthums, dann liegt in einer solchen Pracht durchaus kein Verstoß gegen die Billigkeit. Sie ist vielleicht sogar vortheilhaft, weil sie dazu dienen kann, nützliche Arbeiter für die Gesellschaft zu bilden, oder diejenigen zu beschäftigen, die nur von einer Art Arbeit leben können, wenn etwa in Folge besondrer Umstände diese Arbeit ihnen fehlt. Die schönen Künste mildern die Sitten, verleihen der Vernunft höhern Reiz und flößen Geschmack an geistiger Bildung ein. In den Händen einer erleuchteten Regierung könnten sie eins der besten Mittel werden, die Gemüther zu besänftigen oder zu erheben, die Sitten zu mildern oder zu verfeinern, und heilsame Grundsätze zu verbreiten.

Allein das Volk mit Auflagen überladen, um die Fremden durch eine eitle Pracht in Erstaunen zu setzen, den öffentlichen Schatz mit Schulden belasten, um Lustgärten zu verschönern, Theater bauen, wenn man keine Brunnen hat, Paläste errichten, wenn es an Gelde fehlt, um unentbehrliche Kanäle zu graben: das heißt nicht, die Künste beschützen; das heißt vielmehr ein ganzes Volk der Eitelkeit eines Einzigen opfern.

Denen, die ihr Blut für's Vaterland vergossen, auf öffentliche Kosten eine Zufluchtsstätte bauen, die Kinder derer, die dem Vaterlande dienten, aufziehen, heißt eine Pflicht der Dankbarkeit erfüllen, heißt sich einer heiligen Schuld gegen die Nazion selbst entledigen. Wer möchte solche Stiftungen tadeln? Wenn man aber dabei eine unnöthige Pracht auskramt, wenn man auf die Unterstützung von hundert Familien Summen verwendet, die das Loos von zweihundert hätten erleichtern können, wenn man, um der Eitelkeit zu fröhnen, mehr opfert, als man auf den eigentlichen Zweck des Wohlthuns ver-

Jahre lang für ſich ſelbſt gefährlich geweſen. Die Sitten wurden milder, ohne daß der Muth deßhalb ſchwächer geworden wäre. [1])

* * *

(Chap. 30.) Vergleicht man Colbert's Verwaltung mit allen vorhergehenden, ſo wird die Nachwelt dieſen Mann hochſchätzen, deſſen Körper der unſinnige Pöbel nach ſeinem Tode zerreißen wollte. Die Franzoſen verdanken ihm unſtreitig ihre Induſtrie und ihren Handel, und folglich jenen Reichthum, deſſen Quellen bisweilen in Kriegszeiten abnehmen, im Frieden aber immer wieder reichlich ſtrömen. Gleichwol war man im Jahre 1702 ſo undankbar, die Erſchlaffung, die in den

---

wendete, dann verdienen jene nämlichen Stiftungen eine ſtrenge Rüge. In dieſem Punkte namentlich muß die Liebe zum Ruhm der Liebe zur Billigkeit weichen. Beide reizen in gleichem Maße zum Guten; aber die Liebe zur Billigkeit allein lehrt das Gute auf gute Weiſe thun. Demnach hatte Voltaire und Saint-Pierre beide Recht; und man kann ihnen nur vorwerfen, daß ſie in der Verfechtung ihrer Anſichten das Maaß überſchritten. C.

[1]) Dies iſt eben die wahre Urſache des Wohlſtandes der franzöſiſchen Nazion unter Ludwig XIV. Die Umſtände, worin er ſich befand, trugen ohne Zweifel zu dieſer Ruhe des Staates das Ihrige bei; allein der Charakter des Königs und die Ueberzeugung, die er den Leuten beizubringen wußte, daß Alles, was in ſeinem Namen verfügt wurde, ſein eigner, ausdrücklicher Wille ſei, wirkten weſentlich dabei mit. Trotz der Barbarei eines Theils der Geſetze, trotz aller Fehler der Verwaltungsgrundſätze, trotz der Erhöhung der Steuern, ihrer läſtigen Form und der Härte der Fiskalgeſetze; trotz der irrigen Maximen, wovon ſich die Regierung bei ihren Verfügungen über Handel und Manufakturen leiten ließ; trotz der Proteſtantenverfolgungen endlich, findet man, daß das Volk im Innern des Reichs und bis zum ſpaniſchen Erbfolgkriege ſelbſt die Bewohner der Grenzprovinzen unter dem Schutze der Geſetze in Frieden lebten.

Nerven des Staats bemerkbar wurde, auf Colbert zu schieben. Ein gewisser Bois-Guillebert, General-Vikar bei der Landvogtei von Rouen, ließ damals sein Buch détail de la France in zwei kleinen Bänden drucken, und behauptete, seit 1660 sei Alles in Verfall gerathen. Es war aber gerade umgekehrt. Frankreich war nie so blühend gewesen, als seit dem Tode des Kardinals Mazarin bis auf den Krieg im Jahre 1689; und selbst in diesem Kriege, da der Staatskörper zu erkranken begann, erhielt er sich durch die Kraft, die Colbert in allen seinen Gliedern verbreitet hatte. Der Verfasser des détail behauptete, die gewissen Einkünfte des Reichs hätten sich seit 1660 um 1500 Millionen verringert. Nichts ist grundloser und zugleich unwahrscheinlicher, als diese Angabe. Gleichwol wußte er durch seine verfänglichen Beweisgründe denen, die gern überredet sein wollten, jenes ungereimte Paradoxon einzureden. So sieht man in England in den blühendsten Zeiten hundert Flugschriften, worin bewiesen wird, daß der Staat zu Grunde gerichtet ist.[1])

Der Landmann, der Handwerker, der Fabrikant und der Kaufmann konnten mit Sicherheit darauf rechnen, die Früchte ihres Fleißes zu genießen, ohne daß sie Räuber oder kleine Tyrannen zu fürchten brauchten. Man konnte also den Landbau und die Künste vervollkommnen, große Handels- und Fabrikunternehmungen wagen, bedeutende Kapitalien darauf verwenden und brauchte starke Auslagen, wenn man auch erst sehr spät auf deren Verinteressirung rechnen durfte, nicht zu scheuen. Dieser Frieden im Innern eines Staates ist von größerer Wichtigkeit, als die meisten Staatskünstler glauben wollten. Von dem Wohlstande eines ruhigen Staates kann man weder unbedingt auf gute Gesetze, noch auf eine gute Verfassung, noch auf eine gute Regierung schließen. E.

[1]) Bois-Guillebert war kein so verächtlicher Schriftsteller. Man findet in seinen Werken Ansichten über die Finanzverwaltung und den

Es war nirgends leichter als in Frankreich, das Finanzministerium beim Volke zu verdächtigen und verhaßt zu machen. Dies Ministerium ist schon an sich das verhaßteste, weil die Auflagen es jederzeit sind. Zudem herrschen im Finanzwesen überhaupt so viele Vorurtheile und so große Unwissenheit, wie in der Philosophie.

Man ist in dieser Sache so spät zu richtigern Begriffen gelangt, daß man selbst in unsern Tagen, im Jahre 1718, das versammelte Parlament zum Herzog von Orleans sagen hörte, „der innere Werth der Mark Silber betrage 25 Livres;“ als ob es noch einen andern wirklichen innern Werth, außer dem des Gewichts und Gehalts, gäbe; und so aufgeklärt der Herzog von Orleans auch war, reichte doch seine Einsicht nicht so weit, um diesen Mißgriff des Parlaments zu entdecken.

In gleichem Maße durch Geist und Kenntnisse befähigt, übernahm Colbert die Verwaltung der Finanzen. Wie Sully, bemühte er sich vor Allem, den Mißbräuchen und Räubereien Einhalt zu thun, die alle Schranken überstiegen. Die Steuererhebung wurde möglichst vereinfacht; und vermöge einer Oekonomie, die ans Wunderbare grenzt, bereicherte er den Schatz des Königs, und verminderte zugleich die Steuern.

Handel, worin er die Begriffe seines Jahrhunderts überflügelt. Er war den richtigen Prinzipien der Staatsökonomie wenigstens zum Theil auf die Spur gekommen, wiewohl sich freilich diesen Wahrheiten noch viele Irrthümer beigesellten. Sein Styl, dem es stellenweise nicht an Kraft und Wärme fehlt, ist oft dunkel und unkorrekt. Er läßt sich mit den Chemikern jener Zeit vergleichen. Manche unter ihnen waren geistvolle Leute und machten auch schätzbare Entdeckungen, allein die Wissenschaft existirte noch nicht, und Andern blieb die Ehre vorbehalten, sie zu schaffen. E.

Aus dem merkwürdigen Edikte von 1664 erſieht man, daß jährlich eine Million nach damaliger Rechnung zur Aufmunterung der Manufakturen und des Seehandels beſtimmt war. Er vernachläſſigte den Landbau, der bisher der Habgier der Pächter preisgegeben war, ſo wenig, daß, da engliſche Kaufleute im Jahre 1667 ſeinem Bruder Colbert de Croiſſy, damals franzöſiſchem Geſandten in London, angeboten hatten, Frankreich mit irländiſchem Vieh, und ſeine Kolonien mit geſalznem Fleiſch zu verſehen, der General-Finanzdirektor erwiderte, ſeit 4 Jahren habe man Vieh genug, um jene beiden Artikel ſelbſt ins Ausland zu verkaufen.[1])

Um zu einer ſo glücklichen Verwaltung zu gelangen, waren eine Juſtizkammer und bedeutende Reformen nöthig geweſen. Er ſah ſich genöthigt, 8 Millionen und noch darüber an Renten auf der Stadt zu ſtreichen, die zu niedrigem Preiſe acquirirt waren, und die man nach dem Einkaufspreiſe abzahlte. Dieſe verſchiedenen Aenderungen erforderten Edikte. Das Parlament beſaß ſeit Franz I. faktiſch das Recht, dieſelben zu protokolliren. Es wurde vorgeſchlagen, ſie nur in der Rechnungskammer eintragen zu laſſen, doch der alte Gebrauch

[1]) Um dieſe Zeit ließ Colbert den Kataſter einiger Provinzen anfertigen. Man verſtand ſo wenig, ſolche Operazionen mit der gehörigen Genauigkeit vorzunehmen, daß bei einer Menge von Grundſtücken die Steuer den Ertrag überſtieg. Die Beſitzer ſahen ſich gezwungen, ſie dem Fiskus zu überlaſſen. Colbert erließ hierauf ein Edikt, wodurch den Eigenthümern verboten wurde, ein Grundſtück aufzugeben, wenn ſie nicht zugleich auf ihre ſämmtlichen übrigen Beſitzungen verzichten wollten. Ganze Dörfer ließen ihr Land brach liegen, und man mußte ihnen außerordentliche Gratifikazionen bewilligen, um ſie zum Wiederbeginn der Feldarbeiten zu bewegen. Dieſe Einzelnheiten waren Voltaire ſicher nicht bekannt, als er von Colberts Geiſt und Kenntniſſen ſprach. E.

drang durch, und der König ging (i. J. 1664) selbst ins Parlament, um seine Edikte protokolliren zu lassen.

Er gedachte immer noch des Kriegs der Fronde, des Aechtungsurtheils, das gegen einen Kardinal, seinen Premierminister, ausgesprochen war, und andrer Urtheilssprüche, wonach man auf die königlichen Gelder Beschlag gelegt, und Hausrath und Geld der Bürger, die der Krone anhingen, geplündert hatte. Da alle diese Exzesse mit Vorstellungen gegen Edikte in Betreff der Staatseinkünfte begonnen hatten, befahl er i. J. 1767, das Parlament solle nie eher als volle acht Tage nach gehorsamer Einregistrirung des Ediktes eine Vorstellung dagegen erheben dürfen. Dies Edikt wurde i. J. 1673 erneuert. Auch wurde ihm während seiner ganzen Regierung von keinem Gerichtshofe eine Vorstellung gemacht, außer in dem verhängnißvollen Jahr 1709, als das Pariser Parlament sich vergebens über das Unrecht beschwerte, welches das Finanzministerium durch die Veränderung des Gold- und Silberwerthes dem Staate zufügte.

Fast alle Staatsbürger sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß, wenn das Parlament sich immer darauf beschränkt hätte, mit gehöriger Sachkenntniß den Fürsten auf das Unglück und die Bedürfnisse des Volks, auf die Gefahren der Steuern und die noch größere Schädlichkeit des Verkaufs derselben an Pächter, die den König betrogen und das Volk unterdrückten, aufmerksam zu machen, daß dann, sage ich, jener Gebrauch der Vorstellungen ein treffliches Hülfsmittel für den Staat, ein Zügel für die Habgier der Finanzverwalter und eine beständige Lehre für die Minister würde gewesen sein. Allein die außerordentlichen Mißbräuche eines an sich so ersprießlichen Heilmittels hatten Ludwig XIV. dergestalt aufgebracht, daß er nur die Mißbräuche sah und über

das Heilmittel selbst den Stab brach. Der Unwille, den er darüber fortwährend im Herzen hegte, ging so weit, daß er sich am 13. August 1669 abermals selbst ins Parlament begab, um die Adelsprivilegien, die er während seiner Minderjährigkeit 1644 den Mitgliedern aller hohen Gerichtshöfe verliehen hatte, zu widerrufen.

Allein trotz dieses in Gegenwart des Königs einregistrirten Ediktes bestand der Gebrauch fort, allen denen, deren Väter 20 Jahre lang eine Stelle in einem Obergerichtshofe bekleidet hatten, oder in ihrem Amte gestorben waren, die Vorrechte des Adels zuzugestehen.

Während er so einer Korporazion bürgerlicher Magistratspersonen seinen Groll empfinden ließ, bestrebte er sich, den Adel, der das Vaterland vertheidigt und die Landleute, die es ernähren, auf alle Weise aufzumuntern. Schon hatte er durch sein Edikt von 1664 jedem Edelmann, der 12 Kinder hätte, einen Gnadengehalt von 2000 Franks, das ist nach heutiger Rechnung 4000, und Jedem, der ihrer 10 hätte, die Hälfte zuerkannt. Die Hälfte dieser Gratifikazion war auch allen Einwohnern der steuerfreien Städte zugesichert; und unter den steuerbaren sollte jeder Familienvater, der 10 Kinder hätte oder gehabt hätte, von allen Abgaben frei sein.

Es ist wahr, Colbert that nicht Alles, was er thun konnte, und noch weniger das, was er wollte. Die Menschen waren damals noch nicht aufgeklärt genug, und in einem großen Reiche herrschen immer große Mißbräuche. Die willkürlichen Auflagen, die Mannigfaltigkeit der Steuern, die Zölle von einer Provinz zur andern, die einen Theil Frankreichs dem andern entfremden, die Ungleichheit des Maaßes von einer

Stadt zur andern und zwanzig andere Gebrechen des Staatskörpers waren nicht zu heilen.[1])

Der größte Fehler, den man diesem Minister vorwirft, ist der, daß er es nicht gewagt habe, die Ausfuhr des Getreides zu begünstigen. Schon seit langer Zeit ging kein Korn mehr ins Ausland. Der Landbau war unter den Stürmen des Ministeriums Richelieu vernachlässigt, und wurde es noch mehr während der Bürgerkriege der Fronde. Eine Hungersnoth im Jahre 1661 vollendete den Ruin der Ländereien, einen Ruin, den jedoch die Natur, wenn man sie durch Arbeit unterstützt, immer bereit ist wieder gut zu machen. Das Pariser Parlament erließ in jenem unglücklichen Jahre eine Verordnung, die in ihrem Princip gerecht schien, die aber in ihren Folgen fast eben so verderblich war, wie alle andern Beschlüsse, wozu man jene Korporazion während des Bürgerkrieges vermochte. Es wurde den Kaufleuten bei den schwersten Strafen verboten, behuf jenes Handels gemeinschaftliche Geschäfte zu unternehmen, und allen Privatleuten, Korn anzuhäufen. Was bei vorübergehender Theurung heilsam war,

---

[1]) Hätte Colbert in diesen Dingen hinlängliche Einsicht besessen, hätte er Ludwig XIV. vorgeschlagen, jene Mißbräuche abzuschaffen, so würde dieser Fürst sich vermöge seiner Ruhmliebe über jede Bedenklichkeit hinweggesetzt haben. Allein Colbert selbst waren weder die Mißbräuche hinlänglich bekannt, noch die Mittel, wodurch ihnen überhaupt, und namentlich solche, wodurch ihnen ohne augenblicklichen Verlust für den königlichen Schatz abzuhelfen war. Die beständigen Kriege und die Pracht des Hofes machten das Opfer sehr schwer. Dies ist die einzige Ursache, die unter einer *starken* Regierung heilsamen Veränderungen in der Finanzverwaltung entgegensteht. Unter einer schwachen ist es ein andres Hinderniß: die Furcht vor den vielvermögenden Leuten, denen die Abstellung der Mißbräuche schaden könnte und die sich zu ihrer Aufrechthaltung vereinen. E.

mußte auf die Länge verderblich werden und alle Landwirthe muthlos machen. Die Aufhebung einer solchen Verordnung in einer kritischen Zeit voller Vorurtheile, würde das Volk zu offenbarer Empörung gereizt haben.

Der Minister hatte keine andere Hülfsquelle, als im Auslande das nämliche Korn theuer zu kaufen, welches die Franzosen selbst in den vorhergehenden Jahren des Ueberflusses ausgeführt hatten. Das Volk wurde satt, wenn es gleich dem Staate viel kostete; doch Dank der guten Ordnung, die Colbert bereits in das Finanzwesen gebracht hatte, konnte man diesen Verlust verschmerzen.

Die Besorgniß, die Hungersnoth wiederkehren zu sehen, diktirte das Verbot, Getreide aus unsern Häfen auszuführen, ja jeder Statthalter machte sich in seiner Provinz ein Verdienst daraus, die Ausführung des Korns in die benachbarte Provinz zu verhindern. Man konnte in guten Jahren sein Getreide nur in Folge eines besondern Gesuchs an den Staatsrath verkaufen. Was in dieser Verwaltung drückendes war, schien durch die Erfahrung der jüngsten Vergangenheit entschuldigt. Der ganze Staatsrath fürchtete, der Kornhandel möchte ihn aufs neue zwingen, mit großem Schaden von andern Völkern einen so unentbehrlichen Nahrungsartikel einzukaufen, wenn der Eigennutz und die Unvorsichtigkeit der Produzenten ihnen denselben zu niedrigem Preise überlassen hätten.

Noch furchtsamer, als die Regierung, besorgte jetzt der Landmann, sich zu Grunde zu richten, wenn er eine Waare produzirte, wobei er auf keinen großen Gewinn hoffen konnte, und so kam es, daß das Land nicht so gut bestellt wurde, als es hätte sein sollen. Während alle andren Zweige der Administrazion in höchster Blüthe standen, sah sich Colbert verhin-

dert, dem Gebrechen des allerwichtigsten Zweiges abzuhelfen.

Dies ist der einzige Flecken seines Ministeriums — ein bedeutender freilich; was ihn jedoch entschuldigt, was beweist, welche Schwierigkeiten es kostet, die Vorurtheile in der französischen Finanzverwaltung zu beseitigen und überhaupt das Gute durchzusetzen, ist der Umstand, daß jenem Fehler, den alle einsichtsvollen Staatsbürger erkannten, von keinem Ministerium während eines ganzen Jahrhunderts abgeholfen wurde, bis zu der merkwürdigen Epoche von 1764, wo ein aufgeklärteres Ministerium Frankreich aus tiefem Elend erlöste, indem es den Kornhandel, bis auf ähnliche Einschränkungen, wie die in England bestehenden, freigab.[1])

---

[1]) Jedes nur auf Bereicherung des Fiskus und auf Unterdrükkung ausgehende Ministerium richtet sich in allen Gesetzen, wobei der Fiskus nicht unmittelbar betheiligt ist, nothwendiger Weise nach der Meinung des großen Haufens. Eben so liegt es im Interesse der Stände und Korporazionen, die zwischen Regierung und Volk in der Mitte stehen, den Meinungen und Vorurtheilen des Volks zu schmeicheln. Diese Beweggründe nebst der Unwissenheit haben bei der Abfassung der schlechten Gesetze über den Kornhandel den Ausschlag gegeben und die schlechten Gesetze thaten dann wieder das ihre, die Leute in jenen Vorurtheilen noch mehr zu bestärken. Man glaubte dem, was man Monopol nannte, entgegenzuwirken, und man hinderte die Aufspeicherung des Getreides, das einzige Mittel, den übeln Wirkungen allgemeinen Mißwachses zuvorzukommen, und den Handel, dessen Thätigkeit allein örtlicher Hungersnoth abzuhelfen vermag. Man wähnte dem Volke wohlzuthun, indem man für den Augenblick und in ein paar Städten die Preise herabdrückte; auf diese Weise aber entmuthigte man den Landbau und bewirkte folglich, daß die Feldfrüchte spärlicher produzirt wurden und von nun an fortwährend theurer blieben. Weil man bei völliger Freiheit des Handels von den Marktpreisen und dem dort herrschenden Ueberfluß auf den wirklichen Ueberfluß des Korns schließen kann, glaubte man ihn auch bei einem

Es ward befohlen, daß alle silbernen Geschirre, die man damals bei den großen Herren in ziemlicher Menge antraf, und die ein Beweis des Ueberflusses waren, in die Münze gebracht werden sollten. Er beraubte sich aller seiner silbernen Tische, seiner Kronleuchter, seiner großen massiv silbernen Armsessel und aller silbernen Geschirre, die von der Meisterhand Ballin's nach Zeichnungen von Le Brun verfertigt waren. Sie hatten 10 Millionen gekostet und er löste nur drei Millionen daraus. Das von den Privatleuten gelieferte Silbergeschirr betrug gleichfalls drei Millionen. Diese Hülfe hatte also wenig zu bedeuten.

Man beging hierauf einen jener ungeheuren Fehler, vor denen das Ministerium sich erst seit der letzten Zeit zu hüten wußte; man verschlechterte nämlich das Geld, ließ es auf ungleiche Weise umschmelzen und gab den Thalern einen Werth, der zu dem der Vierthalerstücke nicht im Verhältniß stand. So kam es, daß alle Vierthalerstücke, da sie von besserm Gehalt waren, ins Ausland gingen. Hier wurden sie zu Thalern umgeprägt, worauf man nur gewinnen konnte, indem man sie wieder nach Frankreich brachte. Ein Land muß an sich sehr gut sein, um noch kräftig fortbestehen zu können, nachdem es so oft solche Erschütterungen ausgehalten hat. Man war noch nicht durch Schaden klug geworden. Die Finanzen waren wie die Physik eine Wissenschaft, die auf leeren Vermuthungen beruhte. Die Pächter waren Beutelschneider, die das Ministerium betrogen, und das kostete dem Staat 80 Millionen. Zwanzig drangsalvolle Jahre reichen kaum hin, um solche Breschen auszufüllen.

Um die Jahre 1691 und 1692 fiel die Zerrüttung der Finanzen sehr merklich in die Augen. Diejenigen, welche die Versiechung der Quellen des Ueberflusses den Verschwen-

ohne übrigens die Verordnung zu widerrufen. Der König drängte ihn und es waren ſchleunige Mittel nöthig.

Dieſe Erfindung, die von Katharine von Medicis aus Italien nach Frankreich verpflanzt wurde, hatte durch die gefährliche Leichtigkeit, die ſie gibt, Geld aufzutreiben, die Regierung dermaßen verderbt, daß ſie, nach kurzer Unterdrückung in den glücklichen Zeiten Heinrichs IV., während der ganzen Regierung Ludwigs XIII. wieder in Anwendung kam und namentlich die letzten Jahre Ludwigs XIV. trübte.

Sully bereicherte den Staat durch eine weiſe Oekonomie und ſah ſich hierin von einem Könige unterſtützt, der eben ſo ſparſam, als tapfer war, einem Könige, der als Krieger an der Spitze ſeines Heeres ſtand, und ſich als guter Hausvater ſeinem Volke gegenüber bewährte.

Als nach Colbert's Tode der König beſchloß, Le Pelletier an die Spitze der Finanzverwaltung zu ſtellen, ſprach Le Tellier: „Sire, er paßt nicht für dieſen Poſten.“ — Warum? fragte der König. — „Er iſt nicht hartherzig genug,“ erwiederte jener. „Nun, wahrlich,“ verſetzte der König, „ich will auch nicht, daß man mein Volk hart behandelt.“ Wirklich war der neue Miniſter gut und gerecht; als man jedoch im Jahre 1688 auf's neue in Krieg verwickelt wurde und ſich gegen das Augsburger Bündniß, das heißt faſt gegen ganz Europa behaupten mußte, ſah er ſich von einer Laſt erdrückt, die für Colbert zu ſchwer würde geweſen ſein. Das eben ſo leichte, als verderbliche Mittel der Anleihen und neuen Auflagen war ſeine erſte Aushülfe. Sodann wollte er den Luxus einſchränken; doch in einem Reiche voller Manufakturen und Fabriken heißt das den Kunſtfleiß und den Kreislauf des Geldes lähmen, und kann nur für eine Nazion, die ihre Luxusartikel vom Auslande bezieht, erſprießlich ſein.

Es ward befohlen, daß alle silbernen Geschirre, die man damals bei den großen Herren in ziemlicher Menge antraf, und die ein Beweis des Ueberflusses waren, in die Münze gebracht werden sollten. Er beraubte sich aller seiner silbernen Tische, seiner Kronleuchter, seiner großen massiv silbernen Armsessel und aller silbernen Geschirre, die von der Meisterhand Ballin's nach Zeichnungen von Le Brun verfertigt waren. Sie hatten 10 Millionen gekostet und er löste nur drei Millionen daraus. Das von den Privatleuten gelieferte Silbergeschirr betrug gleichfalls drei Millionen. Diese Hülfe hatte also wenig zu bedeuten.

Man beging hierauf einen jener ungeheuren Fehler, vor denen das Ministerium sich erst seit der letzten Zeit zu hüten wußte; man verschlechterte nämlich das Geld, ließ es auf ungleiche Weise umschmelzen und gab den Thalern einen Werth, der zu dem der Vierthalerstücke nicht im Verhältniß stand. So kam es, daß alle Vierthalerstücke, da sie von besserm Gehalt waren, ins Ausland gingen. Hier wurden sie zu Thalern umgeprägt, worauf man nur gewinnen konnte, indem man sie wieder nach Frankreich brachte. Ein Land muß an sich sehr gut sein, um noch kräftig fortbestehen zu können, nachdem es so oft solche Erschütterungen ausgehalten hat. Man war noch nicht durch Schaden klug geworden. Die Finanzen waren wie die Physik eine Wissenschaft, die auf leeren Vermuthungen beruhte. Die Pächter waren Beutelschneider, die das Ministerium betrogen, und das kostete dem Staat 80 Millionen. Zwanzig drangsalvolle Jahre reichen kaum hin, um solche Breschen auszufüllen.

Um die Jahre 1691 und 1692 fiel die Zerrüttung der Finanzen sehr merklich in die Augen. Diejenigen, welche die Versiechung der Quellen des Ueberflusses den Verschwen-

dungen Ludwigs XIV. in seinen Bauten, in Künsten und Lustbarkeiten zuschrieben, wußten nicht, daß im Gegentheil solche Ausgaben, die den Kunstfleiß aufmuntern, einen Staat bereichern.[1]) Der Krieg ist es, der nothwendig den öffentlichen Schatz erschöpft, wenn die Beute der Besiegten ihn nicht wieder anfüllt. Seit den alten Römern kenne ich kein Volk, das sich durch Siege bereichert hätte. Italien war im 16. Jahrhundert nur durch den Handel reich. Holland würde sich nicht lange gehalten haben, wenn es sich damit begnügt hätte, den Spaniern die Silberflotte abzunehmen, und wenn nicht Ostindien die Nahrungsquelle seiner Macht geworden wäre. England wurde jederzeit durch den Krieg arm, selbst da es die französischen Flotten vernichtete, und nur der Handel hat es bereichert. Die Algierer, die fast nichts außer dem haben, was sie durch Seeräuberei gewinnen, sind ein höchst armseliges Volk.

Unter den europäischen Nazionen macht der Krieg nach

[1]) Der wahre Reichthum eines Staates besteht in der Quantität der Produkte des Bodens, die nach Abzug der Kosten seiner Bestellung übrig bleiben. Die Industrie trägt zur Vermehrung des Reichthums bei. Bei einem Volke ohne Industrie würde jeder nur so viel Land bestellen, als zur Erzielung seines eignen Lebensbedarfs nöthig wäre, mithin würde auch der Ackerbau nur nothdürftig betrieben werden. Mag es indessen mit der Industrie stehen, wie es will, sobald die Ausgaben des Fürsten ihn zu Auflagen nöthigen, die den Landmann auf den nothwendigen Lebensbedarf beschränken, so trägt die Industrie der Nazion nichts mehr zur Vermehrung des Reichthums bei, und es kann nicht fehlen, daß es damit gleichfalls einen Krebsgang geht. Aus gleichem Grunde kann der Luxus, mag er auch anscheinend die Industrie begünstigen, dem Reichthum Eintrag thun, wenn durch ihn der Unterstützung oder der Vermehrung des Landbau's ein Theil der Summen entzogen wird, die ohne ihn auf diesen Zweck verwandt werden würden. E.

Verlauf einiger Jahre den Sieger faſt eben ſo unglücklich, als den Beſiegten. Es iſt ein Schlund, von dem alle Kanäle des Ueberfluſſes verſchlungen werden. Das baare Geld, dieſer Grund von allem Wohl und Wehe, das mit ſo vieler Mühe in den Provinzen erhoben wird, kommt in die Kaſten von hundert Spekulanten und Wucherern, welche die Kapitalien vorſchießen und durch dieſen Vorſchuß das Recht erkaufen, die Nation im Namen des Königs auszuplündern. Die Privatleute, die unter ſolchen Umſtänden die Regierung für ihren Feind anſehen, vergraben ihr Geld, und der ſtockende Umlauf deſſelben zieht die Erſchlaffung des Reichs nach ſich.

Kein übereiltes Mittel kann eine feſte und dauerhafte, ſeit langer Zeit beſtehende und plötzliche Nothſtände im voraus berückſichtigende Einrichtung erſetzen. Im Jahre 1695 wurde die Kopfſteuer eingeführt.[1]) Nach dem Ryswicker Frieden hob man ſie auf, aber es dauerte nicht lange, ſo wurde ſie wieder hergeſtellt. Der Generalkontroleur Pontchartrain verkaufte im Jahre 1696 Adelsbriefe für 2000 Thaler; 500 Perſonen kauften ſie. Aber die Hülfsquelle war bald erſchöpft, und die Schande blieb. Man nöthigte alle Edelleute, ſowohl von altem als von neuem Adel, ihre Wappen eintragen zu laſſen, und die Erlaubniß, ihre Briefe damit zu verſiegeln, zu bezahlen. Dieſe Angelegenheit wurde durch Wuchrer vermittelt, die das Geld vorſchoſſen. Das

[1]) In den Memoiren der Frau v. Maintenon Th. 4, S. 136, heißt es, der Ertrag der Kopfſteuer habe die Hoffnung der Pächter überſtiegen. Nie war aber die Kopfſteuer verpachtet. Es heißt ferner, die pariſer Bedienten ſeien auf's Stadthaus gegangen, um zu bitten, daß man auch ſie mit der Kopfſteuer belegen möge. Dieſe lächerliche Fabel ſtraft ſich ſelbſt Lügen; die Herren bezahlten von jeher für ihre Diener. B.

Ministerium nahm fast immer zu solchen kleinlichen Hülfsquellen seine Zuflucht und das in einem Lande, welches die größten Summen hätte aufbringen können.

Erst im Jahre 1710 wagte man es, die Abgabe des Zehnten einzuführen. Doch dieser Zehnte, der nach so vielen andern lästigen Auflagen gehoben wurde, schien so unerträglich, daß man sich nicht getraute, ihn mit Strenge einzutreiben. Die Regierung zog aus dieser Auflage jährlich nicht einmal 25 Millionen, die Mark zu 40 Franks gerechnet.

Colbert hatte den Zahlenwerth der Münzen wenig verändert. Besser wäre es unstreitig gewesen, ihn ganz unverändert zu lassen. Gold und Silber als Tauschpfänder sollten ein unveränderlicher Maßstab bleiben. Er hatte den Zahlwerth einer Mark Silber von 26 Franks, worin er ihn fand, nur auf sieben- bis achtundzwanzig erhöht; und nach ihm in den letzten Jahren Ludwigs XIV. trieb man ihn bis auf 40 eingebildete Livres; ein unseliges Hülfsmittel, wodurch der König für den Augenblick aus der Klemme kam, um später desto sicherer Alles zu verlieren; denn statt einer Mark Silber gab man ihm kaum etwas über die Hälfte. Wer 1668 sechsundzwanzig Livres schuldig war, zahlte eine Mark; und wer 1710 vierzig Livres zu entrichten hatte, gab nur ungefähr eben so viel. Die Herabsetzung des Geldes, die darauf folgte, zerrüttete das bischen Handel, das noch übrig war, in gleichem Maß, wie erst die Erhöhung.

Man hätte in Treforscheinen ein Hülfsmittel finden können, doch dergleichen Papiergeld muß zu einer Zeit des öffentlichen Wohlstands eingeführt werden, um sich in unglücklichen Zeiten halten zu können.

Im Jahre 1706 fing der Minister Chamillard an, in

Münz- und Steuerscheinen zu bezahlen, und da man dies Papiergeld in den königlichen Kassen nicht wieder annahm, kam es, so wie es nur ausgegeben wurde, auf der Stelle in Verruf. Man sah sich genöthigt, mit beschwerlichen Anleihen fortzufahren, und die Einkünfte der Krone auf 4 Jahre im voraus zu verwenden.[1])

Man griff beständig zu sogenannten **außerordentlichen** Maßregeln. Man schuf lächerliche Ehrenämter, die immer sichere Käufer an Leuten fanden, welche sich vor der Kopfsteuer (taille) schützen wollten; denn da es in Frankreich für eine Schande gilt, steuerpflichtig zu sein, und den Menschen einmal die Eitelkeit angeboren ist, so gibt es immer Narren, die sich durch einen Köder, der sie jenem vermeintlichen Schimpf enthebt, angeln lassen, und der mit jenen neuen Aemtern verbundene ansehnliche Gehalt ist eine Lockspeise mehr, sie in schwierigen Zeiten zu kaufen, da man nicht bedenkt, daß sie wieder aufgehoben werden, sobald die Umstände

[1]) In der von La Hode verfaßten und unter La Martinie's Namen herausgekommenen Geschichte heißt es, daß die in den italienischen Kriegen gegen Wechsel aufgenommenen Summen 72 Prozent kosteten. Dies ist eine völlig ungereimte Angabe. Die Sache verhielt sich so, daß Chamillard, um das Heer zu bezahlen, den Kredit des Chevalier Bernard benutzte. Der Minister glaubte einem alten Vorurtheil zufolge, man dürfe kein Geld aus dem Lande lassen; als ob man dies Geld für nichts hingäbe, und als ob es möglich wäre, daß eine Nazion, die einer andern verschuldet ist, und die sich ihrer Schuld nicht in Handelseffekten entledigt, sie anders als in baarem Gelde bezahlt. Der Minister überließ dem Bankier einen Vortheil von 8 Prozent, unter der Bedingung, daß man sich mit dem Auslande abfinde, ohne daß Geld aus dem Lande ginge. Er bezahlte außerdem den Wechsel mit 5 oder 6 Prozent Verlust, und der Bankier war trotz seines Versprechens genöthigt, dem Auslande die Schuld in baarem Gelde zu entrichten, was einen bedeutenden Verlust verursachte. B.

sich einigermaßen bessern. So ersann man i. J. 1707 den Posten königlicher Weinküfer und Koster mit Rathstitel und Rang, und dies brachte wirklich 180,000 Livres ein. Und so wurden noch hundert andre unsinnige Aemter eingeführt, über die man jetzt lacht, die aber zu ihrer Zeit manche Leute zum Weinen brachten.

Der Generalkontroleur Desmarets, ein Neffe des berühmten Colbert, der i. J. 1708 auf Chamillard folgte, war nicht im Stande, ein Uebel zu heilen, zu dessen Unheilbarkeit Alles mitwirkte.

Die Natur verschwor sich mit dem Glücke, den Staat zu Grunde zu richten. Der strenge Winter i. J. 1709 zwang den König, dem Volke 9 Millionen an Steuern zu erlassen, und das zu einer Zeit, da er kein Geld hatte, um seine Soldaten zu bezahlen. Die Theuerung war so groß, daß die Lebensmittel für die Heere auf 45 Millionen zu stehen kamen. Man mußte also das Reich ins Elend stürzen, um es nicht den Feinden preis zu geben. Die Zerrüttung nahm in solchem Maße zu, und ihr wurde so wenig abgeholfen, daß lange nach dem Frieden, zu Anfang des Jahres 1715, der König sich genöthigt sah, gegen Kassenscheine eine Anleihe von 32 Millionen zu machen, wovon er nur 8 Millionen in baarem Gelde erhielt. Bei seinem Tode endlich hinterließ er eine Schuldenlast von 2600 Millionen, die Mark zu 28 Livres gerechnet, worauf damals der Geldwerth reduzirt war. Dies macht nach heutiger Rechnung (1760) etwa 4500 Millionen.

Es ist merkwürdig, aber wahr, daß diese unermeßliche Schuld keine unerträgliche Last gewesen wäre, wenn Frankreich damals einen blühenden Handel, ein in festerm Kredit stehendes Papiergeld und solide Korporazionen gehabt hätte, die für letzteres Bürgschaft geleistet, wie in Schweden, Eng-

land, Venedig und den Niederlanden. Denn wenn ein mächtiger Staat nur sich selbst zum Gläubiger hat, so reichen Kredit und Geldumlauf hin, die Schulden abzutragen.[1]) Allein es fehlte viel daran, daß Frankreich damals genug kräftige Triebfedern gehabt hätte, um eine so weitläuftige und verwickelte Maschine in Gang zu bringen, durch deren Last es erdrückt wurde.

Ludwig XIV. verwandte während seiner Regierung 18,000 Millionen, was nach unserm Gelde, ein Jahr ins andre gerechnet, 330 Millionen macht, wenn man die Erhöhung und Herabsetzung des Münzwerths gegen einander aufhebt.

Unter der Verwaltung des großen Colbert beliefen sich die gewöhnlichen Einkünfte der Krone nur auf 117 Millionen, die Mark Silber zu 27, und später zu 28 Livres gerechnet. Der Ueberschuß wurde demnach beständig durch außerordentliche Maßregeln aufgebracht. Colbert, der größte Feind dieses unseligen Verfahrens, mußte, um schleunige Hülfe zu leisten, seine Zuflucht dazu nehmen. In dem Kriege von

---

[1]) Dieser Satz bedarf einiger Einschränkung: 1) Wenn die Zinsen der Schuld die Totalsumme der Einnahme übersteigen, ist es unmöglich, sie zu bezahlen. 2) Wenn die Einnahme in sehr ungünstigem Verhältniß zu der jährlichen Schuld steht, so schwächt dies das Interesse der Eigenthümer, auf die Erhaltung und Vermehrung ihrer Habe die nöthige Sorgfalt zu verwenden; bestellen sie selbst ihr Land, so stehen ihnen nicht so bedeutende Summen zu Gebote, die sie auf die Vermehrung der Erzeugnisse des Bodens verwenden könnten; haben sie ihre Ländereien verpachtet, so sind sie genöthigt, um sich einen Theil der Schuld vom Halse zu schaffen, den Gewinn des Pächters zu schmälern, wodurch dann gleichfalls der Landbau in Verfall geräth. Der Reichthum nimmt ab und der Staat versinkt immer tiefer in Schulden. C.

1672 borgte er 8 Millionen nach unſerm Gelde. Der König hatte nur noch ſehr wenige von den alten Krongütern übrig. Sie werden von allen Parlamenten des Königreichs für unveräußerlich erklärt, und ſind gleichwol faſt ſämmtlich veräußert worden. Die Einkünfte des Königs beruhen heutzutage auf der Einnahme ſeiner Unterthanen. Es iſt ein beſtändiger Umlauf von Schulden und Zahlungen. Unter dem Namen der Renten vom Stadthauſe hat der König jährlich den Staatsbürgern mehr Millionen zu zahlen, als er je von den Krongütern einzunehmen hatte.

Um ſich einen Begriff von der ungeheuren Zunahme der Steuern, der Schulden, des Reichthums und des Geldumlaufs, und zugleich der Verlegenheiten und Mühſeligkeiten zu machen, die man in Frankreich wie in andern Ländern erfahren, mag man erwägen, daß beim Tode Franz I. der Staat etwa 30,000 Livres an ewigen Renten vom Stadthauſe ſchuldig war, und jetzt dieſe Schuld auf mehr als 45 Millionen geſtiegen iſt.

Die, welche die Einkünfte Ludwigs XIV. mit denen Ludwigs XV. vergleichen wollten, fanden, indem ſie ſich nur an die feſten fortlaufenden Einkünfte hielten, daß Ludwig XIV. i. J. 1683 zur Zeit des Todes Colbert's mit einer Einnahme von 117 Millionen weit reicher geweſen ſei, als ſein Nachfolger i. J. 1730 mit beinahe 200 Millionen; und dies iſt ſehr richtig, wenn man nur die feſten und gewöhnlichen Einkünfte der Krone in Erwägung zieht; denn 117 Millionen, die Mark zu 28 Livres gerechnet, ſind eine weit ſtärkere Summe, als 200 Millionen, die Mark zu 49 Livres, worauf ſich die Einnahme des Königs i. J. 1730 belief; und überdies muß man die Vermehrung der Laſten durch die Anleihen der Krone mitrechnen. Allein es haben ſich auch ſeitdem

die Einkünfte des Königs, das heißt des Staats vermehrt, und die Einsicht in das Finanzwesen hat sich so sehr vervollkommt, daß es in dem verderblichen Kriege von 1741 doch keinen Augenblick an Kredit fehlte. Man hat sich entschlossen, einen Schuldentilgungsfonds zu errichten, wie die Engländer: man mußte ihnen einen Theil ihres Finanzsystems entlehnen, wie ihre Philosophie; und wenn man in einem rein monarchischen Staate das im Umlauf befindliche Papiergeld einführen könnte, das England's Reichthum mindestens verdoppelt, so würde die französische Finanzverwaltung den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen — einer Vollkommenheit freilich, die in einer Monarchie dem Mißbrauch allzusehr ausgesetzt wäre. [1])

---

[1]) Der Abbé Castel de Saint-Pierre sagt in seinem Journal politique unter dem Artikel System, es gebe in England und den Niederlanden nur so viel Papiergeld, als gemünztes. Allein es ist notorisch, daß die Summe des erstern die des baaren Geldes um Vieles übersteigt, und daß es sich nur durch das öffentliche Vertrauen in seinem Werthe hält. B.

NB. Der Kredit der Tresorscheine kann sich nur auf das Vertrauen stützen, daß sie jederzeit nach Belieben gegen baares Geld umgesetzt werden können; und dies Vertrauen beruht wieder auf der Zuversicht, daß die Bank, die sie ausgegeben hat, im Stande ist, jeden Augenblick die ihr präsentirten Scheine einzulösen. Das Zutrauen ist also sehr bedingt und zweifelhaft, wenn die Masse der Banknoten die Summe, welche sie herbeischaffen kann, übersteigt. Die Tresorscheine verhalten sich zu den Staatsanleihen, wie Wechsel auf Sicht zu den Obligazionen oder ordentlichen Schuldscheinen unter Privatleuten. Man kann Jemandem eine Summe leihen, die etwa seinem Vermögen gleichkommt. Man bezieht statt des baaren Geldes nur einen Wechsel auf ihn bis zum Belauf der Summe, die er, wie man glaubt, im Augenblick der Forderung herbeischaffen kann. Diese Scheine sind nützlich, 1) weil sie dem Staate eine ihrem Werthe gleichkommende Summe verschaffen, wofür er keine Zinsen bezahlt und die er nicht

Im Jahre 1683 waren in Frankreich ungefähr 500 Millionen an gemünztem Gelde; und i. J. 1730 etwa 1200 Millionen nach heutiger Rechnung. Allein der Zahlwerth belief sich unter dem Ministerium des Kardinals Fleury beinahe doppelt so hoch, als zur Zeit Colbert's. Es erhellt hieraus, daß Frankreich seit Colbert's Tode an gemünztem Gelde nur etwa um den sechsten Theil reicher geworden ist. In weit höherm Maße hat aber der Reichthum an goldnem und silbernem Geräthe zugenommen, das zum Gebrauch und zum Luxus angefertigt worden. Im J. 1690 gab es dergleichen noch nicht für 400 Millionen nach unserm Gelde; um's J. 1730 dagegen besaß man davon eben so viel als gemünztes Geld. Nichts zeigt augenscheinlicher, wie sehr der Handel, dessen Quellen Colbert öffnete, sich erweitert hat, sobald seine vom Kriege verstopften Kanäle frei wurden. Der Kunstfleiß hat sich, ungeachtet der Auswanderung so vieler Künstler und Handwerker, welche der Widerruf des Edikts von Nantes zerstreute, vervollkommnet, und steigt noch täglich. Die Nazion ist zu so großen, ja zu noch größern Dingen fähig, als unter Ludwig XIV., denn Geist und Betriebsamkeit gewinnen täglich an Kraft, wenn man sie aufmuntert.

Wenn man den Wohlstand der Privatleute, die erstau-

---

zurückzuerstatten braucht, so lange er sich das öffentliche Vertrauen zu erhalten vermag; 2) leisten sie wesentliche Dienste, indem dadurch der Transport des baaren Geldes in vielen Fällen vermieden wird, indem sie mithin die Wechselkosten für den Staat wie für die Privatleute vermindern, und die Tare dieser Kosten herabdrücken. Dabei haben sie freilich den großen Nachtheil, den öffentlichen Kredit, die Staatsfonds und das Vermögen der Privatleute von der Meinung des Augenblicks abhängig zu machen. Eine weise und aufgeklärte Regierung wird daher nie mehr Papiergeld ausgeben, als zur Erleichterung des Handels und Privatverkehrs erforderlich ist. E.

nende Menge schöner neu gebauter Häuser in Paris und den Provinzen, die Unzahl der Kutschen und die Lebensbequemlichkeiten überhaupt, die man unter dem Namen Luxus zusammenfaßt, wenn man dies Alles ansieht, sage ich, so sollte man meinen, der Reichthum habe sich um das Zwanzigfache vermehrt. Allein dies Alles ist mehr die Frucht einer sinnreichen Arbeit, als eine Folge des Reichthums. Eine angenehme und bequeme Wohnung kostet jetzt eben nicht mehr, als unter Heinrich IV. eine schlechte. Ein schöner Spiegel aus unsern Fabriken dient unsern Häusern zur wohlfeilern Zierde, als sonst die kleinen Spiegel, die man aus Venedig kommen ließ. Unsre schönen und schimmernden Zeuge sind nicht so theuer als jene, die man vom Auslande bezog, und die doch nicht so gut waren.

Es ist in der That nicht Silber und Gold, was ein bequemes Leben schafft, sondern der Geist. Ein Volk, das nur jene Metalle hätte, würde sehr elend sein; ein Volk dagegen, das ohne diese Metalle alle Erzeugnisse des Landes glücklich zu verarbeiten wüßte, wäre in Wahrheit reich. Frankreich hat diesen Vortheil, und dazu noch mehr baares Geld, als zum Umlauf nöthig ist.

In dem Maße, wie die Industrie sich in den Städten vervollkommnet hatte, nahm sie auch auf dem Lande zu. Man wird beständig Klagen über das Loos der Bauern hören, wie man sie in allen Ländern der Welt vernimmt; und zwar werden diese Beschwerden fast immer von reichen Müßiggängern angestimmt, die weniger von Mitleiden mit dem Volke, als von Haß gegen die Regierungen dabei geleitet werden. Fast in jedem Lande freilich würden die, welche ihr Leben in mühseliger Feldarbeit hinbringen, sich gegen die Erpressungen derer, die ihnen einen Theil ihres Unterhalts abnehmen, auf-

lehnen, wenn sie nur Zeit zum Murren hätten. Sie würden die Nothwendigkeit, Steuern zu zahlen, die sie sich nicht selbst aufgelegt, und die Last des Staats zu tragen, ohne daß ihnen die Vortheile der übrigen Staatsbürger zu Gute kommen, als den ungerechtesten Zwang verabscheuen. Es liegt außerhalb des Bereichs der Geschichte, zu prüfen, wie viel das Volk beitragen muß, ohne mit Füßen getreten zu werden, und die so schwer zu ermittelnde Grenzlinie zwischen der Vollziehung der Gesetze und ihrem Mißbrauch, zwischen Auflagen und Räubereien genau zu bezeichnen; wohl aber zeigt die Geschichte, daß eine Stadt unmöglich gedeihen kann, wenn nicht reichliche Nahrung in dem umliegenden Lande herrscht; denn es ist eine ausgemachte Sache, daß eben dies Land sie ernähren muß. Man hört an gewissen Tagen in allen Städten Frankreichs die Vorwürfe von Leuten erschallen, welche vermöge ihres Berufs gegen alle verschiedne Zweige der Konsumzion, die man mit dem Namen Luxus bezeichnet, eifern dürfen. Offenbar zieht dieser Luxus nur aus der Betriebsamkeit derer, die das Land bauen, seine Nahrung, einer Betriebsamkeit, die immer theuer bezahlt wird.

Man hat mehr Weinstöcke gepflanzt und sie besser gepflegt. Man zog neue Weine, die man früher nicht kannte, wie die Champagnerweine, auf die man die Farbe, den Geschmack und die Kraft der Burgunderweine überzutragen wußte, und die man im Auslande mit großem Vortheil verkauft. Diese Erweiterung des Weinbaus hatte auch die Vervollkommnung der Branntweine zur Folge. Die Kultur der Gartengewächse, der Hülsenfrüchte und des Obstes nahm einen wunderbaren Aufschwung, und der Handel mit Eßwaaren nach den amerikanischen Kolonien gewann dadurch sehr an Bedeutung. Die von jeher angestimmten Klagen über den elenden

Zustand des Landbaus hatten jetzt keinen Grund mehr. Ueberdies unterscheidet man in solchen allgemeinen Klagen die Bauern und Pächter nicht von den Tagelöhnern. Diese letztern leben nur von ihrer Hände Arbeit, und dies ist in allen Ländern der Welt nicht anders, überall muß der gemeine Mann im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdienen. Allein es gibt kaum ein Reich in der Welt, wo der Landmann, der Pächter, ein sorgenfreieres Leben führt, als in einigen Provinzen Frankreichs, dem nur England diesen Vorzug streitig machen kann. Die verhältnißmäßige Steuer, die in einigen Provinzen an die Stelle der willkürlichen trat, trug gleichfalls dazu bei, das Loos der Landleute, die Felder, Weinberge und Gärten besitzen, noch fester und sichrer zu gestalten. Der Handarbeiter, der Taglöhner muß auf den nothwendigen Lebensbedarf beschränkt bleiben, um zu arbeiten, das bringt die Natur des Menschen nun einmal mit sich. Die große Mehrzahl der Menschen wird immer arm sein, nur sollte keiner im Elende schmachten. [1])

Der Mittelstand hat sich durch die Industrie bereichert.

---

[1]) Die in Frankreich bestehenden schlechten Gesetze über Erbfolge und Testamente, die zahllosen Handelsprivilegien, die Fabriken, die Art der Industrie, die Form der Besteuerung, wodurch sich übergroße Kapitalien in den Händen der Finanzmänner anhäufen, die Reichthümer endlich, deren Quelle der Hof ist, die sich aber bei weitem nicht auf die Großen und Hofleute im engern Sinne beschränkte, alle diese Umstände verurtheilen, indem sie Einzelne übermäßig bereichern, einen großen Theil des Volks zur Dürftigkeit, und zwar ganz abgesehen von der faktischen Vermehrung der Auflagen. — Die ungleiche Vertheilung der Glücksgüter ist die Ursache des Elends, und da auch der Luxus eine nothwendige Wirkung derselben ist, sah man für die Ursache an, was nur die Wirkung einer gemeinschaftlichen Ursache ist. G.

Die Minister und Hofleute verloren von ihrem Reichthum, weil der Zahlwerth des Geldes fast um die Hälfte erhöht wurde, und dabei die Besoldungen und Gnadengehalte dieselben blieben, während der Preis der Lebensmittel aufs Doppelte stieg. Eben dies war in allen europäischen Ländern der Fall. Die Sporteln und Gebühren blieben überall auf dem alten Fuß. Ein Kurfürst, der die Investitur über seine Staaten empfängt, zahlt nicht mehr als seine Vorgänger zur Zeit Kaiser Karls IV. im vierzehnten Jahrhundert, und des Kaisers Geheimschreiber bekommt bei dieser Zeremonie nur einen Thaler.

Noch weit seltsamer aber ist es, daß, während Alles stieg, der Zahlwerth der Münzen, die Quantität des Goldes und Silbers und der Preis der Lebensmittel, nur der Sold des Soldaten seit 200 Jahren nicht erhöht wurde. Der Infanterist empfängt seine 5 Sous täglich wie zur Zeit Heinrichs IV. [1]) Keiner der vielen unwissenden Leute, die ihr Leben so wohlfeil verkaufen, weiß, daß er, in Betracht der Erhö-

[1]) Dies ist nicht so ganz buchstäblich wahr. Die Gehalte der Stellen, worauf Kredit gegeben wird oder welche die Regierung nicht entbehren kann, sind erhöht worden. Was aber die Löhnung der Soldaten betrifft, so scheint sie zwar bis auf die seit einigen Jahren in Frankreich eingeführte Erhöhung um einen Sous dieselbe geblieben zu sein, doch sind wirkliche Vermehrungen des Soldes in Form von Naturallieferungen eingetreten, die entweder ganz unentgeldlich oder doch zu einem Preise unter dem Werth gemacht werden. Der Soldat hat nicht nur ein sicheres Brod, sondern auch ein behaglicheres Leben als der Bauer, ja selbst als viele Handwerker. Der Gebrauch, sie in einem engen Bette schlafen zu lassen und ihnen die jährliche Löhnung nur auf 360 zu berechnen, ist vielleicht Alles, worüber sie sich mit Grund zu beklagen haben. Aber die Bauern und Handwerker haben noch nicht einmal jeder ein Bett für sich, und an Festtagen verdienen diese Leute nichts. G.

hung des Geldes und des Preises der Lebensmittel, ungefähr zwei Drittel weniger bekommt, als die Soldaten Heinrichs IV. Wenn er es wüßte, und einen um zwei Drittel erhöhten Sold verlangte, müßte man ihm denselben wohl geben. Jede europäische Macht würde dann um zwei Drittel weniger Truppen halten; das Gleichgewicht bliebe dasselbe, und Landbau und Manufakturen würden dabei gewinnen.

Wir müssen noch bemerken, daß in Folge der Vermehrung des Handelsgewinns und der thatsächlichen Verminderung der Gehalte, die mit allen hohen Aemtern verknüpft sind, jetzt bei den Großen weniger und unter den Mittelklassen größrer Reichthum anzutreffen ist, als ehemals, wodurch denn auch der Abstand zwischen den verschiedenen Ständen nicht wenig ausgeglichen wurde. Die kleinen Leute kannten ehedem kein besseres Erwerbsmittel, als den Großen zu dienen; heutzutage hat die Industrie tausend Wege gebahnt, die man vor hundert Jahren nicht kannte. Wie endlich auch die Finanzen des Staats verwaltet werden mögen, so besitzt Frankreich immer in der Arbeit von etwa 20 Millionen Einwohnern einen unerschöpflichen Schatz.

Colbert's Apotheose.

(Aus dem 7. Gesange der Henriade, wo Heinrich IV. im Empyreum die großen Männer sieht, die nach ihm Frankreich verherrlichen sollen.)

So mächtig nicht, wie jene Priesterfürsten,
Der stolze Richelieu und Mazarin, zu klug
Nach höchstem Herrscherglanz wie sie zu dürsten,
Ist Colbert, dir der zweite Rang genug[1])
Als ersten dich der Menschen zu bewähren.
Auf deiner Spur betritt mit sicherm Fuß
Den Boden Frankreichs Glück und Ueberfluß,
Die Kinder deiner Arbeit, deiner Lehren.
Des Volkes Groll ist deiner Sorge Lohn:
Durch Wohlthun rächst du dich für Haß und Hohn,
Dem Gottesstreiter gleich, der Israels Empörung
Bestrafte durch der Hungersnoth Beschwörung.

---

[1]) Es herrschen über Colbert so widersprechende Ansichten; seine Bewunderer haben ihn so hoch gestellt und seine Verkleinerer ihn so tief erniedrigt, daß es vielleicht kein Buch gibt, wo ihm der gebührende Platz angewiesen ist.

Um einen Minister richtig zu beurtheilen, muß man seine Gesetze und Unternehmungen einer genauen Prüfung unterwerfen und sie in ihrem Verhältniß zu den Umständen, zu der Geschichte seiner Zeit und namentlich zu der Einsicht seiner Zeitgenossen würdigen. Wenn ein Staatsmann sich als menschlich und gerecht bewährt; wenn trotz des Zwangs der Umstände und Ereignisse das Glück des Volks sein erster Zweck war; wenn er bewies, daß er den erleuchtetsten Männern seines Jahrhunderts an Einsicht gleichkam, so muß man sein Andenken ehren und ihm verzeihen, wenn er der Ereignisse und seiner Zeitgenossen nicht Herr werden konnte.

Colbert, der Sohn eines Kaufmanns, zuerst selbst Handelsagent und später Notariatssekretär, wurde unter dem Kardinal Maza-

hung des Geldes und des Preiſes der Lebensmittel, ungefähr zwei Drittel weniger bekommt, als die Soldaten Heinrichs IV. Wenn er es wüßte, und einen um zwei Drittel erhöhten Sold verlangte, müßte man ihm denſelben wohl geben. Jede europäiſche Macht würde dann um zwei Drittel weniger Truppen halten; das Gleichgewicht bliebe daſſelbe, und Landbau und Manufakturen würden dabei gewinnen.

Wir müſſen noch bemerken, daß in Folge der Vermehrung des Handelsgewinns und der thatſächlichen Verminderung der Gehalte, die mit allen hohen Aemtern verknüpft ſind, jetzt bei den Großen weniger und unter den Mittelklaſſen größrer Reichthum anzutreffen iſt, als ehemals, wodurch denn auch der Abſtand zwiſchen den verſchiedenen Ständen nicht wenig ausgeglichen wurde. Die kleinen Leute kannten ehedem kein beſſeres Erwerbsmittel, als den Großen zu dienen; heutzutage hat die Induſtrie tauſend Wege gebahnt, die man vor hundert Jahren nicht kannte. Wie endlich auch die Finanzen des Staats verwaltet werden mögen, ſo beſitzt Frankreich immer in der Arbeit von etwa 20 Millionen Einwohnern einen unerſchöpflichen Schatz.

Colbert's Apotheose.

(Aus dem 7. Gesange der Henriade, wo Heinrich IV. im Empyreum die großen Männer sieht, die nach ihm Frankreich verherrlichen sollen.)

So mächtig nicht, wie jene Priesterfürsten,
Der stolze Richelieu und Mazarin, zu klug
Nach höchstem Herrscherglanz wie sie zu dürsten,
Ist Colbert, dir der zweite Rang genug [1])
Als ersten dich der Menschen zu bewähren.
Auf deiner Spur betritt mit sicherm Fuß
Den Boden Frankreichs Glück und Ueberfluß,
Die Kinder deiner Arbeit, deiner Lehren.
Des Volkes Groll ist deiner Sorge Lohn:
Durch Wohlthun rächst du dich für Haß und Hohn,
Dem Gottesstreiter gleich, der Israels Empörung
Bestrafte durch der Hungersnoth Beschwörung.

---

[1]) Es herrschen über Colbert so widersprechende Ansichten; seine Bewunderer haben ihn so hoch gestellt und seine Verkleinerer ihn so tief erniedrigt, daß es vielleicht kein Buch gibt, wo ihm der gebührende Platz angewiesen ist.

Um einen Minister richtig zu beurtheilen, muß man seine Gesetze und Unternehmungen einer genauen Prüfung unterwerfen und sie in ihrem Verhältniß zu den Umständen, zu der Geschichte seiner Zeit und namentlich zu der Einsicht seiner Zeitgenossen würdigen. Wenn ein Staatsmann sich als menschlich und gerecht bewährt; wenn trotz des Zwangs der Umstände und Ereignisse das Glück des Volks sein erster Zweck war; wenn er bewies, daß er den erleuchtetsten Männern seines Jahrhunderts an Einsicht gleichkam, so muß man sein Andenken ehren und ihm verzeihen, wenn er der Ereignisse und seiner Zeitgenossen nicht Herr werden konnte.

Colbert, der Sohn eines Kaufmanns, zuerst selbst Handelsagent und später Notariatssekretär, wurde unter dem Kardinal Maza-

Das Law'ſche Syſtem.

(Siècle de Louis XV., chap. II.)

Die Regentſchaft des Herzogs von Orleans, von der man in Betracht ſeiner geheimen Feinde und der allgemeinen Zerrüttung der Finanzen hätte denken ſollen, daß ſie ſo ſtürmiſch als möglich ausfallen würde, wurde anfangs wenigſtens

---

rin Finanzintendant. Den Poſten des General-Finanzdirektors bekleidete während Mazarin's letzten Regierungsjahren Fouquet, deſſen Verwaltung ein Gewebe von Mißbräuchen und in hohem Grade drükkend für das Volk war.

Die Pächter erſannen neue Laſten und Konſumzionsſteuern, erneuerten alte grundherrliche Prätenſionen, erfanden ausſchließliche Privilegien und trieben längſt verjährte rückſtändige Steuern ein. Fouquet genehmigte dieſe Projecte und verkaufte den Ertrag um eine baar zu erlegende Summe den Erfindern. Die Regierung, die damals ſehr ſchwach war, unterſtützte die Pächter nur wenig, da ſie aber nur einen kleinen Theil der Summe zahlten, worauf man ihnen das Recht zugeſtand, ſo gewannen ſie immer noch viel. Ein beſtimmter Antheil an dem Gewinn, oder eine gleichgezahlte Summe baaren Geldes entſchied über den Vorzug, den der Premierminiſter oder der General-Finanzdirektor den Projektmachern einräumte. Dieſe untergeordneten Stellen und dies Beſtechungsſyſtem waren Colberts erſte Schule. Der Kardinal empfahl ihn ſterbend dem Könige als einen Menſchen, der ihm nützlich ſein werde.

Colbert hatte nichts Dringenderes zu thun, als an Fouquet's Untergang zu arbeiten. Es koſtete ihm wenig Mühe, Ludwig XIV. zu überzeugen, daß jener Miniſter nur ein eitler Menſch war, deſſen ganze Sorge einzig darauf ausging, ſeine eignen Verſchwendungen mit ſtaatsverderblichen Mitteln durchzuführen, und der ſich nur auf's Borgen verſtand. Doch nicht ſeine Ungnade bezweckten ſeine Feinde, ihnen war nur mit ſeinem gänzlichen Untergange gedient, da ja Fouquet, wenn er nur verabſchiedet wäre, dem Könige über die bisherige

von keinen Unruhen oder bedeutenden Unglücksfällen heimgesucht. Die Franzosen hatten unter Ludwig XIV. so gut gehorchen gelernt, daß die Sicherheit des Regenten und die öffentliche Ruhe ungefährdet blieb. Der Anschlag gegen die Regie-

---

Aufführung Colbert's und der übrigen Minister die Augen hätte öffnen können.

Fouquet war aber General-Prokurator und als solcher nur dem Richterspruche des Parlaments unterworfen. Dies ist freilich genau genommen das Recht jedes Staatsbürgers, kann aber einem Generalprokurator gegenüber nicht so leicht beseitigt werden, wie bei andern Leuten. Man überredete Fouquet, seine Stelle zu verkaufen und den Preis dafür in dem königlichen Schatz niederzulegen. Die Volksstimme zieh Colbert dieser Treulosigkeit. Man schilderte hierauf Fouquet dem Könige als einen gefährlichen Menschen, der Belle-Isle habe befestigen lassen und dem Schätze, Truppen und mächtige Anhänger zu Gebote ständen. Ludwig glaubte es. Fouquet's Unbesonnenheit, die Gunst des Fräuleins de la Vallière zu eben der Zeit, da sie dem Könige widerstand, erkaufen zu wollen, machte ihn dem Könige verhaßt.

Fouquet's Untergang wurde demnach beschlossen, und um ihn herbeizuführen, ging man mit einer Heuchelei zu Werke, die man kaum Heinrich III. verziehen haben würde, wenn er den Herzog von Guise hätte verhaften lassen wollen; so sehr hatte Ludwig XIV. sich über die vermeinte Macht des unglücklichen Finanzdirektors täuschen lassen! Er wurde von Kommissarien gerichtet, worunter sich sein geschworener Feind Séguier und Colbert's Verbündeter Pussort befanden. Letellier verfolgte ihn mit unversöhnlicher Wuth, so daß man damals sagte: „Letellier's Verlangen, den Fouquet hängen zu sehen, ist noch größer, als Colbert's Furcht, daß er dem Strange entgeht.“ Die Kommission verurtheilte ihn nur zu lebenslänglicher Verbannung. Diejenigen unter den Richtern, die es durch ihre Festigkeit den andern unmöglich machten, noch weiter zu gehen, fielen in Ungnade; und man wußte den König zu überreden, daß er Fouquet, der aus seiner Verbannung seine Feinde hätte entlarven können, auf Lebenszeit einkerken ließ. Unter solchen Vorzeichen trat Colbert sein Ministerium an.

rung, der von weitem durch den Kardinal Alberoni geleitet, in Frankreich aber sehr ungeschickt fortgesponnen wurde, scheiterte ohne den geringsten Erfolg. Das Parlament, welches während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. um zwölf Re-

---

Er begann seine Thätigkeit mit dem Erlaß der rückständigen Steuern. Der Fiskus opferte hiedurch nur Forderungen auf, die er nicht hoffen konnte jemals mit Erfolg geltend zu machen. Man verband damit freilich eine Verminderung der Abgaben, die jedoch bald unter einer andern Form mehr als ersetzt wurden.

Man strich den vierten Theil der Renten, was nichts anders hieß, als mit dem vierten Theil der Summen, die der König den Inhabern derselben Renten schuldig war, Bankerott machen.

Seit dieser Epoche zählte man die Jahre der Verwaltung Colbert's nach Auflagen und Anleihen. Man behauptet freilich, er habe sich den Anleihen widersetzt; ja, als der Präsident des Staatsraths Ludwig dem XIV. statt einer neuen Auflage, die er beabsichtigte, eine Anleihe vorschlug und der König darauf einging, soll Colbert zum Präsidenten gesagt haben: „Sie schlagen dem Staate eine Wunde, deren Heilung Ihre Enkel nicht erleben werden.“ Ist dieser Zug wahr, so muß man Colbert's richtigen Blick anerkennen; allein diese Scharfsichtigkeit dient ihm keineswegs zur Entschuldigung, man müßte es denn als einen feststehenden Grundsatz der Moral ansehen, daß es einem Minister erlaubt ist, alles mögliche Böse zu thun, sobald er ohne dies Böse seinen Posten nicht behaupten kann.

Was die Auflagen betrifft, so wurde jedesmal grade die Form für sie gewählt, in dem sie dem Volke am beschwerlichsten fallen mußten. Der Codex über die Steuern im Allgemeinen, so wie insbesondre auch der über die Salzsteuer, den Colbert herausgab, ist eine merkwürdige Urkunde des Unverstandes und der Tyrannei. Unmöglich konnte man die Verachtung der Menschen weiter treiben; unmöglich hätte ein Minister, in dem noch ein Funken Menschlichkeit oder Gerechtigkeit war, diesen Codex schreiben können. In seinen Verordnungen über die Manufakturen wurde als Gesetz aufgestellt, was nur die Meinung einiger geschickten Fabrikanten über die Art der Fabrikazion war, und man belegte die Arbeiter, die sich nicht nach diesen besondern Meinungen bequemen wollten, mit körperlichen und enteh-

quetenmeisterstellen einen Bürgerkrieg angefangen und welches die Testamente Ludwigs XIII. und Ludwigs XIV. mit weniger Förmlichkeiten als das eines gewöhnlichen Privatmannes kassirt hatte, nahm sich kaum die Freiheit, Vorstellungen zu ma-

---

renden Strafen. Endlich da Colbert keine andre Auskunftsmittel mehr hatte, verfiel er auf Operazionen mit der Scheidemünze und belegte die Lebensmittel, die zur Subsistenz der niedern Klassen in Paris dienten, mit Steuern. Er starb, und seine Beerdigung wurde durch einen Ausbruch der Wuth des Volks zerstört, das durch seine letzten Operazionen aufs Aeußerste gebracht war und jetzt seinen Leichnam zerreißen wollte.

So stand es um Colbert's Wirksamkeit. Wir sagten nichts über ihn, was nicht durch die Geschichte oder durch den Erfolg seiner Gesetze selbst beglaubigt wäre. Wie konnte nun aber ein solcher Mann einen solchen Nimbus um sich verbreiten? Wie kam Voltaire, dieser wahre Freund der Menschheit, dazu, ihn den Ersten der Menschen zu nennen? Dies ist es aber, was uns noch zu erklären obliegt.

Colbert war es, der zuerst eine gewisse Regelmäßigkeit in der Erhebung der Steuern und einige Ordnung in den Ausgaben einführte. Diese Ordnung war keine Sparsamkeit, die Bürger wurden beständig geschunden; allein es ging bei den Erpressungen nicht mehr so willkürlich zu. Die Großen, die reichen Eigenthümer wurden verschont, das Volk allein litt; und sein Geschrei, das die Diener einer stets wachsamen und unerbittlich strengen Verwaltung im Entstehen zu unterdrücken wußten, wurde im Geräusch der Hoffeste nicht gehört.

Seit den Unfällen Franz des I. bis zum pyrenäischen Frieden war die französische Geschichte nur eine Kette von Unruhen und Drangsalen aller Art. Die beständige Bedrohung und Verheerung seiner Grenzen durch auswärtige Feinde, die Religionskriege, die Kriege der Großen gegen Richelieu und Mazarin, die Macht des Adels in den Provinzen, alles dies ließ so wenig die Industrie des Landmannes, wie die des Handwerkers und Künstlers aufkommen. Niemand wagte oder vermochte auch nur behuf des Landbaus oder industrieller Unternehmungen die nöthigen Auslagen zu machen. Der auswärtige Handel hatte nicht in Gang kommen können, und auch der Binnen-

chen, als man den Zahlwerth des Geldes ums Dreifache erhöhte. Als es ſich von ſeinem großen Verſammlungsſaal nach dem Louvre begab, zog es ſich nur den Spott des Pöbels zu. Das ungerechteſte Edikt, das je erlaſſen wurde, das Verbot

---

handel lag danieder. Nach dem pyrenäiſchen Frieden endlich fing man an, etwas freier aufzuathmen; die Grenzen waren nicht länger bedroht und im Innern des Reichs herrſchte Ruhe und Friede.

Die Macht des Königs war jetzt ungetheilt, und von Privatleuten hatte man keine Plackereien mehr zu beſorgen. Je größer die Erſchöpfung der Nazion geweſen war, um ſo raſcher mußte ſie ſich jetzt wieder heben, und es war natürlich, daß man Colbert zuſchrieb, was nur das Werk der Umſtände war.

Colbert ſchien den Handel und die Fabriken aufmuntern zu wollen, weil er viele Geſetze über dieſe Gegenſtände gab und man in den Eingangsformeln derſelben jedesmal las, daß ſie die Begünſtigung des Handels und der Fabriken zum Zweck hätten.

Frankreich hatte nie eine Seemacht gehabt; unter Colbert bekam es eine; nicht als ob dieſer Miniſter nur das Geringſte vom Seeweſen verſtanden hätte, allein er gab viel Geld dafür aus und hatte das Glück, geſchickte, kühne und unternehmende Seeoffiziere zu finden.

Mehre Franzoſen verſuchten Niederlaſſungen in Oſt- und Weſtindien; und indem Colbert ſie bald unterſtützte, bald ihr Mißgeſchick ſich zu Nutze machte, gelang es ihm, einige Kolonien zu gründen, die, ſo unbedeutend ſie auch waren und ſo elend ſie auch verwaltet wurden, doch in den Augen der Franzoſen bei ihren damals höchſt mangelhaften Begriffen über ſolche Dinge, als eine weſentliche Vermehrung ihrer Macht und ihres Reichthums erſchienen.

Indem endlich Colbert die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften begünſtigte, indem er namentlich die Schriftſteller unterſtützte, erwarb er ſich treu ergebene Anhänger, die aller Welt ſein Lob verkündeten. Die Verfolgung, die er dem armen Saint-Evremond zuzog; die Ausſchließung von den Gnadenbezeugungen des Hofes, womit Lafontaine ſeine Anhänglichkeit an Fouquet büßte; die Härte Colberts gegen Charles Perrault, ſeine Ungerechtigkeit gegen Charles Patin verriethen eine kleinliche, fühlloſe Seele, die, ohne wahren Sinn für

an alle Bewohner eines ganzen Reichs, mehrals 500 Frks. baares Geld im Hause zu haben, verursachte nicht die geringste Bewegung. Der gänzliche Mangel an Geld im Publikum, ein ganzes Volk, das sich in Masse an den Eingang eines Bureau's

---

Kunst, nur der Eitelkeit, sie zu beschützen, zugänglich war. Doch dergleichen niedrige Handlungen wurden kaum bemerkt: die Gründung der Akademie der Wissenschaften, die Unternehmung großer Reisen zum Nutzen der Wissenschaften auf königliche Kosten, die Erbauung der Sternwarte ꝛc. verblendeten die Gemüther.

Colbert starb und seine Nachfolger waren der Art, daß man seine Verwaltung zurück wünschte. Ihre Grundsätze waren die nämlichen; sie vermehrten die Auflagen, schienen sich dabei aber noch weniger wie er um das Glück des Volks zu kümmern. Fabriken und Handel wurden eben so elend verwaltet, ohne sich dabei einer gleichen Aufmunterung zu erfreuen. Die Marine gerieth in Verfall; der erste Krieg, der nach seinem Tode ausbrach, war nicht ohne Mißgeschick und der zweite entschieden unglücklich.

Einen je größern Haß endlich Louvois sich zuzog, um so höher stieg sein Nebenbuhler Colbert in der öffentlichen Meinung. Sein Benehmen gegen Fouquet war beinahe vergessen; man verzieh ihm seine unermeßlichen Schätze und die Pracht seines Hauses in Seeaux, wenn man sie mit dem wahrhaft skandalösen Reichthum Emery's, der Verschwendung Fouquet's und den Schätzen verglich, welche die Pächter während des spanischen Erbfolgekriegs erbeuteten.

Nach Ludwig's XIV. Tode stieg Colbert's Ruhm noch höher. Die Grundregeln der Verwaltung der Finanzen, des Handels und der Fabriken waren völlig unbekannt, und als man in Frankreich anfing, sich mit dergleichen zu beschäftigen, beschränkte man sich anfangs darauf, Colberts Ansichten als Richtschnur anzunehmen.

Man klagte, daß man keine Seemacht mehr besaß, und unter ihm hatte die Marine im höchsten Flor gestanden. Man bedauerte die Pracht am Hofe Ludwigs XIV. Man erkannte, welches Unheil die Strenge gegen die Protestanten verursacht hatte, und war der Meinung, Colbert habe sie beschützt. Man war des Kriegs überdrüssig, und von Colbert hieß es, er habe sich dem Kriege widersetzt.

Seine übermäßigen Ausgaben während des Friedens, um die

drängte, um nur ein Paar Pfennige zum dringendſten Lebensbedürfniß für ein verrufenes Papiergeld zu bekommen, womit ganz Frankreich überſchwemmt war; der Anblick mehrer Bürger endlich, die in dieſem Gedränge erdrückt wurden und deren

---

Gelüſte Ludwigs XIV. zu befriedigen, galten für Mittel, das Gedeihen der Künſte des Luxus im Staate zu fördern, die Manufakturen zu beleben und das Ausland von unſrer Induſtrie abhängig zu machen.

Nach den Law'ſchen Operazionen und der übermäßigen Preiserhöhung des Geldes durfte man freilich Colbert keine Vorwürfe darüber machen, daß er einen Theil der Renten geſtrichen und den Werth der Mark Silber um ein Weniges erhöht hatte.

Voltaire fand alſo Colberts Ruhm feſt begründet und folgte nur der allgemeinen Anſicht ſeines Jahrhunderts; man kann ihm dies nicht zum Verbrechen anrechnen. Was bei Jemandem, der ſich vorzugsweiſe politiſchen Studien gewidmet, ein Beweis der Unwiſſenheit oder einer geheimen Hinneigung zu deſpotiſchen Grundſätzen ſein würde, iſt nur ein ſehr verzeihlicher Irrthum bei einem Schriftſteller, der ſich an die Meinung der aufgeklärteſten Männer des Zeitraums, in welchem er ſchrieb, halten zu können glaubte; und da nur die Liebe zu den Künſten, zum Frieden und zur Duldſamkeit dieſen Irrthum veranlaßte, wäre es ungerecht, ihm nicht zu verzeihen. Seit jener Zeit hat die Finanzwiſſenſchaft beträchtliche Fortſchritte gemacht, oder iſt vielmehr, wenigſtens in Frankreich, ſeitdem erſt geſchaffen, und Colbert wurde nunmehr mit um ſo größrer Strenge beurtheilt, je lebhafter früher der Enthuſiasmus für ihn ſich ausgeſprochen hatte.

Man würde ihm unſtreitig ſehr unrecht thun, wollte man ihm ſeine Unwiſſenheit in Dingen vorwerfen, wovon kein Menſch zu ſeiner Zeit etwas wußte. Seine unermüdete Thätigkeit, ſo wie ſeine Pünktlichkeit verdient alle Anerkennung; allein ſein Benehmen gegen Fouquet, die verderblichen Mittel, die er anwandte, um auf Koſten des Volks den Prunk des Hofes durchzuführen, die unnütze Strenge ſeiner Verordnungen hinſichtlich der Fabriken, die Barbarei ſeines Steuercodex, die Operazionen, die er mit dem Gelde vornahm, das Streichen der Renten endlich, alle dieſe Maßregeln ſind neu und nun und nimmer zu entſchuldigen.

Man kann ihn als einen geſchickten Mann anſehen, nicht aber

Leichen man nach dem Palais royal schleppte: dies Alles verursachte auch noch nicht den Schatten einer Empörung. Ja, das berüchtigte Law'sche System, wovon man glaubte, daß es die Regentschaft und den Staat unfehlbar zu Grunde richten müsse, diente am Ende durch Folgen, die Niemand vorhergesehen hatte, beiden zur Stütze.

Die Habgier, die es unter allen Ständen vom gemeinsten Volke bis zu den höchsten Staatsbeamten, zu den Bischöfen und Prinzen rege machte, wandte alle Gemüther von der Aufmerksamkeit auf das gemeine Beste und von jedem politischen und ehrgeizigen Plane ab, indem es keiner andern Empfindung, als der Furcht vor Verlust und der Gier nach Gewinn Raum ließ. Es war ein neues, wunderbares Glücksspiel, wobei alle Staatsbürger gegen einander einsetzten. Hitzige Spieler aber verlassen ihre Karten nicht, um die Regierung zu beunruhigen. Durch ein Blendwerk, dessen Maschinerie nur den geübtesten und schärfsten Augen sichtbar war, wurde es möglich, daß aus einem völlig chimärischen System ein wirklicher Handel hervorging und sogar die indische Kompagnie wieder auflebte, die einst durch Colbert gegründet und später durch die Kriege vernichtet war. Wenn endlich auch viele Privatleute ihr Vermögen verloren, so nahm dagegen bald der Handel der ganzen Nation und damit ihr Wohlstand einen höhern Aufschwung. Die Leute wurden durch dies System gewitzigt, wie durch Bürgerkriege der Muth angespornt wird.

---

als einen Mann von Genie. Dieser Name gebührt in der Staatskunst nur denen, die sich über die Meinungen und Begriffe selbst der aufgeklärtern Männer ihres Jahrhunderts erheben. Noch weniger verdient er den Ruhm der Rechtschaffenheit, denn dieser gebührt nur einem Minister, der nie die Nazion dem Hofe, noch die Gerechtigkeit seinem eignen Vortheil aufopfert. E.

Es war eine epidemiſche Krankheit, die ſich von Frankreich aus über Holland und England verbreitete. Sie verdiente die Aufmerkſamkeit der Nachwelt; denn diesmal war es nicht das politiſche Intereſſe von zwei oder drei Fürſten, das ganze Nazionen zerrüttete. Das Volk ſelbſt warf ſich Hals über Kopf dieſer Thorheit in die Arme, die einige Familien bereicherte und ſo viele an den Bettelſtab brachte. Wir wollen den Urſprung dieſes Unſinns betrachten, dem ſo viele Thorheiten vorangingen und nachfolgten.

Ein Schotte, John Law, von Profeſſion nichts weiter als ein großer Spieler und ein großer Rechenmeiſter, der eines Mordes [1]) wegen aus Großbritannien hatte fliehen müſſen, trug ſich ſeit langer Zeit mit dem Plan einer Handelsgeſellſchaft, welche die Schulden eines Staats in Bankſcheinen abtragen und ſich durch den Gewinn bezahlt machen ſollte. Dies Syſtem war ſehr verwickelt; aber in den gehörigen Grenzen gehalten, konnte es ſehr nützlich werden. Es war eine Nachahmung der engliſchen Bank und der engliſch-oſtindiſchen Kompagnie. Er ſchlug das Unternehmen dem Herzog von Savoyen, Victor Amadeus, nachherigem erſten Könige von Sardinien vor, doch dieſer antwortete, er ſei nicht reich genug, um ſich zu Grunde zu richten. Er wandte ſich hierauf an den Finanzminiſter Desmarets. Doch es war grade zur Zeit eines unglücklichen Krieges, wo alles Vertrauen geſchwunden war, und die Grundlage dieſes Syſtems konnte nur uneingeſchränktes Vertrauen ſein. Endlich fand er den günſtigen Zeitpunkt unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans: eine Staatsſchuld von 2000 Millionen war zu tilgen, der Friede gewährte der Regierung die nöthige Muße und Fürſt

[1]) Im Zweikampf.

und Volk waren gleich leidenschaftlich für alles Neue eingenommen.

Er errichtete 1716 zuerst eine Bank in seinem eignen Namen. Bald aber wurde dieselbe zum Generalbureau der Staatseinkünfte. Man verband damit eine Mississippische Handelskompagnie, von der man große Hoffnungen erregte. Durch die Lockspeise des Gewinns verführt, drängte sich das Publikum mit wahrer Wuth herbei, die Akzien der vereinigten Kompagnie und Bank zu kaufen. Schätze, die bisher das Mißtrauen unter Schloß und Riegel gehalten hatte, kamen in Ueberfluß in Umlauf; durch die Scheine wurden sie verdoppelt, ja vervierfacht. Frankreich war in der That durch seinen Kredit sehr reich. Alle Stände lernten den Luxus kennen, und er verbreitete sich auch unter den Nachbarn Frankreichs, die am Handel Theil nahmen.

Im Jahre 1718 wurde die Bank zu einem königlichen Institute erklärt. Sie übernahm den Handel nach dem Senegal und erwarb das Privilegium der alten indischen Kompagnie, die, von dem berühmten Colbert gegründet, später in Verfall gerathen war, und den Kaufleuten von Saint-Malo ihren Handel überlassen hatte. Sie übernahm endlich die Generalpachtung der Einkünfte des Königreichs. Der Schotte Law hatte demnach Alles unter Händen und das ganze Finanzwesen des Reichs hing von einer Handelsgesellschaft ab.

Da diese Kompagnie auf so ausgedehnten Grundlagen zu ruhen schien, stiegen ihre Akzien auf das Zwanzigfache ihres ursprünglichen Werths. Der Herzog von Orleans beging unstreitig einen großen Fehler, indem er das Publikum sich selbst überließ. Es war der Regierung leicht, jener Raserei Schranken zu setzen, doch die Habgier der Hofleute und die Hoffnung, eben durch diese Unordnung zu gewinnen, hinderte

es. Der häufige Courswechsel der Papiere half unbekannten Menschen zu unermeßlichem Reichthum; es gab Leute, die binnen sechs Monaten reicher wurden, als viele Prinzen. Law, selbst durch sein System verführt, und berauscht durch die Trunkenheit des Publikums, so wie durch seine eigene, hatte so viele Scheine ausgegeben, daß der eingebildete Werth der Akzien im Jahre 1719 alles Geld, das im Königreich zirkuliren konnte, um das Achtzigfache überstieg. Die Regierung bezahlte alle Staatsgläubiger in Papiergeld. Der Regent konnte eine so ungeheure und so künstlich zusammengesetzte Maschine, deren reißend schnelle Bewegung ihn unwiderstehlich fortriß, nicht länger regieren. Die alten Finanzmänner und die großen Bankiers gingen mit vereinten Kräften darauf aus, die königliche Bank zu erschöpfen, indem sie bedeutende Summen auf sie anwiesen. Jeder suchte seine Scheine gegen baares Geld umzusetzen; allein nun wies sich das entsetzliche Mißverhältniß aus. Der Kredit sank mit einem Male; der Regent wollte ihn durch Machtbefehle heben, die nur dazu dienten, ihn völlig zu vernichten. Man sah nur noch Papier und an die Stelle so großer eingebildeter Schätze trat jetzt nach und nach das reellste Elend. Jetzt machte man Law zum General-Finanzdirektor, gerade zu einem Zeitpunkt, da es ihm rein unmöglich war, diesen Posten auszufüllen. Es war im Jahre 1720, also in der Epoche, wo die Zerrüttung in den Vermögensverhältnissen aller Privatleute, so wie in den Finanzen des Königreichs aufs Höchste gestiegen war. Binnen kurzer Zeit verwandelte er sich aus einem Schotten durch Naturalisazion in einen Franzosen, trat von der protestantischen Religion zur katholischen über, wurde aus einem Abenteurer zum Besitzer der schönsten Güter und aus einem Bankier zum Staatsminister. Ich sah ihn, wie er von Her-

zogen und Pairs, von Marschällen von Frankreich und Bischöfen begleitet, in den Sälen des Palais royal ankam. Die Verwirrung überstieg alle Grenzen. Das Parlament von Paris widersetzte sich jenen Neuerungen nach Kräften und wurde dafür nach Pontoise verbannt. Endlich noch in demselben Jahre mußte Law, mit dem Fluche des Volkes belastet, aus dem Lande fliehen, das er hatte bereichern wollen und wo er statt dessen die heilloseste Verwirrung angerichtet hatte. Er reiste in einem Postwagen ab, den ihm der Herzog von Bourbon Condé lieh, und nahm nur 2000 Louisd'ors mit, außer welchen ihm von seinem flüchtigen Reichthum fast nichts übrig geblieben war.

Die Flugschriften jener Zeit beschuldigen den Regenten, alles Geld im Reiche aus herrschsüchtigen Absichten an sich gerissen zu haben; und doch ist es notorisch, daß er eine Schuldenlast von 7 Millionen hinterließ. Man beschuldigte Law, zu seinem Vortheil das französische Geld ins Ausland spedirt zu haben. Er lebte eine Zeit lang in London von der Großmuth des Marquis von Lassay, und starb 1729 zu Venedig in einer Lage, die an Dürftigkeit grenzte. Ich sah seine Wittwe in Brüssel, eben so demüthig, wie sie einst in Paris stolz und übermüthig aufgetreten war. Solche Schicksalswendungen gehören nicht zu den Gegenständen der Geschichte, woraus die am wenigsten heilsamen Lehren zu ziehen sind.[1])

[1]) Es ist ausgemacht, daß ein Staat, dessen Schulden man in Papiergeld bezahlt, frei wird, ohne daß es ihm einen Pfennig kostet, soll aber diese Finanzoperazion gerecht und wahrhaft nützlich sein, so müssen die Scheine im Handel denselben Werth haben, wie die Geldsumme, die sie repräsentiren. Diesen Werth jedoch können sie unmöglich behalten, wenn nicht die allgemeine Ansicht herrscht, daß je-

Während dieſer Zeit wüthete die Peſt in der Provence. Man war mit Spanien im Kriege. In Bretagne drohte ein Aufſtand auszubrechen. Es waren Verſchwörungen gegen den Regenten im Werke, und demungeachtet vermochte er ſowol

---

der Beſitzer der Scheine ſie, ſobald er will, gegen baares Geld umſetzen kann. Dieſe Meinung beruht nicht einzig und allein auf dem Verhältniß der Summe der Scheine zu der Maſſe des in der Bank niedergelegten oder ſelbſt zu der Totalſumme des im Lande vorhandenen Geldes. Es genügt, wenn Jeder ſich für verſichert hält, daß die Zahl der Scheine, die man auf einmal liquidiren will, die Summe, welche die Bank jeden Augenblick realiſiren kann, nicht überſchreitet, und was ſich daraus von ſelbſt ergibt, daß ſie fortwährend im Handel zirkuliren werden; iſt aber die Summe der Scheine größer, als die, welche die Bank, wie man vorausſetzt, in baarem Gelde zuſammenbringen kann, ſo kann jene Meinung nur allmälig durch die Macht der Gewohnheit Wurzel faſſen. Selbſt bei der Vorausſetzung völligen Vertrauens muß doch der Geſammtwerth der Scheine noch ſeine Grenzen haben. Ueberſteigt er die Quantität des zum Umlauf, das heißt zur Betreibung des inländiſchen Handels nothwendigen Geldes, ſo wird der Ueberſchuß unnütz und die, welche ihn beſitzen, werden ihn zu realiſiren ſuchen. Außer der Summe alſo, die nothwendig in der Reſerve zu halten iſt, um die zum Umlauf dienenden Scheine zu liquidiren, müßte die Bank immer noch eine Summe in baarem Gelde liegen haben, die dem Werth jener überflüſſigen Scheine gleich käme. Weit entfernt alſo, der Bank, die ſie ausgegeben, oder dem Staate, der ſie verwandt hätte, Nutzen zu ſchaffen, würden ſie ihnen zur Laſt werden und ſie der Gefahr ausſetzen, ihren Kredit einzubüßen, wenn ſie nicht ſichre, obſchon beſchwerliche Mittel beſäßen, in wenigen Tagen die zu jenen Liquidazionen erforderlichen Summen herbeizuſchaffen. Die nordamerikaniſchen Freiſtaaten haben bei aller Aufklärung dieſe ſo einfachen Wahrheiten nicht erkannt, und das ſchnelle Sinken des Kredits ihrer Papiere bewies hinlänglich den Ungrund der Anſicht, daß der Gebrauch des Papiergeldes keiner Einſchränkung unterworfen zu ſein brauchte.

Law ſcheint ſich in dem nämlichen Irrthum befunden zu haben, allein er wußte ſehr gut, daß, wenn man ſich unter den damaligen

im Innern, als nach Außen fast alle seine Beschlüsse ohne Mühe durchzusetzen. Im Reiche herrschte eine Verwirrung, die das Schlimmste fürchten ließ, und gleichwol war es die Zeit des Luxus und der Freuden aller Art.

Umständen darauf beschränkte, die Schulden in Papiergeld zu bezahlen, die Scheine bald keinen Werth mehr haben würden; man mußte ihnen also einen solchen zu verleihen suchen. Er wandte zu dem Ende drei Mittel an. Das erste bestand darin, daß er der Bank Gewinne durch besondre Finanzspekulazionen verschaffte oder Handelsprivilegien verlieh, wobei den Inhabern der Bankscheine eine Dividende zu gut kam. Es lag wirklich am Tage, daß nunmehr das Papier außer der Summe, die es repräsentirte, einen mehr oder weniger ansehnlichen Gewinn werth sein konnte, und es mußte demnach, nach der Vorstellung, die man sich von der Möglichkeit dieses Gewinns machte, sich entweder in seinem wirklichen Werthe halten oder selbst im Preise steigen. Die Regierung hatte nicht einmal ein so großes Vertrauen nöthig, da wer etwas zu gewinnen hofft, immer auch einen Verlust riskiren muß. Der gehoffte Gewinn mußte indessen den gewöhnlichen Zinsfuß im Handel übersteigen. Von jetzt an war die Errichtung der Bank nur noch [illegible] für den Staat. Auch war dies gar nicht [illegible] nur, durch weitschichtige oder vielmehr trügerische Bankscheinen Kredit zu verschaffen, indem [illegible] die Nazion sich erst daran gewöhnt habe, [illegible] halten können: und in diesem Theil seiner [illegible] namentlich, wo er zu wahrer Charlatanerie seine [illegible] wollen nur ein Beispiel anführen. Als er der [illegible] für den afrikanischen Handel verlieh, fügte er [illegible] Pfd. Gold hinzu, das sie in Frankreich einbetrug noch nicht einmal ein Fünftel pr Ct. [illegible] nach gar nicht in Anschlag kommen, wenn [illegible] einer Menge Pfunde Goldes rechnete. [illegible] ständigen Erfolg; die Akzien stiegen und [illegible] Uebermaß, indem er immer neue Gewinne [illegible] ste.

[illegible] schwindeleien den Kredit nur sehr kurze [illegible] [illegible] tere fielen. Jetzt griff er zu einem zu

Nach dem Umſturz des Law'ſchen Syſtems war eine Reform des Staats nothwendig. Man ſchritt zu einer Schätzung des Vermögens ſämmtlicher Staatsbürger, einer nicht minder außerordentlichen Maßregel, als das Syſtem ſelbſt. Bei kei-

---

Mittel: die Leute wurden gezwungen, die Bankzettel für baares Geld anzunehmen. Die, welche mit dieſen Scheinen ihre Schulden bezahlten, ernteten den Gewinn eines Bankerotts, deſſen Ehre ſie mit dem Miniſterium theilten. Ein ſolcher Zwang aber iſt in Handelsoperazionen nicht durchzuführen; der Kaufmann kann ſeine Waare, wenn er ſie für baares Geld verkauft, nach Belieben billiger laſſen, als wenn er ſie gegen Scheine weggibt; dies an ſich ungerechte Mittel konnte demnach weder die Scheine hinreichend unterſtützen, noch auf die Dauer den geringſten Einfluß behaupten.

Law hatte bis dahin die falſche Ueberzeugung gehegt, die Errichtung einer Bank vermehre den wahren Reichthum und müſſe in dem Fall, wo er ſie gründete, die Staatsſchuld tilgen. Durchaus nicht ſkrupulös in der Wahl der Mittel, ſcheute er die ſchreiendſte Unbilligkeit ſo wenig als die gröbſten Schwindeleien, konnte aber leicht den Ruf eines tüchtigen Finanzmannes in den Augen von Leuten behaupten, die nicht hell genug ſahen, um zu begreifen, daß ſein Syſtem bei dem denkbar glücklichſten Erfolge nur zu einer Handelsgeſellſchaft mit unumſchränkter Beſteuerungsgewalt und im Beſitz ſämmtlicher Handelsprivilegien, zu einer ſehr komplizirten Bank, und endlich zu einem aufs Gerathewohl gemachten Bankerott führen konnte, der um ſo unbilliger und verderblicher ausfallen mußte, als an keine verhältnißmäßige Vertheilung der Einbußen dabei zu denken war.

In dieſer letzten Epoche aber gingen auch dem Kurzſichtigſten über Law's vermeinte Geſchicklichkeit die Augen auf. Zuerſt legte er es darauf an, durch häufige und ſchnell auf einander folgende Veränderungen des Münzwerthes das baare Geld den Leuten zu verleiden. Denn da es auf dieſe Weiſe unbequem für den täglichen Verkehr wurde und die Beſitzer der alten Geldſorten ſie weder im Handel und Wandel brauchen, noch nach dem Metallwerth vortheilhaft losſchlagen konnten, ſo mußte das Papiergeld im Preiſe ſteigen; allein dieſer Scheinvortheil wurde durch das Sinken des Vertrauens mehr als aufgewogen. Zuletzt erfolgte das Verbot, Geld im Hauſe zu haben.

nem Volke wurde wohl je eine weitläuftigere und schwierigere Finanz- und Justizoperazion vorgenommen. Gegen das Ende des Jahrs 1721 fing man damit an. Die Ausführung wurde von vier Brüdern[1]) geleitet, von denen auch der Plan herrührte, und die, obgleich sie bisher an den Staatsgeschäften

---

Dies Gesetz bewirkte, daß das Geld noch seltner wurde, zugleich aber auch, daß die Scheine immer tiefer im Preise fielen. Bei allen diesen Verordnungen dachte das Pariser Publikum nicht mehr darauf, durch Aktienkauf Schätze zu erwerben, oder seine Schulden in Papiergeld zu bezahlen, sondern nur an den Gewinn, den es aus dem Wucher mit diesen Scheinen zu ziehen hoffte, noch immer über den möglichen Erfolg der Law'schen Projekte nicht völlig enttäuscht. Endlich setzte er selbst seine Scheine auf die Hälfte herab, und nun erst schwand das Blendwerk, wodurch er sich bisher gehalten hatte, völlig. Law mußte seine Entlassung nehmen und aus Frankreich fliehen.

Dies ist in der Kürze die Geschichte dieses Systems, wie wir sie aus der Masse von Gesetzen und Finanzoperazionen, die mit beispielloser Schnelligkeit auf einander folgten, auszuziehen vermochten.

Die Unwissenheit, worin man sich damals, zumal in Frankreich, hinsichtlich der Natur und der Wirkungen derartiger Operazionen befand, machte allein den augenblicklichen Erfolg des Law'schen Systems und die ungeheuren Umwälzungen in den Vermögensverhältnissen der Privatleute, die es verursachte, möglich. In der Finanzverwaltung hatte es einen parziellen Bankerott zur Folge, der auf die unbilligste Weise durchgeführt wurde, und wodurch das Mißgeschick vieler Privatleute auf den höchsten Grad steigen mußte. In den Gemüthern ließ es keine andre Wirkung zurück, als Vorurtheile gegen Bankscheine überhaupt, die gleichwohl sehr nützlich werden können, sei es nun, indem sie den Preis des Geldes herabsetzen und eine größere Quantität davon für den ausländischen Handel oder zu diesem oder jenem Gebrauch, den man von dem ungemünzten Gold und Silber machen kann, disponibel lassen, sei es um die Produkzion und den Handel zu befördern, indem sie den Umlauf des Geldes bequemer und minder kostspielig machen. C.

[1]) Den Gebrüdern Páris.

keinen Antheil genommen hatten, durch ihren Geist und ihre Thätigkeit verdienten, daß man ihnen das Geschick des Staats anvertraute. Sie errichteten die hinreichende Anzahl von Requisizionsbureaus, und wußten in das Chaos eine hinlängliche Ordnung zu bringen, um es endlich einigermaßen zu entwirren. 511,009 Staatsbürger, meistens Familienväter, legten ihr Vermögen in Papiergeld diesem Tribunale vor. Alle diese zahllosen Schulden wurden berichtigt bis auf 631 Millionen, womit der Staat belastet blieb. So endete dies merkwürdige Glücksspiel, wozu ein unbekannter Fremdling eine ganze Nazion verführt hatte.

Nach der Zerstörung des ungeheuren Law'schen Baus, der so kühn angelegt war, und der seinen Baumeister unter seinen Trümmern begrub, blieb von letztern eine indische Handelsgesellschaft übrig, wovon man in Paris eine Zeit lang wähnte, daß sie mit den Kompagnien von London und Amsterdam in die Schranken treten könne. [1])

---

[1]) Sie hielt sich nur auf Kosten des Staatsschatzes, den die Unwissenheit der Minister in den Grundregeln des Handels auf Kosten jener Kompagnie oder vielmehr ihrer Agenten erschöpfte. Siehe Kapitel 29 *). C.

*) Das Siècle de Louis XV. Die betreffende Stelle lautet: Bekanntlich haben die Holländer (1774) die bedeutendsten Niederlassungen in Indien von den Sunda-Inseln bis nach der Küste Malabar. Nach ihnen kommen die Engländer, deren Macht sich über beide Küsten der Halbinsel diesseit des Ganges und bis nach Bengalen erstreckt. Den Franzosen als den zuletzt Gekommenen fiel der schlechteste Antheil zu. In Ost- und Westindien war dies ihr Loos. Ihre von Ludwig XIV. gegründete, im J. 1712 eingegangene und 1720 in Pondichery wieder aufgelebte Kompagnie stand, wie schon gesagt, scheinbar im größten Flor; sie hatte eine Menge Schiffe, Agenten, Direktoren, ja sogar Kanonen und Soldaten; nie aber konnte sie von dem Ertrage ihres Handels die geringste Dividende für ihre Aktionäre erübrigen. Sie ist die einzige Handelskompagnie in Europa, die sich in diesem Falle befindet; und bei Lichte besehen, wurden ihre Aktionäre nie anders bezahlt, als vermittelst eines ihr vom Könige eingeräumten Antheils an der Tabaksregie, die übrigens ihrem Geschäftskreise gänzlich fremd war. Daher schrieb sich selbst ihr scheinbarer Flor in Pondichery;

Die Wuth des Akzienspiels, wovon die Franzosen ergriffen waren, steckte auch die Holländer und Engländer an. Einige von ihnen, die in Frankreich beobachtet hatten, durch welche Kunstgriffe so viele Privatleute die Leichtgläubigkeit und das Elend des Volks zu Grundlagen unermeßlicher und mit reißender Schnelligkeit erworbener Reichthümer zu machen wußten, verpflanzten dieselben Kunstgriffe nach Amsterdam, nach Rotterdam und nach London. Noch jetzt spricht man mit Verwundrung von jener Zeit der Tollheit und jener Landplage der Akzien; doch wie wenig kann dies Unglück gegen die Bürger- und Religionskriege in Anschlag kommen, die so lange Europa mit Blut überschwemmten, und auch gegen die Kriege eines Volks mit dem andern, oder vielmehr eines Fürsten mit dem andern, die noch jetzt so viele Länder verheeren! In London und in Rotterdam fehlte es nicht an Schwindlern noch an Narren, die sich von ihnen betrügen ließen. In Amsterdam kam man bald wieder zur richtigen Einsicht, Rotterdam war auf einige Zeit zu Grunde gerichtet. Auch London wurde i. J. 1720 durch diese Schwindeleien hart mitgenommen. Die Folgen der Manie waren in Frankreich und in England zahllose Bankerotte, Betrügereien, öffentliche und Privatdiebstähle, und die ganze Sittenverderbniß, die aus zügelloser Habgier immer zu entspringen pflegt.

---

denn das Geld, was sie auf diese Weise herausbekam, wurde darauf verwandt, ihre Fonds zu vergrößern, die Stadt zu befestigen und zu verschönern, und sich in Indien nützliche Bundesgenossen zu verschaffen.“

Diatribe

an den Verfaſſer der Ephemeriden [1]).

Den 10. Mai 1775.

Mein Herr,

Eine kleine Geſellſchaft von Landwirthen in einer entlegenen Provinz lieſt eifrig Ihre Ephemeriden, und ſucht möglichſten Vortheil daraus zu ziehen. Der Verfaſſer der Belagerung von Calais [2]) erhielt von dieſer Stadt das Bürgerrecht wegen ſeines Beſtrebens, den unglücklichen Philipp von Valois über ſeinen Sieger, den großen Eduard III., zu erheben. Er nannte ſich ſeitdem beſtändig „Bürger von Calais." Sie zeigen ſich dagegen in ihren Schriften als einen echten Weltbürger.

Ja, mein Herr, der Landbau iſt die Grundlage von Allem, wie Sie ſagten, obgleich mit ihm noch nicht Alles abgethan iſt. Er iſt der Vater aller Künſte und aller Güter; ſo dachte der erſte der Catonen in Rom, und der größte der Scipionen in Liternum. Eben dieſer Anſicht huldigte ſchon lange vor ihnen in Worten und Werken der Grieche Xenophon nach dem Rückzuge der Zehntauſend.

Die Religion ſelbſt beruhte nur auf dem Ackerbau. Alle feſte, alte Gebräuche waren nur Sinnbilder dieſer Kunſt, der erſten von allen, die die Menſchen vereinigt, die ſie mit Nahrung, Obdach und Kleidern verſorgt, den drei Dingen, die

---

1) Abbé Baudeau.

2) Ein zu ſeiner Zeit hochgefeiertes, jetzt aber längſt vergeſſenes Drama von Dubelloy.

allein für die menschliche Natur ausreichen. Nicht auf jenen lächerlichen und unterhaltenden Fabeln, die Ovid sammelte, gründete sich ursprünglich die Religion, die man später Heidenthum nannte. Die den Göttern angedichteten Liebschaften waren kein Gegenstand der Verehrung; nie gab es einen Tempel Jupiters des Ehebrechers, nie verehrte man die Venus wegen ihres Liebeshandels mit Mars, noch den Phöbus als Verführer des jungen Hyacinth. Die ersten im grauen Alterthum eingeführten Mysterien waren die Feier der Feldarbeiten unter dem Schutze einer höchsten Gottheit. Dahin gehörten die Mysterien der Isis, des Orpheus und der eleusinischen Demeter. Die letztern namentlich versinnlichten den Augen und dem Geiste, wie die Feldarbeiten den Menschen dem Stande der Wildheit enthoben hatten. Nichts war heilsamer und vernünftiger. Man lehrte Gott in den Gestirnen verehren, deren Lauf die Jahreszeiten zurückbringt, und man opferte dem großen Demiurgos unter dem Namen der Demeter und des Dionysos die Früchte, womit die Vorsehung die Erde gesegnet hatte. Die Orgien des Dionysos waren lange eben so rein, eben so heilig, wie die Mysterien der Demeter. Die Priesterinnen dieses Gottes, die man die Ehrwürdigen nannte, legten bis zur Zeit Alexanders ihren Obern das Gelübde der Keuschheit und des Gehorsams ab. Den Beleg dafür, nebst der Eidesformel, findet man in der Rede des Demosthenes gegen Neära.

Mit einem Worte, Alles war heilig in dem so hochehrwürdigen und doch heutzutage in euren großen Städten so tief verachteten Landleben. Ich räume ein, daß die Stutzer mit rothen Absätzen in Babylon und Memphis, die sich die gemästeten Hühner der Landleute wohlschmecken ließen, ihnen ihre Pferde nahmen, ihre Töchter verführten, und ihnen damit

eine große Ehre zu erweiſen glaubten, vielleicht auch der Meinung waren, daß dieſe Menſchenklaſſe einzig und allein zu ihrem Dienſt in der Welt ſei.

Das Land, das wir Kelten bewohnten, war damals noch rauher und unfruchtbarer als jetzt. Die Nazion wurde grauſam mit Füßen getreten von der Zeit Julius Cäſars bis auf Julian, der zum eiſernen Kreuz in der Straße La Harpe wohnte. Er regierte uns gerecht und milde, wie das übrige Reich, verminderte unſre Abgaben und ſchützte uns vor den Raubzügen der Germanen; er that Alles, was ſpäter unſer großer Heinrich IV. zu thun vor hatte. Einem Heiden und einem Hugenotten verdanken wir die einzigen ſchönen Tage, die uns bis zum Zeitalter Ludwigs XIV. beſchieden waren.

Unſer Loos war bejammernswerth, als die Barbaren, die ſich Weſtgothen, Burgunder und Franken nannten, unſer endloſes Elend aufs Aeußerſte brachten. Sie verwandelten unſer Land in einen Schutthaufen unter keinem andern Vorwande, als weil es nicht ganz ſo abſcheulich war, wie ihr eignes. Jeder unglückliche Landmann wurde in jener Zeit zum Sklaven auf dem nämlichen Grund und Boden, deſſen freier Beſitzer er bisher geweſen war; und Jeder, der ſich ein feſtes Neſt zugeeignet hatte und auf ſeinem Viehhofe zwei oder drei große Ackergäule hielt, die er zu Schlachtroſſen machte, behandelte ſeine neuen Leibeignen härter, als dieſe je mit ihren Eſeln und Maulthieren umgegangen waren.

Die Barbaren, die das Chriſtenthum angenommen hatten, um ein chriſtliches Volk beſſer beherrſchen zu können, waren eben ſo abergläubig als unwiſſend. Man machte ihnen weiß, um nicht unter die Böcke geſtoßen zu werden, wenn die Poſaunen zum jüngſten Gerichte bliesen, gebe es kein andres Mittel, als einen Theil der eroberten Ländereien den

Mönchen zu überlassen. Jene Burggrafen oder Kastellane verstanden sich nur darauf, von ihren Pferden herunter einem Mann zu Fuß einen Stoß mit der Lanze zu versetzen; einige Mönche dagegen konnten lesen und schreiben. Diese nahmen die Schenkungsakten auf; und wenn keine vorhanden waren, so schmiedeten sie selbst welche.

Diese Fälschungen sind heutzutage so erwiesen, daß sich unter tausend alten Urkunden, welche die Mönche aufweisen, kaum hundert echte finden. Montfaucon, der doch selbst ein Mönch war, gestand es, und setzte noch hinzu, er möchte nicht für die Authentizität von hundert alten Urkunden einstehen. Doch mochten sie nun echt oder unecht sein, so war man pfiffig genug, in den Schenkungen nie die Klausel zu vergessen: mixtum et merum imperium et homines servos.

Sie wußten sich demnach die Rechte der Eroberer in die Hände zu spielen. Daher kommt es, daß in Deutschland so viele Aebte und Mönche fürstliche Gewalt erlangten, und daß sie auch in Frankreich Lehns- und Leibherren wurden, was sich freilich mit dem Gelübde der Armuth nicht allzu wohl vertrug.

Da indessen die Landleute endlich in den meisten Provinzen Frankreichs von Königen und Grundherren ihre Freiheit erkauft hatten, gab es nur noch in Burgund, in Franche-Comté und in einigen andern Bezirken Leibeigne; allein das Loos des Landvolks in Frankreich war darum doch nur wenig erträglicher geworden. Die unglücklichen Kriege gegen die Engländer, die tollen Züge nach Italien, die leichtsinnige Tapferkeit Franz I., die Religionskriege endlich, die Frankreich 40 Jahre lang zerrütteten, richteten den Landbau dermaßen zu Grunde, daß zur Zeit des Herzogs von Sully i. J. 1598 ein großer Theil der Ländereien brach lag, weil es,

wie er ſagte, an Armen und an Mitteln fehlte, um ſie zu bebauen. Die Bauern waren ſeit drei Jahren über 20 Millionen an Steuern ſchuldig. Der große Miniſter trug kein Bedenken, dem Volke dieſe damals ungeheure Schuld zu erlaſſen; und zu was für einer Zeit? Als eben die Feinde ſich Amiens bemächtigt hatten, und Heinrich IV. ſein Leben aufs Spiel ſetzte, um es ihnen wieder abzunehmen.

Zu eben jener Zeit erließ dieſer König, der Ueberwinder und der Vater ſeiner Unterthanen, den Befehl, daß man unter keinerlei Vorwand mehr den Bauern ihr Vieh und ihre Ackergeräthſchaften nehmen ſolle. „Eine treffliche Verordnung," ſagt der verſtändige Forbonnais, „die man hinſichtlich des Viehs immer im weiteſten Sinne hätte nehmen ſollen, da durch den Ueberfluß daran die Fruchtbarkeit des Bodens bedingt iſt, und zugleich der Lebensunterhalt der Landleute weſentlich dadurch erleichtert wird."

Es muß bemerkt werden, daß der Herzog von Sully ſich zu wiederholten Malen in ſeinen Memoiren gegen die Salzſteuer erklärt, und ſie gleichwol ſelbſt einige Mal bei dringenden Bedürfniſſen des Staats erhöhte; ſo abhängig iſt das Verfahren der Menſchen von praktiſchen Verhältniſſen, ſo ſchwer iſt es, immer ſeinen Grundſätzen zu folgen. Doch bei alle dem gelang es ihm am Ende, ſeinen Herrn aus den räuberiſchen Klauen ſeiner Finanzbeamten zu erlöſen, ſo wie Heinrich ſelbſt ſich durch ſeinen Muth und ſeine Geſchicklichkeit aus dem Abgrunde rettete, in den die Ligue, Philipp II. und Rom ihn geſtürzt hatten.

Es iſt ein großes Problem für die Finanz- und Staatswiſſenſchaft, ob Heinrich IV. beſſer daran that, 20 Millionen in der Baſtille aufzuhäufen und zu begraben, als wenn er ſie hätte im Reiche zirkuliren laſſen. Man ſagte mir, wenn ein-

mal etwas in die Baſtille geſperrt werden ſollte, ſei es immer noch beſſer, dort Geld, als Menſchen unter Schloß und Riegel zu halten. Heinrich IV. erinnerte ſich, daß er keine Hemden und nicht ſatt zu eſſen gehabt hatte, als er ſich noch mit den Prieſtern Guniceſtre und Aubry um ſein Reich zanken mußte. Ueberdies ſollten jene 20 Millionen ſammt ſeiner Einnahme von einem Jahre dazu dienen, ihn zum Schiedsrichter Europas zu machen, als ein Schulmeiſter und ehemaliger Bernhardiner, der eben bei einem Jeſuiten gebeichtet hatte, ihn mit Meſſerſtichen in ſeiner Kutſche mitten unter ſechs Freunden durchbohrte, „damit er nicht," wie er ſagte, „Gott, das heißt den Papſt bekriege."

Seine 20 Millionen waren bald verſchleudert, von ſeinen großen Plänen war nicht mehr die Rede und alles gerieth in die alte Verwirrung.

Seine Wittwe Maria von Medicis verwaltete das Vermögen ihres Sohnes und Mündels Ludwigs XIII. ſehr ſchlecht. Dieſer Mündel, den man den Gerechten nannte, ließ vor ſeinen Augen ſeinen erſten Miniſter ermorden und ſeine Mutter in's Gefängniß ſetzen, beides einem jungen Edelmann aus Avignon zu Gefallen, der noch ſchlechter regierte. Das Volk befand ſich nicht beſſer dabei. Zwar hatte es den Troſt, das Herz des Marſchall d'Ancre zu verzehren; doch bald ging ihm das Brod aus.

Das Miniſterium des Kardinals Richelieu zeichnete ſich faſt nur durch Parteiwirren und Blutgerüſte aus. Alles wohl erwogen kenne ich ſeit dem Einfalle Klodwigs bis zum Ende des letzten Frondekrieges mit Ausnahme der 10 letzten Jahre Heinrichs IV., kein unglücklicheres Volk als das zwiſchen den Pyrenäen und den flandriſchen Dünen, zwiſchen dem Ozean und dem Rhein.

Endlich trat Ludwig XIV. selbst die Regierung an und Frankreich feierte seine Wiedergeburt.

Sein großer Minister Colbert opferte keineswegs den Landbau dem Luxus auf, wie man so oft behauptet hat, sondern er machte es sich zur Aufgabe, die Feldarbeit durch den Kunstfleiß und diesen wieder durch den Ackerbau zu heben. Von 1662 bis 1672 verwandte er jährlich eine Million Livres nach damaliger Rechnung auf die Unterstützung des Handels. Er ließ jedem Edelmann, der sein Land bestellte, einen Gnadengehalt von 2000 Franks zahlen, wenn er 12 Kinder hatte, und mochten sie auch todt sein, und 1000 Frks. Jedem, der 10 Kinder hatte. Diese letztere Gunst wurde auch den kopfsteuerpflichtigen Familienvätern bewilligt.

Wie falsch die Behauptung ist, daß dieser große Mann die Sorge für den Landbau hintenangesetzt habe, erhellt daraus, daß er dem englischen Minister, der wußte, wie sehr Frankreich in den trostlosen Zeiten der Fronde an Vieh verarmt war, und der ihm daher im Jahre 1667 irländisches Vieh zum Verkauf anbot, antwortete, er selbst wolle Irland und England zu billigerm Preise damit versehen.

In eben diesen schönen Jahren inzwischen wollte ein gewisser Bois-Guillebert aus der Normandie, der sein Geld im Spiel verloren hatte, Colberts Verwaltung in Mißkredit bringen, als ob Schmähschriften seine Verluste hätten ausgleichen können. Eben dieser Mann fabrizirte später die Schrift „über den königlichen Zehnten" unter dem Namen des Marschalls Vauban und hundert Sudler lassen sich noch täglich dadurch täuschen. Doch Schmähschriften werden vergessen und Colbert's Ruhm bleibt unerschüttert.

Vor ihm kannte man kein System der Wirthschaftsverbesserung und des Handels. Er schuf Alles, doch muß man

gestehen, daß er in den Werken seiner Schöpfung durch die zerstörenden Kriege gehemmt wurde, wozu Ludwig den XIV. seine verderbliche Ruhmsucht verleitete. Colbert hatte im Staatsrath ein Edikt durchgesetzt, wodurch es bei Todesstrafe verboten wurde, neue Steuern vorzuschlagen und ihren Betrag vorzuschießen, um sich dann mit Wucher dafür am Volke zu erholen. Kaum aber war dies Edikt entworfen, so fiel es dem König ein, die Holländer „züchtigen" zu wollen, und dieser eitle Ruhm, sie zu züchtigen, nöthigte den Minister, im Verlauf eines unnützen Kriegs, eben jenen Pächtern, die er auf ewig hatte verbannen wollen, 400 Millionen abzuborgen. Es genügt nicht, daß ein Minister sparsam ist, der König muß es auch sein.

Sie wissen besser als ich, mein Herr, unter welchen Lasten das Land nach dem Tode dieses Ministers seufzte. Man möchte sagen, daß Ludwig XIV. sein eigenes Volk bekriegte. Er war genöthigt, die Nazion zu unterdrücken, um sie zu vertheidigen. Es ist keine schmerzlichere Lage denkbar. Wir sahen, wie das nämliche Mißgeschick, und zwar mit weit größerer Schmach, während des Kriegs von 1756 sich erneuerte. Man denke an diese fast ununterbrochene Kette von Elend während so vieler Jahrhunderte, und man wird die Heiterkeit, deren die Nazion sich rühmt, allerdings seltsam finden können.

Ich eile, diesen finstern Abgrund zu verlassen, um mich an den Strahlen eines mildern Tages zu erquicken, auf den man uns Hoffnung macht. Ich bitte Sie um Aufklärung über zwei wichtige Punkte: erstens über den erstaunlichen Verlust von 974 Millionen, den drei zu starke und schlecht vertheilte Auflagen nach Ihrer Behauptung jedes Jahr dem König und der Nazion verursachen (siehe Th. IV. der Ephemeriden von 1775); sodann wünschte ich Auskunft über die Getreideverhältnisse.

Ist es begründet, wie Sie zu beweisen scheinen, daß der Staat alle Jahre 974 Millionen Livres allein durch die Auflagen auf Salz, Wein und Tabak verliert, was wird denn aus dieser ungeheuren Summe?

Sie meinen sicher nicht, daß 974 Millionen in baarem Gelde von dem Meere verschlungen, oder nach England ausgeführt oder geradezu vernichtet würden? Sie meinen Erzeugnisse, das heißt wirkliche Güter, deren Werth auf jene unermeßliche Summe geschätzt wird, und die wir aus unserm Grund und Boden gewinnen würden, wenn nicht jene drei Auflagen seiner Fruchtbarkeit Eintrag thäten. Sie meinen namentlich einen großen Theil dieser Summe, der sich in die Taschen der Staatspächter, in die ihrer Offizianten, in die der Unteragenten dieser letztern, und endlich in die der Schergen jener Unterbedienten verliert. Sie suchen demnach ein Mittel, um den Ertrag der zur Bezahlung der Schulden des Königs nothwendigen Auflagen unmittelbar in seinen Schatz zu leiten, ohne daß dieser Ertrag durch alle Zieheisen eines Heeres von Subalternbeamten zu passiren braucht, die ihn, so oft er durch ihre Hände geht, zu verdünnen wissen, und nur einen kleinen Rest davon in die königliche Schatulle gelangen lassen.

Dies ist meines Erachtens der wahre Stein der Weisen für die Finanzleute, mit dem Unterschiede nur, daß dieser neue Stein leicht zu finden und der der Alchymisten ein Hirngespinnst ist.

Es scheint mir, daß Ihr Geheimniß besonders darauf hinausläuft, die Auflagen zu vermindern, um die Einnahmen zu vermehren. Sie bekräftigen diese Wahrheit, die man für ein Paradoxon halten könnte, indem sie sich auf das Beispiel eines Mannes berufen, der vielleicht mit einem tiefern Wissen

als Sully einen umfassendern Blick als Colbert vereinte und dabei einen philosophischern Geist besaß als beide.

Während des Jahres 1774 waren die frischen Seefische mit einer bedeutenden Steuer belegt und es wurden davon in der Fastenzeit nur 153 Fuder verkauft. Der eben erwähnte Minister verminderte die Auflage um die Hälfte und dies Jahr 1775 wurden 596 Fuder versteuert. Folglich hat der König an diesem unbedeutenden Artikel über das Doppelte gewonnen; folglich besteht das wahre Mittel, den König und den Staat zu bereichern, in der Verminderung aller Auflagen auf Consumzionsartikel und das wahre Mittel, Alles zu verlieren, in ihrer Erhöhung.

Ich bewundere mit Ihnen den Mann, der diese große Wahrheit durch die That bewiesen hat. Es bleibt nur noch zu untersuchen übrig, welches Verfahren bei mehr in's Große gehenden und verwickeltern Artikeln das ersprießlichste sein möchte. Maschinen, mit denen im Kleinen Alles trefflich von Statten geht, wollen oft im Großen nicht so gut in Gang kommen; die Reibungen sind hier hinderlich. Und welche entsetzliche Reibungen verursachen nicht Eigennutz, Neid und Verleumdung.

Ich komme jetzt auf das Getreide. Ich bin selbst Landwirth und daher berechtigt, hierüber ein Wort mitzusprechen. Ich habe ungefähr 80 Personen zu ernähren. Mein Speicher ist drei Stunden von der nächsten Stadt entfernt, ich muß bisweilen selbst Weizen kaufen, weil mein Land nicht so fruchtbar ist, wie das Erdreich Aegyptens und Siziliens.

Da kommt neulich ein Gerichtsschreiber und spricht also: „Geht hin und kauft drei Stunden weit von eurer Wohnung schlechtes Korn um schweres Geld. Laßt euch von den Offizianten einen Passirschein geben und wenn ihr ihn unter-

wegs verliert, so ist der erste Häscher, der euch in den Weg kommt, befugt, auf eure Nahrung, eure Pferde, eure Frau, eure Person oder eure Kinder Beschlag zu legen. Auf den Fall, daß ihr Schwierigkeiten machen wollt, müßt ihr wissen, daß 20 Stunden von hier eine Räuberhöhle ist, die man das Landgericht nennt: dorthin wird man euch schleppen; ihr werdet verurtheilt werden, zu Fuß nach Toulon zu marschiren, und könnt dann mit Muße das mittelländische Meer pflügen."

Ich hielt zuerst diese Rede für einen frostigen Spaß. Allein es war die reine Wahrheit. „Wie!" sagte ich, „ich sollte Ansiedler um mich versammelt haben, um mit mir das Land zu bauen, und jetzt das Korn nicht frei kaufen dürfen, um sie und meine Familie zu ernähren! Und ich sollte es meinem Nachbar nicht verkaufen dürfen, wenn ich Ueberfluß daran habe!" — „Behüte der Himmel, ihr und euer Nachbar müßt eure Pferde das Korn 6 Stunden weit schleppen lassen und sollten sie darüber zu Grunde gehen." — „Ei ich bitte euch, sagt mir doch, ich habe auch Kartoffeln und Kastanien, woraus man für Leute, die einen guten Magen haben, auch treffliches Brod bereitet; darf ich denn auch die meinem Nachbar nicht verkaufen, ohne aus jener Räuberhöhle, wovon ihr mir sagtet, auf die Galeere geschickt zu werden?" — „Das dürft ihr." — „Warum denn aber, mit eurem Wohlnehmen, der ungeheure Unterschied zwischen meinen Kastanien und meinem Korn?" — „Das weiß ich nicht. Vielleicht weil die Kornwürmer Korn fressen, aber keine Kastanien mögen." — „Das ist ein sehr schlechter Grund." — „Nun, wenn ihr einen bessern wollt, weil das Korn dringend nothwendig ist und man die Kastanien allenfalls entbehren kann." — „Der Grund ist noch schlechter. Je unentbehrlicher eine

Waare ist, um so mehr sollte man den Handel damit erleichtern. Wäre Feuer und Wasser feil, so müßte ihre Ein- und Ausfuhr von einem Ende Frankreichs bis zum andern völlig frei sein."

„Ei, ich habe euch das Ding zu wissen gethan, wie es ist," sprach endlich der Gerichtsschreiber. „Geht jetzt meinetwegen hin und beklagt euch beim General-Finanzdirektor. Der ist Priester und Rechtsgelehrter obendrein [1]); er kennt die göttlichen und die menschlichen Gesetze und wird euch doppelt genügende Auskunft geben."

Ich erlangte nicht die gewünschte Auskunft. Wohl aber erfuhr ich, daß ein Staatsminister, der weder Jurist noch Priester war [2]), ein Edikt erlassen hatte, wonach es trotz der geheiligtsten Vorurtheile jedem Bewohner von Perigord erlaubt wurde, in Auvergne Korn zu kaufen, und jedem Bürger von Champagne, Brod zu essen, das von picardischem Weizen gebacken war.

Ich sah in meinem Bezirk, wie ein Dutzend Landleute, meine Brüder, dies Edikt unter einer jener Linden lasen, die man bei uns zu Lande Rosny-Linden nennt, weil Rosny, Herzog von Sully, sie gepflanzt hat.

„Ei!" sprach ein verständiger Alter; „seit 60 Jahren lese ich jetzt Edikte; fast alle beraubten uns in unverständlicher Schreibart unsrer natürlichen Freiheit; und hier ist eins, das gibt uns unsre Freiheit wieder, und ich versteh' es ohne Kopfzerbrechen. Das ist das erste Mal in unserm Lande, daß ein König sich seinem Volke gegenüber auf vernünftige Gründe einläßt. Die Menschenliebe führte die Feder und der König

---

[1]) Der Abbé Terray.
[2]) Turgot.

hat unterzeichnet. Das macht einem neue Luft zum Leben; vorher war mir wenig daran gelegen. Hoch lebe dieſer König und ſein Miniſter!"

Dieſer Auftritt, dieſe Worte, dieſe Freude, die in der ganzen Gegend verbreitet war, erregten in mir den lebhaften Wunſch, einen ſolchen König und einen ſolchen Miniſter von Angeſicht zu ſehen. Die nämliche Luſt erwachte auch in dem guten Alten, der unter dem Rosny-Baum das Edikt vom 13. September geleſen hatte.

Wir machten uns alſo zuſammen auf den Weg, wurden aber ſchon in der nächſten kleinen Stadt von einem Fiskal-Prokurator aufgehalten. Er ließ es ſich angelegen ſein, uns zu beweiſen, daß nichts gefährlicher ſei, als die Freiheit, ſich zu ernähren, wie man will; daß das Naturgeſetz den Menſchen gebietet, ihr Brodkorn zwanzig Stunden weit herzuholen, und daß, wenn jede Familie ſo unglücklich wäre, ruhig im Schatten ihres Feigenbaums ihr Brod zu eſſen, jedermann unfehlbar zum Monopoliſten werden würde. Die heftigen Worte dieſes Staatsmanns erſchütterten die Begriffsorgane meiner Genoſſen. Doch der ehrliche Mann, der ſo große Luſt hatte, den König zu ſehen, blieb feſt.

„Ich fürchte freilich die Monopoliſten nicht minder, als die Prokuratoren," ſprach er; „mehr als Alles aber fürcht' ich den entſetzlichen Zwang, worunter wir ſeufzen, und von zwei Uebeln muß man das kleinſte wählen. Ich wohnte zwar nie dem Staatsrath des Königs bei, doch denk' ich mir, als man die Vortheile und Gefahren der Freiheit, ſein Brod nach Belieben zu kaufen, vor ihm abwog, mag er gelächelt und etwa folgendermaßen geſprochen haben: „Der liebe Gott hat „mich zum König von Frankreich gemacht und nicht zum Reichs-„bäckeramtsmeiſter; ich will der Beſchützer meines Volks ſein,

„und nicht sein regelrechter Unterdrücker. Ich bin der Mei-
„nung, wenn Pharao gesunden Menschenverstand gehabt hätte,
„als die sieben magern Kühe die sieben fetten verschlungen
„hatten, und Hungersnoth in Aegypten herrschte, so würde
„er seinem Volke erlaubt haben, hinzugehen und in Babylon
„und Damaskus Korn zu kaufen. Hätte er ein Herz gehabt,
„so würde er seine Speicher umsonst geöffnet haben, mit dem
„Vorbehalt allenfalls, sich nach sieben Jahren, wenn die
„Hungersnoth vorbei wäre, entschädigen zu lassen. Aber seine
„Unterthanen zwingen, ihm ihr Land, ihr Vieh, ihre Töpfe,
„ihre Freiheit und sich selbst mit Haut und Haar zu verkau-
„fen, das scheint mir denn doch eine so thörichte, so unthun-
„liche und so tyrannische Maßregel, als irgend denkbar. Hätt'
„ich einen General-Finanzdirektor, der mir einen solchen Han-
„del vorschlüge, ich glaube, Gott verzeih' mir, ich würde ihm
„bedeuten, sich sammt seinen fetten Kühen nach seinem Land-
„hause zu packen. Ich will versuchen, mein Volk frei und
„glücklich zu machen, um zu sehen, wie das thut."

Dies Gleichniß aus dem Stegreif machte auf alle Zu-
hörer einen tiefen Eindruck. Der Fiskal-Prokurator machte
sich fort, um anderswo seine Weisheit anzubringen; und wir,
der ehrliche Alte und ich, setzten auf einem Karren, dem man
die Ehre erzeigte, ihn eine Kutsche zu nennen, voller Ungeduld,
den König zu sehen, unsere Reise fort.

Als wir in die Nähe von Pontoise kamen, sahen wir
zu unserm größten Erstaunen zehn- bis fünfzehntausend Bau-
ern wild durcheinander laufen, wobei sie wie besessen brüllten:
„Korn und Märkte! Korn und Märkte!" Wir bemerkten,
daß sie bei jeder Mühle Halt machten, sie im Umsehen nie-
derrissen und Korn, Mehl und Kleien in den Fluß warfen.
Einen kleinen Priester aber hörte ich mit einer Stentorstimme

ihnen zuschreien: „Recht so, meine Freunde, laßt uns Alles ausplündern, Gott will es; laßt uns alles Mehl zerstören, damit wir Brod bekommen!“

Ich trat auf den Mann zu und sprach: „Ihr scheint erhitzt, mein Herr; wolltet ihr mir wohl die Ehre erzeigen, auf meinem Karren eine Erfrischung zu euch zu nehmen? Ich habe guten Wein.“ Er ließ sich nicht lange nöthigen. „Meine Freunde,“ sprach er, „ich bin der Pfarrgehülfe in dieser Gemeine. Einige meiner Amtsbrüder und ich führen dies geliebte Volk an. Wir haben behuf dieses gottgefälligen Werks hinreichende Gelder empfangen[1]). Alles Getreide, das uns in die Hände fällt, werfen wir ins Wasser, um eine Hungersnoth zu verhüten, und in Paris werden wir sämmtliche Bäcker erwürgen, um die Grundgesetze des Königreichs aufrecht zu halten. Wollt ihr dabei sein?“

Wir dankten ihm von Herzen und schlugen mit unserm Karren einen andern Weg ein, um den König zu sehen.

Als wir durch Paris kamen, waren wir Augenzeugen aller Gräuel, die jene Horde der Kämpen und Rächer der Grundgesetze verübte. Sie waren sämmtlich betrunken und schrien dabei, daß sie Hungers stürben. In Versailles sahen wir den König und die königliche Familie vorüber kommen,

---

[1]) Es ist gegründet, daß bei den Meutereien von 1775 die Aufrührer mehr Geld hatten, als Leute ihres Standes in der Regel zu haben pflegen; daß sie ferner mehr darüber aus waren, die Nahrungsmittel zu zerstören und zu stehlen, als sich ein Stück Brod zu verschaffen; daß man endlich Briefe, untergeschobene Briefe ꝛc. anwandte, um sie aufzuhetzen. Die Priester hatten übrigens wenig oder nichts mit der Sache zu schaffen; ja, einige von ihnen leisteten im Gegentheil sehr ersprießliche Dienste, und die Religion kam hier durchaus nicht ins Spiel. C.

was allerdings eine große Freude ist; doch hafften wir vergebens auf den Trost, den Verfasser unsres lieben Ediktes vom 13. September zu sehen. Sein Thürsteher ließ mich nicht zu ihm. Es war, glaub' ich, ein Schweizer. Ich hätte den Kerl bei den Ohren gekriegt, wäre er mir nicht allzu handfest vorgekommen. Ein stattlicher Mann mit Papieren unter dem Arm kam darüber zu und sprach: „Geht nur wieder heim und laßt den Muth nicht sinken: euer Mann kann euch nicht sprechen; er hat die Gicht und läßt nicht einmal seinen Arzt vor sich, aber er arbeitet dennoch für euch."

Ich kehrte demnach mit meinem Gefährten in unser Dorf zurück, um ungesäumt wieder an die Bestellung unsres Ackers zu gehen, was nach unsrer Meinung, das einzige Mittel ist, die Hungersnoth zu verhüten.

Auf der Rückreise trafen wir hier wieder mit einigen jener gedankenloser Maschinen zusammen, die man verleitet hatte, Pontoise, Chantilly, Corbeil, Versailles und sogar Paris zu plündern. Ich wandte mich an Einen unter dem Trupp, dem die Sache leid zu sein schien. Ich fragte ihn, welcher böse Geist ihn und die Andern zu so entsetzlichen Tollheiten verleitet habe? „Ach Herr," sprach er, „ich kann nur über mein Dorf Red' und Antwort geben. Wir hatten kein Brod, die Kapuziner waren gekommen, um uns die Hälfte unsres Lebensunterhalts abzufordern, und den andern hatten die Barfüßer die andre Hälfte hingenommen." — „Ei, meine Freunde," sprach ich, „zwingt die Herren, mit euch das Land zu bauen, und es wird von keiner Hungersnoth in Frankreich mehr die Rede sein."

Anhang.

Das Weltkind.
(1736.)

Vorbemerkung von Condorcet.
(1789.)

Durch die beiden vorliegenden Gedichte zog sich Voltaire manche Vorwürfe zu, nicht nur von Seiten der Frommen, sondern auch von strengen, ehrenwerthen Philosophen. Die erstern verdienten keine andre Beachtung, als die ihnen in der Vertheidigung des Weltkindes zu Theil wurde. Jede Strafpredigt gegen den Luxus ist nur eine lächerliche Anmaßung in einem Lande, wo die Oberhäupter der Kirche ihr Haus einen Palast nennen, und im Schoße des Ueberflusses ein weichliches und üppiges Leben führen.

Die Vorwürfe der Philosophen verdienen eine ernstere Berücksichtigung. Jede große Gesellschaft beruht auf dem Eigenthumsrecht, und kann nur gedeihen, insofern die Individuen, woraus sie besteht, ihren Vortheil darin finden, die

Erzeugniſſe des Bodens, ſo wie die der Künſte zu vervielfältigen, das heißt, inſofern ſie auf den freien Beſitz und Genuß deſſen, was ſie durch ihre Induſtrie erwerben, zählen können. Im entgegengeſetzten Fall laufen die Menſchen, indem ſie auf die dringendſte Nothdurft beſchränkt ſind, Gefahr, auch am Nothwendigſten Mangel zu leiden. Ueberdies iſt der Trieb der menſchlichen Gattung ihrer Natur nach auf Vervielfältigung gerichtet; ein Mann und eine Frau, die ſich und ihre Familie ernähren können, ziehen gewöhnlich mehr Kinder groß, als die beiden, die nöthig ſind, um ſie zu erſetzen. Eine Bevölkerung, die ſich nicht vermehrt, befindet ſich demnach in einem leidenden Zuſtande; und es iſt eine bekannte Sache, daß überall, wo der Landbau nicht erweitert wird, auch die Bevölkerung ſich nicht vermehren kann.

Soll alſo die Geſellſchaft gedeihen, ſo iſt es nothwendig, daß die Menſchen mehr als das dringend Nöthige als Eigenthum an ſich bringen können, und daß ihr Eigenthumsrecht daran geehrt wird. Die ungleiche Vertheilung der Glücksgüter und der daraus entſpringende Luxus iſt demnach für die Geſellſchaft von Nutzen.

Andrerſeits ſehen wir, daß letztere ſich um ſo beſſer befindet, je geringer jene Ungleichheit iſt. Die Geſetze müſſen es alſo zwar einem Jeden frei ſtellen, Reichthümer zu erwerben und nach eignem Gutdünken zu genießen, zugleich aber dahin ſtreben, der Ungleichheit Schranken zu ſetzen. Wenn ſie nun die gleiche Vertheilung der Erbſchaften feſtſetzen; wenn ſie die Teſtirfreiheit nicht zu weit ausdehnen; wenn ſie die natürliche Freiheit des Handels und der Gewerbe nicht beſchränken; wenn durch eine einfache Steuerverwaltung die Anhäufung großer Kapitalien in den Händen der Finanzbeamten unmöglich wird; wenn endlich kein hohes Amt erblich

oder allzu einträglich ist: dann kann auch keine allzugroße Ungleichheit des Vermögens sich einschleichen. Es ergibt sich also, daß das Interesse der öffentlichen Wohlfahrt hier mit der Vernunft, der Natur und der Gerechtigkeit Hand in Hand geht.

Nimmt man an, daß eine große Ungleichheit des Vermögens einmal besteht, so ist der Luxus kein Uebel; er vermindert vielmehr in der That die übeln Wirkungen dieser Ungleichheit zum großen Theil, indem durch ihn die Armen auf Kosten der Launen des Reichen leben. Es ist besser, daß Jemand, der 100,000 Thaler Renten hat, Vergolder, Stickerinnen oder Maler ernährt, als wenn er seinen Ueberfluß, wie die alten Römer, dazu anwendete, dienstwillige Kreaturen zu erkaufen, oder als wenn er, wie unsre großen Herren im Mittelalter, einen Schwarm unnützen Bedientenvolks und Mönche oder Wild damit mästete.

Die Sittenverderbniß entspringt aus der Ungleichheit des Standes oder des Vermögens, und nicht aus dem Luxus. Sie rührt nur daher, daß ein Mensch einen andern erkaufen oder unterwerfen kann.

Es läßt sich nicht leugnen, daß der unschuldigste Luxus, ein solcher, der in dem Genuß der Lebensfreuden besteht, die Gemüther verweichlicht und sie, indem ihnen ein großes Vermögen dadurch unentbehrlich wird, der Bestechung zugänglich macht. Allein er macht sie zu gleicher Zeit sanft und milde. In einem Lande, wo die verfeinerten Lebensgenüsse unbekannt sind, erzeugt eine große Ungleichheit des Vermögens Meutereien, Verwirrungen und alle jene Verbrechen, auf die wir in dem Zeitalter der Barbarei so häufig stoßen.

Es gibt also nur ein sichres Mittel, dem Luxus mit Erfolg entgegen zu arbeiten: indem man nämlich der Un-

gleichheit des Vermögens durch weise Geſetze abhilft, die den daraus erwachſenden Schaden möglichſt zu verhüten ſtreben. Auf dieſe Weiſe wird der Luxus abnehmen, ohne daß die Induſtrie dabei etwas verliert; die Sitten werden geläutert, und die Gemüther können kräftiger werden, ohne der Rohheit anheim zu fallen.

Die Philoſophen, die in dem Luxus die Quelle aller Uebel der Menſchheit ſahen, verwechſelten die Wirkung mit der Urſache; und die, welche ihn als die Quelle des wahren Reichthums eines Staats vertheidigten, verwechſelten wiederum ein Heilmittel, das nur den verheerenden Wirkungen einer verderblichen Krankheit einigermaßen abhilft, mit der bei vollkommner Geſundheit heilſamen Diät.

Dies iſt der ganze Irrthum, den man Voltaire vorwerfen kann; ein Irrthum, den er mit den politiſch aufgeklärteſten Männern in Frankreich zur Zeit des Entſtehens dieſer Satire theilte.

Gegen den Inhalt des erſten Gedichts, wo er ſich darauf beſchränkt, zu behaupten, daß es um die Bequemlichkeiten des Lebens doch eine herrliche Sache ſei, iſt nichts einzuwenden, vorausbedungen, daß man darauf rechnen kann, ſie zu behalten, und daß man ſie nicht auf Koſten andrer Leute genießt.

Eben ſo richtig iſt es, daß die Mäßigkeit, die man für eine Tugend hielt, oft nur aus Mangel an Induſtrie oder aus Gleichgültigkeit gegen die Süßigkeiten des Lebens herrührte, zwei Eigenſchaften, worin es die Räuber in den Steppen der Tartarei mit jedem Stoiker aufnehmen können.

Die Rathſchläge, die Mentor dem Idomeneus ertheilt, gehen zwar aus einer ſehr tugendhaften Geſinnung hervor, wären aber kaum irgendwo, und am wenigſten in einer gro-

ßen Gesellschaft ausführbar; und man muß gestehen, daß jene Eintheilung der Staatsbürger in verschiedene Klassen, die sich durch die Kleider von einander unterscheiden, weder von einer sehr tiefen, noch von einer sehr gediegenen Staatskunst zeugt.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Fortschritte der Industrie, wenn nicht das Glück, doch wenigstens den Wohlstand der Menschen gefördert haben; und die Meinung, daß das Zeitalter, in welchem Voltaire lebte, besser gewesen, als jene Jahrhunderte, die so hoch gepriesen, und deren Verlust so oft beklagt wurde, ist nicht blos die unsers gefeierten Philosophen, sondern noch vieler andern hocherleuchteten Männer.

Berücksichtigt man demnach jene Art der Uebertreibung, welche die Poesie gestattet, zumal in einem scherzhaften Werke, so verdienen die vorliegenden Dichtungen keinen ernsten Vorwurf, und am allerwenigsten den der Härte und Persönlichkeit, den J. J. Rousseau ihnen machte. Denn eben weil Handel, Industrie und Luxus die Nazionen und die Stände der Gesellschaft unter einander verbinden, weil sie die Sitten mildern, und die Gemüther für den Frieden gewinnen, hat Voltaire ihre Vorzüge bisweilen übertrieben.

Eben so freimüthig wollen wir übrigens gestehen, daß das Leben eines „honetten Mannes," wie Voltaire es in dem Weltbunde schildert, nur einem Sybariten zusagen kann, und daß jeder, der ein solches Leben führt, selbst ohne irgend ein besondres Laster, nur ein eben so verächtlicher als gelangweilter Mensch sein kann. Man sieht aber leicht, daß das Ganze ein reiner Scherz ist. Ein Mann, der 70 Jahre hindurch vielleicht nicht einen einzigen Tag verstreichen ließ, ohne im Interesse der Menschheit zu schreiben oder zu handeln, sollte ein in eiteln Vergnügungen verzehrtes Leben billigen

können? Er hat weiter nichts ſagen wollen, als daß ein unnützes, in Ueppigkeit verſchwelgtes Daſein doch noch nicht ſo verbrecheriſch und verächtlich iſt, als ein finſtres Leben voller Ränke, und befleckt von der Argliſt der Heuchelei oder den ſchmutzigen Kniffen des Geizes und der Habgier.

Beſeufze wer da will die alte Zeit,
Das goldne Alter und Aſträa's Herrſchaft,
Saturn's und Rhea's hochgeprieſ'ne Tage
Und Vater Adam's längſt verlornen Garten;
Ich danke der Natur,. der weiſen Mutter,
Daß ſie wohlthätig mich in dieſer Zeit
Geboren werden ließ, ſo arg ſie auch
Von unſeren kopfhängenden Zeloten
Verſchrieen wird; für meine Neigung iſt
Dies weltliche Jahrhundert ganz geſchaffen.
Der Luxus, ja ein wenig Ueppigkeit
Sogar iſt mir willkommen, jede Freude,
Die Künſte aller Art, die Zierlichkeit
Mit Sauberkeit gepaart und vom Geſchmack
Erfunden und geordnet, alles dies,
Bekenn' ich offen, iſt mir eben recht,
Und iſt es jedem Ehrenmann wie mir.
Mit innigem Behagen ſieht mein Herz,
Das auf die Reinheit eines Heil'gen nicht
Den mind'ſten Anſpruch macht, wie rings umher
Der Ueberfluß, der Vater aller Künſte
Und der geſegneten Betriebſamkeit,
Aus ſeiner nie erſchöpften Quelle uns

Bedürfniſſe, die wir nicht kannten, und
In ihrer Stillung neue Freuden ſchafft.
Das Gold der Erde und des Meeres Schätze,
Die Weſen, die in beiden wimmeln, wie
Das bunte Volk der Lüfte, Alles dient
Der Ueppigkeit, den Freuden dieſer Welt.
Ich lob' es mir, dies eiſerne Jahrhundert!
Der Ueberfluß, ein gar nothwendig Ding,
Verſchmolz in eins der Erde Hemiſphären.
Sieh die behenden Schiffe, wie ſie mit
Geblähten Segeln von Bordeaux, von London,
Vom Terel aus den Ozean durchſchneiden,
Um neue Güter an des Ganges Quellen
In klugem Tauſche für uns einzuhandeln;
Derweil in Frankreichs Weinen die Sultane,
Uneingedenk der Satzung des Propheten,
Im fernen Morgenlande ſich berauſchen.
So lange die Natur dem Kindesalter
Noch nicht entwachſen war, ſo lange lebten
In kindlicher Beſchränktheit unſre guten
Altvordern, die vom Mein und Dein nichts wußten.
Wie hätten ſie es unterſcheiden können?
Sie hatten nichts, ſie gingen nackt, und Jeder
Sieht ein, daß wo nichts iſt, auch keine Theilung
In Frage kommt. Sie waren mäßig. Ja!
Das leuchtet ein; in jener goldnen Zeit
War an das Kochbuch von Martialo[1])
Noch kein Gedanke, und kein Firnewein
Mit ſchäumend duft'ger Würze kitzelte

[1]) Verfaſſer des Cuisinier français.

Der guten Eva Gaum; nicht Gold noch Seide
Sah man bei ihnen ſchimmern. Aber wollt
Ihr unſre Alten darum daß bewundern?
Kunſtfleiß und Wohlſtand waren ihnen fremd;
Und iſt das Tugend? Iſt es mehr als reine
Unwiſſenheit? Sagt, wäre Einer, dem
Ein gutes Bette damals zu Gebot
Geſtanden, wohl blödſinnig g'nug geweſen,
Sich auf der harten Erde hinzukauern?
Sag, lieber Vielfraß, ehrlicher Papa,
Mein alter Adam, ſag, was machteſt du,
Was gabſt du an in deinem Garten Eden?
Arbeiteteſt du etwa für das dumme
Geſchlecht der Menſchen? triebſt verliebte Kurzweil
Mit unſrer Mutter, der Frau Eva? Ei,
Geſteh es nur, ihr hattet alle beide
Wohl ziemlich lange, ſchwarze, ſchmutz'ge Nägel,
Und euer Haar war ſchlecht genug gekämmt,
Der braunen, rauhen Haut nicht zu gedenken.
Vom Reiz der Sauberkeit entblößt, iſt auch
Beglückte Liebe nicht mehr Liebe, nein,
Ein häßliches Bedürfniß nur. Sie werden
Gar bald der ſüßen Schäferſtunde müde,
Und halten unter einer Eiche drauf
Ein leckres Mahl von Waſſer, Hirſ' und Eicheln.
Zu guter Letzt dann ſtrecken ſie zum Schlaf
Und zur Verdauung auf die harte Erde
Sich nieder. Das iſt der geprieſene
Stand der Natur in ſeiner ganzen Reinheit.
Wollt ihr dagegen, Freunde, jetzt ein wenig
Das Leben unſrer in den Höllenpfuhl

Verdammten Zeit euch anſehn? wollt betrachten,
Wie mancher Ehrenmann in London, in
Paris, ja ſelbſt in Rom den Tag vollbringt?
So tretet näher, kommt in ſein Gemach!
Der Inbegriff der ſchönen Künſte alle,
Der Kinder des Geſchmacks, ſtellt ſich euch dar.
Symmetriſch ordnete und ſchmückte Alles,
Was ihn umgibt, die glänzende Geſchäftigkeit
Von tauſend Händen. Dort in goldnen Rahmen
Seht ihr Gemälde prangen, die der milde
Corregio mit heiterm Pinſel, die
Nach ſtolzem Plan der Meiſter Pouſſin ſchuf;
Seht jene Huldgeſtalt von Bouchardon [1]),
Seht dieſes Silber, wie es glänzend aus
Den Händen Germain's [2]) kam. Der feine Stich,
Die reiche Färbung dieſer Gobelins
Wetteifern ſiegreich mit der Malerei;
Und Alles ſchimmert zwanzigfach verdoppelt
Aus ſtrahlend hellen Spiegeln euch entgegen.
Von dieſes Saales Fenſtern überblick' ich
Des Gartens Flor, die ſchatt'gen Myrthenlauben,
Den Springquell, wie er in kriſtallnem Strahl
Emporſteigt und ſanft plätſchernd niederfällt.
Doch horch! der Herr vom Hauſe fährt jetzt aus:
Ein Wagen, ſo bequem, als mit Geſchmack
Verziert, in windesſchnellem Laufe von
Zwei ſtolzen Roſſen fortgetragen, ſtellt ſich,

---

[1]) Ein berühmter Bildhauer aus Chaumont in Champagne.
[2]) Ein trefflicher Goldſchmied, deſſen Muſter und Arbeiten als die geſchmackvollſten ihrer Zeit geſchätzt wurden.

Ein rollender Palaſt den Augen dar,
Durchſichtig halb, und halb von Golde ſchimmernd.
Nachläſſig hingeſtreckt läßt ſich der Herr
Darin herum kutſchiren; die elaſtiſche
Geſchmeidigkeit der Federn trägt ihn ſanft,
Wie in dem weichſten Lehnſtuhl, über's Pflaſter.
Er eilt ins Bad; die feinſten Spezereien
Und Salben werden nicht geſpart, die Friſche
Und Glätte ſeiner zarten Haut zu heben.
Die Freude winkt; er fliegt zum Stelldichein,
Zu den gefeiertſten Pariſer Schönen,
Wo Lieb' und Gunſt in Fülle ſeiner harren.
Zeit iſt es jetzt, in jenes Zauberſchloß
Sich zu begeben, wo der Poeſie,
Des Tanzes und der Tonkunſt magiſche
Gewalt, wo jene Kunſt, das Auge durch
Die Farben zu betrügen, und die noch
Preiswerthere, die Herzen zu verführen,
Aus hundert Freuden eine einz'ge ſchaffen.
Er geht hinein, um eine neue Oper
Mit auszuziſchen, oder zum Entzücken
Von Rameau's Harmonien hingeriſſen
Zu werden. Jetzt zu Tiſch! Wie läuft das Waſſer
Im Munde mir zuſammen ſchon beim Anblick
Der vielen Leckerei'n! Wie munden mir
So trefflich all die köſtlichen Ragout's!
Welch' göttlich Weſen iſt ein tücht'ger Koch!
Von ſchönen Händen wird der feurige
Champagner mir kredenzt. Entfeſſelt ſchleudert
Der eingezwängt geweſ'ne Schaum mit Blitzes
Gewalt den Stöpſel krachend bis zur Decke,

Und fröhliches Gelächter folgt dem Knall.
Ein glänzend Bild der feurigen Franzoſen
Iſt dieſes Weines ſprudelnd reger Schaum. —
Der andre Morgen dann bringt neue Wünſche,
Bringt neue Freuden und Genüſſe mit.
Und nun, wenn du noch Luſt haſt, mein geſtrenger
Herr Telemach, ſo ſtreiche immerhin
Dein kleines Ithaka und dein Salent
Und jene jämmerlichen Städte alle
Mit Macht heraus, wo deine Kreter, zum
Erbarmen tugendhaft, an Gütern arm
Und deſto reicher an Enthaltſamkeit,
Nur um im Ueberfluß zu ſchwimmen, darben.
Vor deinem ſchönen Style hab' ich allen
Reſpekt und lobe deine Proſa, mag
Sie immerhin ein wenig ſchleppend ſein.
Doch Freund, durchprügeln laſſen will ich mich
In deinem traurigen Salent, wenn's je
Mir in den Sinn kommt, dort mein Glück zu ſuchen.
Und du, geprieſ'ner Garten unſers guten
Altvaters Adam, Garten, den der Teufel
Und Eva's Apfelbiß berühmt gemacht:
Von mitleidswerthem Wahn verleitet, wollten
Umſonſt Calmet und Huet mit gelehrter
Verwegenheit den Ort des Paradieſes
Erforſchen: hier, im Vollgenuß des Lebens
Hab' ich das ird'ſche Paradies gefunden.

Brief über die Vertheidigung des Luxus

von J. F. de Mélon[1], weiland Sekretär des Herzogs Regenten, an die Gräfin de Verrue.

Gnädige Frau! Ich habe die geistreiche Apologie des Luxus gelesen und halte dies kleine Gedicht für eine treffliche Lehre der Staatskunst, die sich unter anmuthig tändelndem Geschwätz versteckt. Ich schmeichle mir, in meinem „politischen Versuch über den Handel" dargethan zu haben, wie wenig jener Geschmack an den schönen Künsten und jene Verwendung des Reichthums, jene Seele eines großen Staats endlich, die man Luxus nennt, behuf des Geldumlaufes und der Förderung und Unterhaltung der Betriebsamkeit zu entbehren sei, und Ihr Wirken, gnädige Frau, liefert mir für diese Wahrheit einen der schlagendsten Belege. Wie viele Familien in Paris verdanken ihren Lebensunterhalt allein dem Schutz, den Sie den Künsten angedeihen lassen! Angenommen, die Liebhaberei für Gemälde, Kupferstiche und Luxusgegenstände aller Art hörte mit einem Male auf, so wären auch mit Einem Schlage wenigstens 20,000 Menschen in Paris zu Grunde gerichtet und gezwungen, im Auslande ihr Brod zu suchen. In einem kleinen Schweizerkanton sind Gesetze gegen den Aufwand ganz zweckmäßig, weil es nicht gut thut, wenn der Arme wie ein Krösus lebt. Als der Handel der Holländer noch im Entstehen war, waren sie eben so sehr auf die äußerste Mäßigkeit angewiesen, als ihnen jetzt, da sie die geldreichste Nazion in Europa sind, der Luxus zum Bedürfniß geworden ist ꝛc.

---

[1]) Vgl. oben Voltaire's Kritik seines Buches über den Handel.

Brief an den Grafen Moritz von Sachsen, nachherigen Marschall von Frankreich.

Hier, Herr Graf, haben Sie die Vertheidigung des Weltkindes. Ich habe die Ehre, sie Ihnen zu übersenden, nicht bloß als einem liebenswürdigen Weltmanne, sondern auch als einem ächt philosophischen Krieger, der sich eben so leicht darin findet, im Bivouak zu schlafen, als in dem prächtigen Bette seiner reizendsten Geliebten, und der mit gleichem Appetit bald ein lukullisches Mahl hält, bald mit dem Vesperbrode eines gemeinen Husaren vorlieb nimmt.

Omnis Aristippum decuit color et status et res.

Ich zitire Ihnen den Horaz,[1]) der im Zeitalter des größten Luxus und des raffinirtesten Wohllebens dichtete. Er begnügte sich mit zwei Schönen oder dem Aequivalent dafür, und ließ sich oft bei Tafel, zum Beweise seiner Genügsamkeit! nur von drei Lakaien aufwarten: coena ministratur pueris tribus. Die Dichter unsrer Zeit, unter einem Mäcenas, wie der Kardinal Fleury, sind noch bescheidner.

Ja, fest beharr' ich bei dem Satze,
Allmächtig ist des Luxus Zauber,
Er dient als Hebel dem Talente,
Er baut die Herrlichkeit des Reiches.

Er gleicht dem edeln Rebensafte:
Mit Maß mögt ihr ihn froh genießen.

[1]) Epp. I, 17, 23.

Schön ſteht die Freude auch dem Weiſen
Trinkt, aber wahrt euch vor dem Rauſche!

Wer nimmer der Entſagung fähig,
Schmeckt auch die Wolluſt nie vollkommen.
Wer vor der Armuth feig erzittert,
Verwirkt des Ueberfluſſes Segen.

Vertheidigung des Weltkindes

oder

Apologie des Luxus.

Durch ein beklagenswerthes Ungefähr,
Gerieth bei Tiſch ich geſtern neben einen
Bethbruder, der mich mit den milden Worten
Begrüßte: „Leicht ſieht man's euch an, daß ihr
Dereinſt die Küche Luzifer's zu heizen
Beſtimmt ſeid, und ſchon freu' ich mich darauf,
Wenn ich, zur ew'gen Seligkeit berufen,
Im tiefſten Höllenpfuhl euch ſchmoren ſehe."
— Im Höllenpfuhl? Wie ſo? Weswegen denn
— „Nun, wegen eurer Narrentheidungen.
In einer eurer gottvergeſſ'nen Schnurren
In Jamben hingeſudelt, ſagtet ihr,
Daß Adam einſt im Paradieſe naß
Geworden ſei, ſo oft der Regen ihn
Getroffen, daß er ſelbſt ſo gut wie Eva

Nur ſchönes klares Waſſer trank; daß beide
Sogar vor ihrem Fall ein braunes Fell
Und krumme Nägel hatten. Ja, im Wahn,
Im tollen Rauſche eurer Sinnlichkeit
Behauptet ihr, den Luxus predigend
Und frech die Ueppigkeit erhebend, daß —
O der verruchten Läſt'rung! — daß es beſſer
Sei, jetzt zu leben, als vor grauen Jahren
Gelebt zu haben. Dieſerwegen, Sohn,
Iſt eure ſchmutzige, entweihte Muſe
Zur Hölle reif; der Schluß ſteht ewig feſt."

So ſprach er und benetzte die von ſeiner
Bußpredigt angegriff'ne Kehle reichlich
Mit ambrafarbnem Wein, der nach der Traube
Noch duftete, die uns den ſüßen Saft
Geſpendet. Roth erglänzte ſein Geſicht.
Ich aber ſprach: Um Gott, Herr Heiliger,
Was iſt das für ein Wein? Wo wuchs er? Sagt doch?
Woher bekommt ihr ihn? — „Nun, aus Madeira;
Ein Nektar iſt's, ein Trank der Auserwählten
Des Himmels; Gott hat ihn gegeben und
Sein Wille iſt's, daß er getrunken werde."
— Und dieſer Kaffee, deſſen Köſtlichkeit
Eu'r Magen nach fünf Gängen nicht verſchmäht?
— „Von dem Allgüt'gen ward er mir beſchieden."
— Gut! aber muß nicht, ehe Gott ihn bis
Zu euch gelangen läßt, der rege Kunſtfleiß
Der Menſchen in Arabiens Gefilden
Ihn ſammeln? Fern in China ward für euch
Dies Porzellan, die Pracht der nur zu leicht

Zerbrechlichen Glasur, von tausend Händen
Sorgsam bereitet, ward geformt, gebrannt,
Mit schillernd bunten Farben überzogen.
Dies feine Silber, in getrieb'ner Arbeit,
Das euch als Schüssel, Teller, Vase dient,
Dem Schooß der Erde ward es in Potosi
Im Binnenland Amerika's entrissen.
Die ganze Welt hat sich für euch bemüht,
Damit ihr, frommer Sauertopf, gemächlich
Beneidenswerth in eurem Zorne, sie,
Die sich erschöpfte, euch zu dienen, scheltet.

O gleißnerischer Wicht! Wahrhaft'ges Weltkind!
Erkennt euch selbst! Verdammt an eurem Nächsten
Nicht länger, was ihr selbst so nachsichtsvoll
In eigensücht'gem Stumpfsinn euch gestattet.
Vor Allem wißt, daß Ueppigkeit und Pracht
Verderblich einem kleinen Staat, den großen
Bereichert. Seht in jenem weltlichen
Anstöß'gen Glanz und Prunk das sich're Merkmal
Des Wohlstands, der Glückseligkeit des Reichs.
Dem Reichen liegt es ob, viel zu verthun,
Des Armen Aufgab' ist's, etwas zu sammeln.
Seht in den Gärten dort die Wasserfälle,
Die Freude und Bewund'rung der Najaden:
Seht jene Wogen, deren Silberguß
Mit schnee'gem Schaum den Marmor überfluthet:
Von eben dieser Welle nähren auch
Bescheid'ne Wiesen sich; das Erdreich wird
Ergiebiger und schöner durch ihr Naß.
Versiegt nun des Gewässers Quelle, so

Vertrocknet auch das Kraut, die Blume welkt.
So wird der Ueberfluß in England und
In Frankreich mittelst zahlloser Kanäle
In Umlauf stets erhalten; der Geschmack
Am Luxus dringt in alle Klassen ein.
Der Arme lebt dort von der Eitelkeit
Der Großen; und die Arbeit bahnt, im Sold
Der Ueppigkeit, sich langsam, aber sicher
Den Weg zum Reichthum. Eine Schaar Pedanten
In schwarzen Röcken, grämliche Begeif'rer
Der Freuden, die sie selbst entbehren, ziehen
Hier gegen mich zu Felde mit Citaten
Aus Dionys dem Karier, aus Dio,
Aus dem Plutarch, ja aus Horaz sogar;
Sie schreien mir die Ohren mit Exempeln
Von Cincinnatus voll, von Curius,
Und Gott weis was für Konsuln sonst auf *us*:
Wie mitten im Geräusch der Waffen sie
Das Feld behackten, wie sie mit der Pflugschar
Und mit dem Schwerte gleich gut umzugehn
Verstanden, und wie es zu großer Ehre
Dem Korn gereicht, von eines Siegers Hand
Gesä't zu sein. — Sehr schön gesagt, ihr Herrn!
Ich will der alten Römer märchenhafte
Geschichte glauben. Aber sagt, wenn nun
Die Götter zwischen Flachsenfingen und
Krähwinkel blut'gen Krieg erregten, müßten
Die Bürger dieser stolzen Stadt etwa
Nicht auch, wenn sie als Sieger heimgekehrt,
Zum Spaten und zur Hacke wieder greifen?
Rom aber war, trotz allem spätern Hochmuth,

In ſeinen älteſten Zeiten kein Haar beſſer
Als Flachſenfingen. Wenn die tapfern Söhne
Des Kriegsgotts und der Rhea Sylvia
Um ein paar Hufen Lands in Fehdenwuth
Geriethen und aus ihrem Dorf in's Feld
Des Vaters Mavors rückten, ſteckten ſie
Ein Bündel Heu als Feldſtandarte auf. [1])
Zur Zeit des braven Königs Tullus war
Ihr Jupiter aus Holz geſchnitzt, von Gold
War er zur Zeit des üppigen Lucull.
Beehrt drum nicht ſo ſchnell in eurer Einfalt
Die Armuth mit dem ſtolzen Namen Tugend.

Wie preiſ' ich Colberts hocherleuchteten
Verſtand! Ein aberwitz'ger Griesgram rieth,
Man möge doch die herrlichen Gewebe,
Woran der Fleiß Lyon's ſo raſtlos ſchafft,
Behufs zu machender Erſparungen
Eingehen laſſen. Ins Verderben hätte
Des wohlgeſinnten Rathers toller Anſchlag
Das Land geſtürzt, und das aus reiner Liebe
Zur Sparſamkeit. Doch der Miniſter, mit
Dem echten Nutzen äußern Glanz verbindend,
Verſtand den Staat durch Luxus reich zu machen.
Die Quelle und den Spielraum aller Künſte
Erweitert' er; die ſtolzen Nachbarn rings
In Süden, Oſten, Norden, eiferſüchtig

[1]) Ein Bündel Heu an einer Stange, Manipulus genannt, war die älteſte Fahne der Römer.

Ob Frankreichs mächtiger'm Gedeih'n, bezahlen
Den Geiſt, den ſie an ſeinem Volk bewundern.

Doch einen andern Mann will ich euch nennen,
Wie weder Rom, Paris, noch Peking je
Ihn ſah! den Salomo, den weiſen Glückspilz,
Den Philoſophen auf dem Thron, den Platon
Im Kronenſchmuck, dem von der ſtolzen Zeder
Bis zum Yſop, der aus der Wand wächſt, nichts
Verborgen war: hat je mit ſeinem Luxus
Ein andrer in der Welt ſich meſſen können?
Nach Willkür wußt' er Gold und Silber zu
Vervielfachen, vor allen Dingen aber
Der Wolluſt Freuden. Tauſend Schöne ſtanden
Ihm zur Verfügung.[1]) — Tauſend? — Ja, man ſagt's.
Für einen Weiſen iſt's ein Bischen viel.
Ich, der ich freilich weder Fürſt noch Weiſer
Zu ſein die Ehre habe, gäbe wahrlich
Mit einer einzigen mich gern zufrieden.

So ſprach ich, und nicht übel ſchien den Gäſten
Die ungezwung'ne Offenherzigkeit
In allem, was ich ſagte, zu behagen.
Mein ſanfter Frömmling hatte wenig nur
Mir zu entgegnen, aber dafür lachte
Er deſto mehr und trank noch tüchtiger.
Und allen Andern däucht' es wohl gethan,
Mein ehrlich Wort ſich hinter's Ohr zu ſchreiben.

[1]) Vgl. 1 Kön. 4, 33 u. 11, 3; Sirach, 47, 20 ꝛc.

Die Finanzen.

(1775.)

Zur Zeit, da Terray[1]) uns das Blut aussog,
Verpflanzt' ein wackrer Bürger, der der Wirren
Und Widerwärtigkeiten des bewegten
Stadtlebens müde war, sich und die Seinen
Aufs Land, in die Champagne. Er besaß
Ein Gütchen in der Nachbarschaft von Rheims;
Sein Haupttertrag bestand in gutem Wein.
Als er in seinem Keller oder sonst
In seiner Wirthschaft einst beschäftigt war,
Beehrt' in seiner Wohnung ihn mit seinem
Besuch ein Nachbar, den er für den Gutsherrn
Des Dorfes hielt. Den Mann begleiteten
Gar stattlich aufgeputzte Diener, Schergen
Des Steueramts, in kriegerischem Schmuck.
Der Hausherr machte Allen eine tiefe
Verbeugung und bewirthete sie reichlich
Mit Wein, so gut sein Berg ihn lieferte.
Sodann war er so frei, mit leiser Stimme
Sich zu erkund'gen, wer der Herr denn sei,
Der schlichten Bürgern solche Ehr' erwiese.
„Ich bin," entgegnete der Unbekannte,
„Bei der dermaligen Verpachtung als
Direktor jener königlichen Steuern,
Der Hülfssteu'r und Gabelles, angestellt . . . ."
— „Verzeihung, gnäd'ger Herr! Ihr helft dem König?"

[1]) General-Finanz-Kontrolör von 1769 bis 1774.

— „Ja, Freund . . .“ — „O, einen ſo erhab'nen Poſten
Verehr' ich tief; verſtändlich iſt das Wort
Hülfsſteuer; doch das andre ſetzt mich in
Verlegenheit. Gabelles! Woher ſtammt es?“
— — „Von einem Juden, Namens Gabelus.“ [1])
— „Von einem Juden! Ei, das glaub' ich gern.“
— „Den edeln Satzungen des Volkes Gottes
Zufolge, deſſen Stamm ich in mein Herz
Geſchloſſen, komm' ich, die mir ſchuldigen
Gebühren von euch zu erheben. Ziemlich
Vertraut bin ich in meiner Praxis mit
Der Kunſt geworden, im Finanzfach für
Des Reiches Wohl zu arbeiten. Ich mache
Gewiſſenhaft aus eurem Gut zwei Theile.
Der eine fällt dem König zu, der nichts
Davon bekommt; der andre iſt für mich.
Da habt ihr eure Rechnung: ſo viel für
Die Kannen Wein, die wir hier ausgetrunken,
So viel für jene, die ihr nicht verkauftet,
Und für die andern, die wir noch mit euch
Zu leeren denken. So viel für das Seeſalz,
Das ihr — nach unſrem Dafürhalten mind'ſtens —
Für eure ſaft'gen Schinken brauchtet. [2]) Zwar

---

[1]) Es gab wirklich einen Juden Gabelus, der mit dem ehrlichen Tobias Geldgeſchäfte machte. (S. Tob. 1, 17, ꝛc.); und einige ſehr ſcharfſinnige Gelehrte leiteten deshalb das Wort Gabelle (Salzſteuer) aus dem Hebräiſchen ab; denn bekanntlich iſt die franzöſiſche Sprache eine Tochter der hebräiſchen. V.

[2]) Jemand, der ſo und ſo viel Schweine hatte, mußte ſo und ſo viel Salz nehmen, um ſie einzuſalzen; und verreckten ſie, ſo mußt' er darum doch eben ſo viel nehmen, widrigenfalls er zu einer Buße verurtheilt und ihm ſein Hausrath verkauft wurde. V.

Ihr habt es nicht genommen, doch ihr hättet
Es nehmen müſſen. Seht, ich bin nicht grauſam,
Im Gegentheil, mein Herz iſt viel zu weich.
Wir wollen gütlich uns vergleichen, wenn es
Euch recht iſt. Zahlt zur Abfindung mir baar
Zweitauſend Thaler und ich laſſ' es gut ſein.
Mit offnem Maul hört' unſer ehrlicher
Philiſter den beredten Vortrag an,
Wovon er nichts verſtand. Da tritt ein andrer
Vornehmer Herr ein, macht ſein Kompliment,
Und ſchließt ihn in die Arme mit den Worten:
„Wie glücklich ſeid ihr! Euer gutes Glück
Gehört — ſo inn'gen Antheil nehm' ich dran! —
Gemeinſchaftlich uns beiden. Ihr erblickt
In mir den Kontrolleur der königlichen
Domänen. Ich erfuhr, daß euch vor kurzem
Die ganze Habe eurer alten Tante
Als einz'gem Erben zufiel. Ihr nun wähntet
Nur tauſend Thaler Renten zu gewinnen.
Wißt aber, daß die Selige euch dreimal
So viel vermachte. Mögt ihr eures Gutes,
Das dergeſtalt durch meine Wiſſenſchaft
Sich mehrte, froh ſein, mir einſtweilen aber
Geſtatten, euch zehntauſend Franks als Buße
Für euren kleinen Irrthum abzunehmen.“ [1])

---

[1]) Die Domänen-Kontrolöre pflegten das Vermögen, das einem Seitenverwandten durch Erbſchaft zufiel, auf das Dreifache des wahren Werthes zu ſchätzen; ſie beſteuerten es dann dieſer Schätzung gemäß, legten dem Erben eine übermäßige Buße auf, verſteigerten ſein Hab und Gut und kauften es zu einem Spottpreiſe. V.

Im schönsten Einverständniß fertigen
Die Herren ohne Weitres ein Verzeichniß
Von seiner Habe an. Das baare Geld
Wird sämmtlich in Beschlag genommen und
Die Wohnung ausgeräumt. Des Bürgers Gattin
Gibt sich dem Jammer der Verzweiflung hin;
Er selbst weiß keinen Rath; die Tochter ist
In Thränen aufgelöst; ein Kind nur von
Vier Jahren spielt in seiner Unschuld mit
Den Räubern, glücklich, von dem Mißgeschick
Das grausam es ereilte, nichts zu wissen.
So stehn die Sachen, als der ält'ste Sohn
Ein kräft'ger Bursche, von der Jagd zurückkehrt.
Er sieht den Jammer, will dem Vater helfen,
Das Haus vertheidigen. Doch beide sind
Bald überwältigt; Sohn und Vater werden
Ergriffen und gebunden, in den Kerker
Geschleppt, gerichtet und verurtheilt, endlich
Den edeln Argonauten beigesellt,
Den Stammgästen des Bagno von Toulon,
Um für den König bis zum Port von Cadix
Das Mittelmeer zu pflügen. In des Sohnes
Umarmung starb die unglückselige Mutter;
Das Kind verschmachtet hülflos, und die Tochter
Vertrauert in Paris als niedre Magd
Ihr Leben.[1]) — Und auf solche Art arbeitet
Man im Finanzfach für des Reiches Wohl.

[1]) Die vorstehende Erzählung ist eine wahre Geschichte, die der Familie des Antoine Fusigat begegnete.

Die Gegenwart.

(1775.)

In einem schatt'gen Winkel meines Wäldchens,
Vom Lärm der Städte fern, den treuen Griffel
In Händen, fühlt' ich wieder einmal von
Der Luft mich angeweht, in schlichten Versen
Heilsame Wahrheiten, die in Paris
Man streng verdammt, wenn man nicht etwa d'rüber
Zu lachen vorzieht, dem Papiere zu
Vertrau'n. Ein Lied, wovon den heuchlerischen
Schulfüchsen dort die Ohren gellen sollten,
Trug ich im Kopfe, da fiel eine Gruppe
Von Mädchen, Buben, Greisen, Kindern mir
Auf einmal in die Augen, die bei Tanz
Und jubelndem Gesang sich fesselos
Des Frohsinns lautem Ausbruch überließen.
Fast fühlt' ich selbst vom Rausch der Lustigkeit
Mich angesteckt. Ich forschte nach dem Grunde
Der allgemeinen Freude, und von einem
Der guten Leute ward die Antwort mir:
„Wir Alle sind jetzt glücklich, wie man uns
Versichert." — Glücklich! Ei, das ist fürwahr
Ein großes Wort. Vielleicht verdientet ihr
Durch eure unverdross'ne Arbeit, glücklich
Zu sein. Virgil und Saint-Lambert gefielen
Zu Zeiten zwar sich in der Grille, einem
Mäcen und Beauveau die Glückseligkeit
Des Landmanns anzupreisen. Aber im
Vertrau'n gesagt, das sind Poetenträume,

Sind Phantaſiegebilde, zierliche
Süßtändelnde Idyllen, eitel Wind
Und Dunſt. Nur ihre Verſe waren glücklich,
Ihr war't es nicht. Wohl winkt das Glück uns Allen,
Doch unerreichbar flieht es vor uns her.
Wie unter'm Baldachin, betrügt es unter
Dem Strohdach unſer Leben. Eitle Worte
Nur waren's, die man in der Sitzung der
Akademie vernahm: „Choiſeul beſtellt
Den Acker jetzt, und Voltaire ward zum Bauer."
Die Kunſt, die alle Welt ernährt, iſt nach
Wie vor ein elendes Gewerbe. Reden
Wir hier nicht von dem edeln Choiſeul,
Von jenem Voltaire, der, den Tod ſchon auf
Der Zunge, noch in Verſen faſelt, den
Ein Schelm verfolgt, und der in ſeinem Dorfe
Am Rand des Grabes ſeiner Krittler ſpottet.
Nein, an euch ſelber denkt nur, meine Freunde,
An alles Elend, das euch niederdrückt,
Das euch beſoldete Banditen bringen,
Tyrannenknechte, und im Kleinen ſelbſt
Tyrannen, die, ſich auf ein Pergament
Berufend, euch die Aehren, die im Schweiße
Des Angeſichts ihr ſä'tet, rauben, die
Zur Frohne, in den Kerker, endlich auf
Die Ruderbank euch ſchleppen, während eure
Troſtloſen Weiber, ſich in Thränen badend,
An's Herz vergebens ihre Kinder preſſen,
Die ſie vor dem Verſchmachten nicht zu retten
Vermögen. Quält euch raſtlos, unterliegt
Dem Uebermaß des Elends, fleht den Tod an.

Sterbt auf dem Stroh, dem einz'gen Gut, das euch
Geblieben. Oder wenn ihr ſolchen Zuſtand
Des Jammers überlebt, ſo mögt ihr unter
Den Trümmern eurer eingeſtürzten Hütten,
So mögt ihr ohne Kleider, ohne Brod
Denn tanzen, wenn euch noch danach gelüſtet
Und ihr es wagt. — Kaum hatt' ich ausgeſprochen,
So tönte mir der Ruf von tauſend Stimmen
Entgegen, den das Echo freudig an
Entfernte Ufer trug: „Die Schreckenszeit
Iſt nicht mehr; unſre Ketten ſind zerbrochen!“ [1])

Ich ſtaunte billig ob der unerhörten,
Glückſel'gen Kunde. — Welcher Herkules,
So fragt' ich, hat das große Werk vollbracht?
Sprecht, welcher Gott als Retter euch erſchien?
„Ein Weiſer war es,“ lautete die Antwort.
Ein Weiſer! Himmel! Unwillkürlich ſchaudert'
Ich bei dem Wort. Ein Weiſer! Ha, ſo iſt er
Verloren, Freunde; 's iſt um ihn geſchehn.
Seht ihr nicht jene grimmen Ungeheuer
Der Schule? jene rohen Kämpen aller
Tyranniſchen Irrthümer? jenes Heer
Des Aberglaubens und der Finſterlinge?
Die ewig unverhöhnten Widerſacher
Der Wahrheit, die von jeher ihre Wuth

[1]) König Ludwig XVI. hatte damals eben die Frohndienſte abgeſchafft und verboten, die Schuldner des Fiskus willkürlich zu verfolgen. Dieſe beiden ſo einfachen Maßregeln koſteten der Krone nichts und würden zum Heile des Volks gereicht haben .... B.

Gestachelt? Seht ihr nicht, wie sie das Gift
Woran es ihrer Bande niemals fehlte,
Schon in Bereitschaft halten? Sokrates
Steht einzeln ihrer Masse gegenüber:
Und sollt' er nicht den Schierlingsbecher fürchten?[1])

In meinen Gram versenkt blieb ich zurück.
Des Geistes und der Tugend Loos vor Allem
Beklagt' ich tief; da überraschte mich
Mein Freund Ariston[2]) in dem stillen Wäldchen,
Woraus vor meinen düstern Phantasien
Die Heiterkeit entwich. Ihr kennt Ariston,
Den Denker und den Menschenfreund. Den Glanz
Des Ansehns und der Größe, der ihm winkte,
Verschmähend, stets der Wahrheit hochgesinnter
Und treuer Freund, vereinigt er Euklid's
Und Fontenelle's Geist in seinem eignen.
Mein tief bekümmertes Gemüth erfüllte
Mit neuem Muth sein Trostwort: „Siehst du nicht,
Daß das Jahrhundert umgewandelt ist?

---

[1]) Man darf nicht ungerecht sein. Die Priester hatten durchaus keinen Theil an den Ränken und Verläumdungen, wodurch Frankreich des erleuchtetsten und hochherzigsten Ministers, der je ein großes Reich regierte, beraubt wurde. Condorcet.

[2]) Der Marquis von Condorcet*).

*) Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß unsres Verfassers kritischer Kommentator Condorcet, derselbe, der in seinen Biographien Voltaire's und Turgot's, diesen berühmten Vorläufern der Revoluzion und sich selbst als Philosophen und Geschichtsschreiber ein so schönes Ehrendenkmal setzte, grade in diesem Lobliede des greisen Dichters auf den verabschiedeten Minister auch selbst, und zwar als Tröster über den Druck der Gegenwart mit der Aussicht in die Zukunft, gefeiert wird. Der Ueberf.

Auf! laß dich nicht von eiteln Schrecken beugen!
Sully erstand schon: hoff' auf einen Heinrich!"

Dies Wort gab mir die Federkraft des Geistes
Zurück, die unter meines Kummers Wucht
Erlahmen wollte. Meines Alters Frohsinn
Gewann ich wieder, und kaum heimgekehrt,
Nahm ich den Griffel, um mit Muse diese
Geschwätz'gen Verse auf's Papier zu werfen.